ZEITSCHRIFT

FÜR

ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON PROFESSOR Dr. GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT UND HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. WALTHER v. WARTBURG
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BASEL

1954

BAND 70 HEFT 3/4



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

Die Zeitschrift erscheint in Bänden von 6 Heften

INHALT

ZEITSCHRIFTENSCHAU

Zum altfranzösischen Alexiuslied

Die Entstehung des afrz. Alexiuslieds datiert man ungefähr auf die Mitte des 11. Jahrhunderts. Eine so frühe Datierung läßt sich durch gewisse archaische Sprachformen rechtfertigen. Außerdem aber ist man wohl auch deshalb zur Vermutung eines so hohen Alters gekommen, weil man als 'mutmaßlichen Verfasser'[1] einen Kanonikus von Rouen, Tetbald von Vernon, erwog, von dem die 'Acta Sanctorum' vermerken, er habe lateinische Heiligenlegenden recht geschickt in volkssprachliche Rhythmen umgesetzt[2]. Genannt wird nur ein uns nicht bekanntes Wandregisilus-Leben. Hätte dieser Tetbald das afrz. Alexiuslied geschaffen, so müßte es wohl vor dem Jahr seiner wunderbaren Heilung durch die Berührung einer Reliquie (1053) geschehen sein. – Bindendes kann man also über das Alter der Dichtung nicht sagen.

Die Hss., die es uns in der ursprünglichen assonierenden Strophenfassung überliefern, sind bedeutend jünger. Wenn wir unterstellen, daß die Kritik auf Grund stichhaltiger paläographischer Gutachten zu einer akzeptablen Datierung dieser Hss. gelangt ist, so hätten wir deren drei – L, V und A – dem 12. Jahrhundert, vielleicht der Mitte des 12. Jahrhunderts, und P dem 13. Jahrhundert zuzuweisen. Pio Rajna[3] erwägt sogar, ob die Hs. V nicht gar schon am Ende des 11. Jahrhunderts entstanden sein könnte, was sich durch die in V (Str. 98) besonders auffälligen Archaismen sicherlich stützen läßt. Rajna räumt aber auch der Hs. L wegen seiner von V, A und P nicht übernommenen archaischen Graphie ein verhältnismäßig hohes Alter ein[4].

Diese Hs. L erfreut sich bei der Kritik eines kaum bestrittenen Vorrangs vor allen übrigen Hss., die nur zur gelegentlichen Korrektur unsicherer Textstellen herangezogen werden. Ihr Ansehen verdankt diese Hs. hauptsächlich dem Umstand, daß sie nicht nur die in der Versifikation gepflegteste, sondern auch die 'vollständigste' ist: sie allein überliefert uns eine Dichtung von 125 assonierenden Fünfzeiler-Stro-

---

[1] W. Foerster, in: *Altfranzösisches Übungsbuch . . .*, begründet von W. Foerster und E. Koschwitz, Leipzig 1921[6], S. 99–100.

[2] Vgl. Gaston Paris, *La Vie de Saint Alexis . . .*, Paris 1887, 43 ff. (reproduction de l'édition de 1872).

[3] *Un nuovo testo parziale del 'Saint Alexis' primitivo*, in „*Arch. Roman.*" XIII (1929), 51.

[4] ebendort, 18

phen. Versuche, dem Schreiber der Hs. Interpolationen nachzuweisen, werden als gescheitert angesehen.

Diese Hs. L mag viele Vorzüge vor den anderen Hss. voraushaben; sie hat aber eine schwache Stelle, die mehr ist als lediglich ein verzeihlicher Schönheitsfehler: Sie schaltet in den Ablauf des Berichts als Str. 110 eine Ermahnung des christlichen Publikums verbunden mit einem Gebet ein, die ihr Analogon haben könnte in V 120 d. e[1], in Wirklichkeit aber nichts anderes sein kann als die Abschrift der entsprechenden Str. von A oder dessen Vorlage. In A bildet diese Str. den Abschluß der Dichtung. Rajna erkannte dies ganz klar, indem er L 110 *una conclusione del 'Saint Alexis' che esclude quella costituita dalle stanze 122–125, o ne è esclusa* nannte. Daß aber die Str. 111–121 in einem abgeschlossenen Alexiusgedicht nicht gestanden haben könnten, bestritt er auf das allerentschiedenste: *Senza di esse la composizione rimane monca*[2]. Etwas widerspruchsvoll klingt es, wenn er dann die eben als *conclusione* bezeichnete Str. L 110 als normalen Schluß von A nicht wahrhaben will und vermutet, dem Schreiber von A habe das letzte Blatt seiner Vorlage gefehlt; er habe also einen Notschluß verfaßt, und der Schreiber von L habe diese Str. an unorganischer Stelle der Dichtung versehentlich mitkopiert: *Veramente esente da colpa non è nessuno*[3]. Nichts aber ist dann logischer, als daß man annähme, in der Vorlage von L habe diese Str. an derselben Stelle gestanden und sei dort auch eine Conclusio gewesen, oder sei als Conclusio einer noch älteren Vorlage in die Vorlage von L übernommen worden. – In A aber haben wir einen Gedicht-Typus, der diese Str. mit anschließendem *Amen. Amen* als Schlußstrophe führt.

Es wird sich empfehlen, dieses A 110 auf seinen Gehalt und auch im Hinblick auf die vorausgehenden Partien des Gedichts etwas genauer zu prüfen. – Die „Rügerede"[4] des Papstes in 101 ist eine Erfindung des französischen Dichters. Nur Anlaß zur Freude sei gegeben; denn Gottes Stimme hat dem Leichnam des Alexius die Qualität eines Heiltums verliehen: *car par cestui auerū bone adiutoire.* Deshalb nehmen auch in 102 alle den Toten auf, während ihm in der lateinischen Vita der 'Acta Sanctorum' Kaiser und Papst das Geleit geben. Beim allgemeinen Auflauf ist kein Durchkommen (103), was die Vornehmen

[1] Im folgenden richte ich mich bei der Numerierung der Strophen nach deren Abfolge in der Hs. L und bezeichne die Verse der Str. mit „a, b, c, d, e". Die in A vorkommenden Wiederholungsstrophen nenne ich „48[a], 49[a], 97[a]". Die mutmaßlichen Vorlagen der Hss. werden mit einem Sternchen gekennzeichnet („A*"). Die erste Halbzeile eines Verses wird mit „α", die zweite mit „β" gemeint. Wird ein Vers im Hinblick auf mehrere Hss. zitiert, in denen er mehr oder weniger identisch ist, so geschieht es in der Textgestalt von A für V, L, P, in der von V für L, P. Der Text von A, L und P wird zitiert nach Foerster-Koschwitz, *Altfranzösisches Übungsbuch*, 99 ff., der von V nach dem Abdruck von Pio Rajna in *Arch. Roman.* XIII, 5 ff.

[2] Rajna 14.

[3] Rajna 18.

[4] E. R. Curtius, *Zur Interpretation des Alexiusliedes*, in dieser Zeitschr., Bd. 56 (1936), 120.

zum Gemurmel (104) und die Kaiser zur Gold- und Silberspende veranlaßt (105. 106), die das Volk verschmäht (107). – In der Vita hingegen wird zunächst von der Heilung der Bresthaften durch Berührung der Reliquie gesprochen, dann entschließen sich die Kaiser zur Gold- und Silberspende, um das Volk abzulenken und den Leichnam ungestört zur Bonifaciuskirche tragen zu können. – Der französische Dichter läßt also die Wunderheilungen weg. Gemeinsam ist der Vita und der französischen Dichtung der Versuch der Großen, das einfache Volk durch die Gold- und Silberspende von der Reliquie abzulenken. Dieses Manöver ist erfolglos; der *gent menue* ist der Besitz des Heiltums mehr wert als jedes andere Geschenk (AV 107 d. e). Str. 109 spricht aus, daß der Heilige die Gläubigen nicht enttäuschte (a), daß deshalb noch heute der Tag seiner Beisetzung ihm zu Ehren feierlich begangen wird (b), daß sein Leib in Rom liegt (c), seine Seele aber bei Gott im Paradies weilt (d).

Die Str. 110 hat nun mit dem Bericht der Vita nichts mehr zu tun. Sie lautet:

Ki ad pechied il sen deit recorder
par penitence mult bien se puet saner
briefs est li siecles plus durable atendez
co depreums la seinte trinitez
od deu el ciel ensemble puissum regner.
AMEN. AMEN.

Der Sünder wird angehalten, dieses Heiligen eingedenk zu sein; denn – wenn er bußfertig ist – kann er durch solches Gedenken seinem Heil förderlich sein. Nach vergänglicher (‘kurzer’) Weltlichkeit hat der Mensch ein Los von Dauer zu erwarten. Der Dichter fordert zu einem Gebet zur Trinität auf, das die Bitte um ein (ewiges) Leben in Gottes Himmelreich äußert. Der Dichter schließt sich selbst in dieses Gebet ein.

Müssen wir diese Str. 110 als den Notschluß einer unvollendeten Dichtung ansehen? – Von den Krankenheilungen verlautet nichts. Das einzige frühe afrz. Gedicht, das man zum Vergleich heranziehen kann, das Leodegarlied, ist ein abgeschlossenes Gedicht, zeigt den Heiligen in der Glorie (Str. 34), überbietet noch die lateinische Quelle in der melodramatischen Aufmachung der wundersamen Todesszene (Str. 39); aber nicht von Wunderheilungen durch Berührung des heiligen Leibs ist die Rede, sondern nur vom *fruit spiritiel,* das die Predigt des Heiligen den Gläubigen spendet (Str. 36). – Die lateinische Alexius-Vita berichtet von Wunderheilungen, aber ehe von den Gold- und Silberspenden der Kaiser die Rede ist. Die Hs. A bringt diese Spenden in Str. 105. 106 und schildert in der folgenden Str. die Volksfrömmigkeit, die auf dieses Ablenkungsmanöver nicht eingeht. Auch in dieser Str. 107 ist nur von der *bone aiue* (einer geistlichen Hilfe) die Rede, die das einfache Volk von dem Heiltum erwartet, während die Vita an dieser Stelle schreibt: *sed plebs amore pecuniae seposito magis ac magis ad tactum sanctissimi corporis irruebant.* Dieselbe Strophenanordnung 101–107 hat auch die Hs. L. Es ist also evident, daß der Dichter zwei-

mal von der Möglichkeit, auf materiell sichtbare Effekte des Heiltums hinzuweisen, im Gegensatz zur Vita keinen Gebrauch machte.

Die Hs. A schließt mit den Strophen 109 und 110. Könnten sie einen organischen Abschluß der Dichtung repräsentieren? – Die Vita hat gegen Ende, an einer Stelle, nach der keine afrz. Fassung des Gedichts noch anknüpft, den Passus: . . . *sacratissimum illud corpus cum magna veneratione collocaverunt die decima septima mensis Julii.* Das afrz. Gedicht verzichtet darauf, den Tag des Heiligen zu nennen; aber 109 b lautet in A und L:

pur oc est ui (Tonstelle!) *en cest iur honurez.*

Nachdem gesagt worden ist, daß 'bis heute' der Heilige an seinem Beisetzungstag geehrt werde, wird hervorgehoben, daß sein Leib in Rom ruhe, seine Seele aber bei Gott im Paradies sei. Dann folgt in 110 a. b die Ermahnung der Sünder, die zum Ausdruck bringt, daß das Heil nicht nur eine (automatische) Frucht des Heiligengedenkens, sondern auch der Buße sein werde. (In der 126. Str. der 'Passion Christi' rückt ein anderer, wohl früherer französischer Dichter von einem ausschließlichen Märtyrerkult ab und sagt deutlicher als der Alexiusdichter, worauf es bei der Buße ankomme:

frainde deuē nostrae uoluntaz
que part aiam ab nos (: les) deu fidels.)

Nach dieser Aufforderung, die auch die christliche Gewissensprüfung einbeschließt, kommt der Dichter auf den Begriff des *siecle* zurück, der in den beiden Eingangsstrophen der Dichtung Gegenstand eingehender Betrachtung ist. Und dann formuliert er das gemeinsame Gebet, um mit *AMEN. AMEN* abzuschließen.

Was hindert uns, in diesen Str. 109. 110 einen möglichen normalen Abschluß des Gedichts zu vermuten? – Müssen die Wunderheilungen, der Transport des Leichnams, nunmehr durch die Kaiser und unter Nennung des Ziels, der Bonifaciuskirche, die 7-tägige Schaustellung des heiligen Leibs, ein erneutes Klagen der Angehörigen unter Teilnahme allen Volks, ein Vermerk über das weitere Zusammenleben der drei Angehörigen und über die Paradiesgemeinschaft der beiden jungfräulichen Ehegatten wirklich zum integralen Bestand der Dichtung gerechnet werden? Von alledem bringt die Vita nur die Krankenheilungen (und zwar v o r dem Ablenkungsmanöver der Kaiser!), die Erwähnung der Bonifaciuskirche, der 7-tägigen Schaustellung und eine Andeutung des Beisetzungsprunks. Die Vita macht aber noch andere Angaben, die der französische Dichter nicht übernommen hat: sie nennt den Tag des Heiligen und berichtet, daß Alexius' Grab ein süßer Duft entströmte, als sei dieses voller wohlriechender Spezereien. Auf diese letztere Mitteilung könnte allenfalls V 112 d *(siueir espece lour a deus demostre)* anspielen; L spricht hier nur von *miracles.*

Die bisherigen Erörterungen werden es als berechtigt erscheinen lassen, daß man in den Str. 109. 110 einen regelmäßigen Schluß der

Alexiusdichtung vermuten könnte. Freilich gründet sich eine solche Hypothese lediglich auf die Partie von Str. 101–110 (unter Nichtberücksichtigung der nur in L stehenden Str. 108). A braucht nicht eine Hs. zu sein, die mit der Str. 110 'abbricht'. Wie die Str. 111–123 und die daran anschließende Conclusio entstanden sein mögen, braucht im Augenblick noch nicht erwogen zu werden. Es empfiehlt sich aber, durch eine eingehendere Untersuchung die sich aufdrängende Hypothese, A könne überhaupt einen ursprünglichen Gedichttypus verkörpern, auf ihre Tragfähigkeit zu prüfen.

Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß die Hs. A eine denkbar schlechte Presse hat. Begnügen wir uns damit, das vielleicht früheste Verdikt über A mitzuteilen; G. Paris schrieb 1872: . . . *le scribe est plus que médiocre. Non-seulement, semblable en cela à la plupart des copistes anglais, il dénature et détruit le rhythme d'un grand nombre de vers, non-seulement il foule aux pieds toutes les lois de la grammaire et écrit même souvent des mots dénués de sens, mais il est surtout coupable d'omissions considérables, qui portent, soit sur des vers isolés dans l'intérieur des strophes, soit sur des strophes entières; il a complètement supprimé les quinze dernières . . . la 'rédaction' de ce manuscrit offre en outre de nombreuses divergences avec les autres, mais le copiste auquel nous les devons était évidemment trop paresseux pour prendre la peine de modifier ainsi son texte et trop peu intelligent pour pouvoir le faire . . .*[1] Viele dieser Aussetzungen fußen auf einer Anschauung von frühen französischen Texten, die man in dieser apodiktischen Form nicht mehr äußern würde. Andere der hier A zur Last gelegten 'Mängel' können gerade in unserem Zusammenhang zum Versuch einer Erklärung reizen. Sicher aber ist, daß ein Urteil wie das von G. Paris geäußerte noch heute die Einschätzung der Hs. A präjudiziert.

Mit dogmatischen Ansichten über Grammatik, Versifikation u. dgl. läßt sich im Hinblick auf einen sehr frühen französischen Text nicht operieren. A mag Mängel und L mag Vorzüge haben. Die Mängel von A können aber nicht – wie bei G. Paris und vielen, die ihm darin folgen, – nur deshalb Mängel sein, weil man von vornherein von der Authentizität des Textes von L überzeugt ist. Wenn es nicht gelingt, die 'Ehrwürdigkeit' von L auch in der Form zu erweisen, daß es den Urtypus des Gedichts verkörpern muß, so ist alles, was man über die sprachlichen, verstechnischen, ideologischen oder künstlerischen Qualitäten dieser Hs. gesagt hat, nichts anderes als Kommentar zu einem Text, nicht des 11., sondern wohl erst des 12. Jhs.

Um dem Problem der Alexius-Dichtung des 11. Jhs auf die Spur zu kommen, ist eine Textkritik erforderlich, die A in die ihm gebührenden Rechte einsetzt. Es ist gewiß unbequem, daß eine spätere Hand den vorgefundenen Text in eine Reimfassung bringen wollte und so durch

[1] G. Paris 4.

Korrekturen und Rasuren verstümmelte. Es ist auch ärgerlich, daß Strophen mit überzähligen Versen und andere Unregelmäßigkeiten unterlaufen. Der Text ist dadurch nicht unlesbar geworden. Und ob der Schreiber wirklich 'faul' oder 'wenig intelligent' war, wird sich herausstellen können.

An der Hs. L hat von jeher die altertümliche Schreibung bestochen. Rajna schreibt: *Foneticamente L, A, P spettano a due fasi distinte della lingua; L è più arcaico e ci fa risalire a un'età anteriore a quella del gran rigoglio dell'antica letteratura francese; mentre di norma A e P non ci suonano all'orecchio diversamente da quel che facciano gl'innumerevoli prodotti del secolo XII*[1]. Das mag einleuchten: In L lesen wir etwa: *respont lamedre lasse qued est deuenut* (22 b), in A aber *que est deuenuz* – oder L 72 e β: *net uncore nen conuisum* gegen A g: *ne uncore ne conuissum* und P e: *nencor ne conoissun* – oder L 78 b β: *derumpet sa blance barbe,* wo zwar die anderen Texte ein anderes Verb, *detire* oder *detrait,* haben, wo man aber üblicherweise in Texten des 12. Jhs *deront* oder *desront* antrifft (wie übrigens in dem späteren, in Laissenform geschriebenen Alexiustext S). Ermüden wir nicht durch weitere Beispiele! Die archaische – oder archaisierende? – Schreibweise von L ist eklatant und findet in keiner anderen Alexius-Hs. ihr Analogon. Wer wäre für den 'Archaismus' von L nicht von vornherein gewonnen durch Schreibungen wie *pedre, cuntretha* (in 4), durch das Ausbleiben gewisser Diphthongierungen und ähnliche Charakteristika? Aber dies könnte auch nur ein *trompe-l'œil* sein, wenn der Archaismus nicht durch andere Kriterien erhärtet werden kann. Machen wir den Versuch, diese archaisch geschriebenen Wörter zu hören; Rajna meint ja, sie 'klingen' anders als in den vielen Texten des 12. Jhs! Wir müssen dann diese Wörter im Vers lesen, was bei einem Blickfang wie *cuntretha* freilich uninteressant ist, aber um so aufschlußreicher bei den weiter oben genannten Beispielen. Hier zeigt sich nämlich, daß das *qued* von 22 b oder das *net* von 72 e sich durch ihre Dentale nicht vor der Elision vor folgendem Vokal schützen können, und daß das *derumpet* von 78 b ein 2-silbiges Wort ist. Der 10-Silber, so wie wir ihn zu kennen glauben, verlangt es. Es handelt sich also um archaisierende Schreibung, die sich recht oft – ohne auch hier ein Urteil über das Alter des Texts zuzulassen – auch in A findet. So haben beide Texte die nur-graphischen Proparoxytona *imagene, angeles, uirgene* in Str. 18, A dazu noch *fragele* in 14 d. Das Flexions-*s* in A 79 a oder A 72 b *(En halte uoiz prist li peres acrier, li uns a chaires li altres oneries out nun),* das – grammatisch gesehen – kein organisches, sondern nur ein analogisches -*s* ist, und das der Schreiber von L auch gar nicht schreibt, ist genau so wenig elisionshindernd wie die Dentale in den aus L zitierten Versen. Die archaische Schreibung von L schafft eine optische Illusion, die der akustischen Nachprüfung nicht standhält. Rajna hat zuviel behauptet, wenn er schreibt, unser Ohr müsse aus diesen archaisch

[1] Rajna 18.

geschriebenen Wörtern etwas anderes heraushören als dann, wenn uns die gleichen Wörter in der im 12. Jh. üblichen Schreibweise entgegentreten.

Im Alexiuslied begegnen nun auch archaische Formen. – Zweifellos ist in L 25e das Praeteritum *firet* aus lat. *fuerat* authentisch und wird durch die Umwandlung in *fist,* wie sie sich in A und P findet, als rhythmisches Element des Verses verdorben. An dieser Stelle hat L den echten Text. Aber auch A hat solche Formen: A 38a lautet: *Quant ueit que cil le uoldrent honurer;* L schreibt *uolent.* Hier ist das Verhältnis umgekehrt: A hat die archaische Form, und L will sie vermeiden. Wie soll man nun die in A 33c stehende Form von *voleir* beurteilen: *de deu ne uoldra turner ne de sainte iglise?* Dieser Vers scheint in Zäsur und Silbenzahl ungewöhnlich; der in L entsprechende Vers *pur amistet ne dami ne damie* ist rhythmisch untadelhaft, flößt aber in seiner Aussage kein rechtes Vertrauen ein (und muß uns deshalb noch später beschäftigen). Die Form *uoldra* steht also nur in A und ist sicher kein Futur, sondern – wie das *uoldrent* in A 38a – entweder ein Praeteritum oder ein „conditionnel" auf der Grundlage von lat. *voluerat.* Auffällig ist das *-a,* dürfte aber mit den vielen unbetonten *-a* in L auf dieselbe Stufe zu stellen sein. In jedem Falle ist *uoldra* ein echter Archaismus von A. – Bei dem Verb ʻwollen' läßt sich sehr schwer entscheiden, ob eine aus lat. *voluerant* entwickelte Form ʻsie wollten' oder ʻsie möchten' bedeuten soll; daß aber das lat. Plqpf. im Alexius auch „conditionnel" geworden ist, beweist die Str. 98 in der Hs. V. (Daß dies in frühafrz. Texten vorkommen kann, zeigt das *fura* in der 38. Str. der freilich oberflächlich provenzalisierten ʻPassion Christi'.) Daß in L 98c.e und in A 98c der Rhythmus nicht stimmt, liegt daran, daß von den Schreibern die Formen *sore* aus *sapuerat* und *oure* aus *habuerat* vermieden wurden. – Will man also von Archaismus im Formenschatz sprechen, so hält A den Vergleich mit L in jedem Falle aus. Die venezianische Hs. aber scheint A und L in Hinblick auf die Bewahrung echter archaischer Formen noch auszustechen (was es begreiflich erscheinen läßt, daß Rajna dieser Hs. ein besonders hohes Alter zuschreiben wollte). Die Autorität von L müßte durch andere Eigentümlichkeiten glaubhaft gemacht werden; ein eigenwilliger Archaismus der Schreibung genügt für diesen Nachweis genau so wenig wie gelegentliche Archaismen im Formenschatz, die diese Hs. mit anderen Hss. derselben Dichtung teilt.

Der Archaismus in der Schreibung von L konnte nur dort als wahrscheinlich illusorisch erwiesen werden, wo er mit dem Syllabismus des Verses in Konflikt geriet. Wir haben die herrschenden Anschauungen vom Bau des 10-Silbers in der afrz. Dichtung als richtig unterstellt, ohne noch die Anwendung dieses Verses in dem sehr frühen Alexiuslied genauer zu prüfen. Eine Untersuchung der Versifikation dieser Dichtung könnte u. U. auch für die Erhellung unseres Problems von Vorteil sein.

Die Frage des Ursprungs des epischen 10-Silbers ist keineswegs gelöst. – Ph. Aug. Becker[1] führte ihn auf den alkäischen 11-Silber zurück, der von Prudentius in stichischer Reihung und von Ennodius in einer 4-zeiligen Strophe verwandt wurde. Im karolingischen Zeitalter taucht dieser alkäische 11-Silber dann wieder – jetzt mit 'rhythmischer' Betonung – in weiterer strophischer Hymnendichtung auf. Gewiß ist es nicht gelungen, diesen ausgesprochenen Kunstvers mittellateinischer Hymnendichtung in der Bindung an eine 5-zeilige Str. zu finden; aber Becker meint, die romanische Verskunst sei 'kein Naturprodukt', und das Alexiuslied gehöre der 'primitiven Phase der sprunghaften Auslese und notdürftigen Anpassung' an. – Georges Lote[2] denkt wie Becker an das Vorbild des Prudentius; er hat aber Mühe, die Entstehung des Zäsurverses 4 + 6 aus lateinischen Vorbildern zu erklären: *Sauf erreur, le premier exemple qu'on possède en latin du même vers avec coupe quatrième remonte à 1087, dans le 'Chant sur la mort de Guillaume le Conquérant' . . . Il est donc postérieur à 'Saint Alexis'*. Dennoch meint Lote: . . . *en toute probabilité, 'Saint Alexis' . . . est la copię d'autres vers latins de dix syllabes césurés 4 + 6 et aujourd'hui perdus.* – Paul Verrier[3] aber verwahrt sich energisch gegen jede Hypothese eines klassischen Ursprungs des epischen 10-Silbers: *Hexamètre enfin, ou vers saphique, ou asclépiade, ou phalécien, trimètre jambique scazon, que sais-je encore? notre décasyllabe ordinaire n'a calqué aucun de ces mètres, ni directement, ni même par l'intermédiare des rhythmi.*

Den rhythmischen Habitus des in der älteren französischen Literatur verwandten 10-Silbers glauben wir aber zu kennen – und auch im Alexiuslied wiederzuerkennen. Er ist ein Vers von strengem Syllabismus mit zwei Akzenten auf der 4. und 10. Silbe. Dieser 4. und dieser 10. Silbe kann eine unbetonte Silbe folgen, die im Vers 'nicht mitzählt'. Der 10-Silber hat also die Möglichkeit weiblicher (epischer) Zäsur. Die zahlreichen Paroxytona der Vulgärsprache konnten so an zwei Stellen des Verses, als Assonanzwort und in der Zäsur, den Ton tragen. Die Findung des 10-Silbers mit den zwei Möglichkeiten der weiblichen Zäsur und der weiblichen Assonanz muß für die französische Dichtung ein Akt der Befreiung von den Mustern des lateinischen Hymnenverses gewesen sein. Im vorausgehenden 8-Silber mochte – wenn man für diesen Vers den Ursprung aus dem ambrosianischen jambischen Dimeter gelten läßt – gelegentlich der natürliche Wortakzent durch Betonung der Nachtonsilbe (vgl. 'Passion Christi', 6a: *Cum cel asnes fu amenaz*) vergewaltigt worden sein. Jetzt ist es möglich, dem Paroxytonon in der Zäsur seine natürliche Betonung zu erhalten:

puis li bon pere a escole le mist (A 7c).

Über die Frage aber, wie sich die Zäsur auswirkt, scheint keine Übereinstimmung zu bestehen: Man wird an eine wirkliche Zäsur-

---

[1] *Anfänge der romanischen Verskunst,* in ZFSL., Bd. 56 (1932), 257 ff.
[2] *Histoire du vers français,* I. Bd. Paris 1949, 50.
[3] *Le vers français,* Bd. II: *Les mètres,* Paris 1932, 140.

Pause denken; Lote[1] aber bringt den Alexiusvers 92a in einer Lesart, wie sie keine der Hss. vertritt, und behauptet, die weibliche Zäsursilbe elidiere vor folgendem Vokal. Dagegen ließe sich einwenden, daß das Vorhandensein einer Zäsurpause in dem primitiven 8-Silber der 'Passion Christi' viel fraglicher ist als beim 10-Silber, und daß dennoch im Vers 24 d *que faire roua atrestot* nicht elidiert werden kann. Wir können also wohl die Behauptung wagen, daß bei weiblicher Zäsur im 10-Silber keine Elision eintritt[2]. – Die weibliche Zäsur im 10-Silber wird übrigens von Verrier[3] nicht als eine 'Möglichkeit', sondern als eine ausdrückliche Struktureigentümlichkeit dieses Verses angesehen: die ursprüngliche Struktur des epischen Verses sei also F-M (weibliche Zäsur – männlicher Versschluß), und schon im Laufe des 11. Jhs. habe sich dieses Grundverhältnis verwischen können. Jene anderen Typen M-M, M-F und F-F, die wir mit dem Wesen des 10-Silbers assoziieren, seien im Grunde sekundär.

Bleiben wir bei den vier 'Möglichkeiten' des epischen Verses! Und betrachten wir die Hss. des Alexiuslieds daraufhin, ob sie diesem Schema entsprechen! – In allen mittelalterlichen poetischen Texten kommen Verstöße in der Versifikation vor, die vielleicht schon Verstöße des Dichters waren. Dies ist auch in den Alexiustexten nichts Ungewöhnliches. A hat besonders viele 'Verstöße'. Man macht es sich vielleicht etwas zu leicht, wenn man sie nur der Oberflächlichkeit des Schreibers zur Last legt. Sicherlich mag er sich mitunter – wie die Schreiber der anderen Hss. auch – verschrieben haben. In 18dα *(el num de la uirgene)* und in 26cα *(sil en fu dolent)* braucht man mit dem Seitenblick auf L oder P nur ein Wörtchen *(de* und *en)* zu streichen, um einen korrekten Vers und vielleicht auch den des Originals zu gewinnen. Aber auch L betont zuweilen im 1. Halbvers (28e, 51c, 92a, 110a) auf der 5. Silbe, während die anderen Hss. einwandfreie Verse haben. – Die modernen Herausgeber beweisen uns, wie leicht man aus bedenklichen glatte Verse machen kann, auch wenn keine anderen Hss. helfen. So könnte man auch A 2dα *fallis est li siecles* etwa in *faillit li siecles* bessern, wollte man nicht die Lesart von LP *uelz est efrailes* vorziehen; aber gegen L spricht die Identität des Assonanzworts in 2d.e. Ähnliche Fälle sind in A: 4d, 42c, 77b, 81a, 82c, 90b, 92c, 101c. An all diesen Stellen mögen Versehen in der Versifikation vorliegen. Auch dreisilbige erste Halbverse – wie A 15d, A 77a und übrigens auch L 104c – brauchen nicht echt zu sein.

Wenn man dem Alexiusdichter eine gewisse Freizügigkeit in der Versifikation zugesteht, könnte A an manchen Stellen den authentischen Text in einer uns nicht behagenden rhythmischen Form verkörpern. In 109dβ kann *el paradis deu* alt sein und das *enz el p. d.* von L genauso wie in P das *el saint p. d.* nachträgliche Korrektur. Ist in L 29d *curtines deramedes* die gute Form des Originals und *cinces dera-*

[1] Lote I, 189.
[2] Vgl. auch Verrier II, 125.
[3] Verrier II, 119 ff.

méés von A eine Entstellung? Jedenfalls empfand es hier sogar der sorglose Schreiber von P, der *cinces* im 13. Jh. schrieb, für nötig, den Rhythmus durch Hinzufügung von *7 (= et)* nachträglich zu bessern. In Vers 66 b haben A wie L mit *pensif e plurus* eine 5-silbige zweite Halbzeile; repräsentiert deshalb das *corocous* von P den Wortlaut des Originals, oder ist es eine Korrektur des von A wie von L bewahrten Urtexts? Die drei letzten Verse der Str. 103 haben in A die Assonanz auf der 9. Verssilbe; in L sind alle diese Verse 'korrekt': Stand deshalb in 103 c immer der Plural *turbes,* in 103 d immer *entra rote,* und wurde auch im Original das *passer* von 103 e transitiv konstruiert? In 70 b hat A *uit del saint hume le uis en apert.* LP dagegen *le uis e cler e bel,* was rhythmisch vollauf befriedigt. Die Lesart von A aber rechtfertigt sich durch den Sinn: im vorausgehenden Vers wird mitgeteilt, daß Euphemian das Tuch zurückschlägt, das den toten Sohn bedeckt; jetzt erst kann er das 'offen' vor ihm liegende Antlitz erkennen. Eine nichtssagende Verlegenheitsformel ist dagegen *le uis e cler e bel.* – Der Vers 33 c lautet in A *de deu ne uoldra turner ne de sainte iglise.* Dieser Vers befriedigt nicht recht: Wo liegt die Zäsur? Ist sie nach *uoldra* anzusetzen, so hat die zweite Halbzeile eine überzählige Silbe. Diese Mängel hat das *pur amistet ne dami ne damie* nicht. Sollen wir, da auch P den Text von L – nur um eine Silbe verkürzt – bringt, diese glatte Formel anerkennen? Kasteite Alexius seinen Leib in Gottes Dienst, nicht 'aus Neigung zu einem Freund oder einer Dame', noch um der Ehren willen, die ihm deshalb (*en* soll sich dann wohl auf solchen weltlichen Freundschaftsdienst beziehen?) übertragen werden könnten? Oder kasteite er seinen Leib in Gottes Dienst, und wollte er sich nicht von Gott noch der heiligen Kirche abwenden weder um Goldes und Silbers noch um der lebenden Menschen *(ne pur rien ki uiue)* willen? Man kann wohl auch hier geneigt sein, trotz der überschüssigen Silbe von 33 c β und trotz des durch Rasur unlesbar gewordenen Verses 33 e A vor dem glätteren und durch P gestützten L den Vorzug zu geben. – Es kann aber auch vorkommen, daß A in Lesart und Rhythmus einwandfrei und L in beidem verdorben ist, ohne daß sich moderne Herausgeber[1] von dem üblichen positiven Vorurteil für L zu lösen vermögen. A hat in 29 c β *cum hū la ust preéé.* Die Vorlage von L hatte wohl dasselbe; nur wurde dem Schreiber durch das Verb 'plündern' und die mit ihm verbundenen Assoziationen das Verlesen von *(l)a ust (= l'eüst)* in *host* erleichtert, so daß er folgenden schlechten Vers schreibt: *si lat destruite cumdis lait host depredethe.* P gibt an dieser Stelle mit seinem *cum sel leust preee* A recht.

Es wurden bisher einige Anomalien von A nicht erwähnt, die in anderen Hss. sehr selten vorkommen, und die vielleicht eine besondere Beachtung verdienen. – Zunächst kommen in A einige Verse vor, die auf der 6. Silbe betonen. Diese Verse sind keineswegs immer zu ver-

[1] Z. B. Gerhard Rohlfs in seiner Ausgabe der *Roman. Üb.-Texte,* 1950, und der 2. verbesserten Auflage von 1953.

werfen. In 33d etwa könnte *pur or ne pur argent* eine ältere Formel sein als das abstraktere *ne pur honurs* von LP. In der für das Verständnis der Dichtung besonders wichtigen ersten Halbzeile von 49e hat A *nad sun de quanque il ueit,* was der Schreiber in der Wiederholungsstr. 49a selbst in *na suing quil sacent* (wahrscheinlich *facent,* oder reflexiv gemeintes *sacier, saquer?*) zu korrigieren scheint. Soll man in 100e *boneurez* zugunsten eines als archaisch angesehenen Latinismus *felix* in LP verwerfen? Ein auf der 6. Silbe betonter erster Halbvers war vielleicht auch ursprünglich *e ta chaitiue de mere* in 90d, dem in LP *ta lasse medre* gegenübersteht. Ein interessanter Fall ist A 45d *te dunrai bons hum,* wo *dunrai* u. U. 3-silbig zählen könnte wie *trourat* in L 74d; L hat den Verseinschnitt nach *durai,* das durch ein hinzugekommenes *tut* nur 2-silbig zählt, während *boens hom* die zweite Vershälfte einleitet. Enthielt der schon besprochene Vers A 33c *(de deu ne uoldra turner ne de sainte iglise)* den authentischen Text, so mußte an ihm später die unklare Zäsurstelle stören, was die Glättung in LP *(pur amistet ne dami ne damie)* veranlaßt haben kann[1].

Begnügen wir uns mit der bloßen Notierung dieser Seltsamkeit, die ein weiteres Indiz dafür sein könnte, daß der Alexiusdichter den 10-Silber freizügiger behandelte, als wir erwarten! – Er scheint sich aber außerdem, ohne aus Unachtsamkeit zu handeln, 'lyrische' Zäsur im 10-Silber gestattet zu haben. Verse – aber 8-silbige Verse – mit dem ersten Sinnakzent auf der 3. Silbe sind in der 'Passion' und im 'Leodegar' nichts Seltenes (z. B. 'Passion' 6a: *Cum cel asnes fu amenaz*). Wir dürfen annehmen, daß beim frühen 8-Silber in solchen Fällen Paroxytona nach dem Vorbild lateinischer Hymnenverse entgegen dem natürlichen Wortakzent auf der Nachtonsilbe betont wurden. Zwar wissen wir wenig über die Art des rhythmischen Zwanges, der von der musikalischen Begleitung ausgegangen sein könnte. Lote allerdings verallgemeinert auf Grund späterer mit der Melodie überlieferter Balladentexte diese Vermutung als eine für das ganze Mittelalter geltende sichere Erkenntnis: . . . *on peut constater que l'atone grammaticale se transforme à la césure en tonique, qu'elle y est marquée par une durée plus longue, et que l'accent normal, qui la précède immédiatement, est dépouillé de toute valeur privilégiée*[2]. – Man könnte versucht sein, diese kühne Behauptung mit dem in A auftretenden Wort *endementres* in Zusammenhang zu bringen. Die Wörterbücher verzeichnen zwei Typen *domientres* und *domentiers,* ohne den mitunter in der letzten Silbe auftretenden Diphthongen befriedigend erklären zu können. W. von Wartburg bemerkt im Art. *dum interim* des FEW zu den beiden Formen des Worts: *Sie finden sich sogar nebeneinander im gleichen Text, so im Apolloniusroman.* Sie kommen auch nebeneinander in A vor, und zwar als erste Halbzeilen: In 67a steht *Endementres* und in 100c *endemen-*

---

[1] E. R. Curtius erklärt (diese Zeitschrift, Bd. 56, 130) den Vers L 33 c als rhetorische „annominatio"; zum Gleichklang der Wörter kommt jedoch nicht die Differenz in den Wortstämmen.

[2] Lote I, 201.

tiers. Der Diphthong in der Form von 100c dürfte die Betonung der normalerweise unbetonten Endsilbe andeuten. Diese Diphthongierung kam wohl zustande, weil der Schreiber von A diese Betonung der weiblichen Silbe (in seiner Vorlage mag noch wie in 67a *endementres* gestanden haben) dem Rhythmus des Verses zu schulden schien. Die anderen Hss. freunden sich übrigens mit *endementiers* genau so wenig an wie mit *endementres;* sie wahren dem Wort die offenbar natürliche Betonung auf der 3. Silbe, finden, daß dem 1. Halbvers eine Silbe fehlt, und schreiben in 67a *An tant dementres* (L) oder *7 tant dementres* (P) und in 100c *tant endementres* (V), *en tant dementres* (L) oder *7 tandementres* (P).

Diese Tatsache ist wohl äußerst symptomatisch. Der Schreiber von A kopiert im 12. Jh. eine Vorlage, in der sich eine beachtliche Zahl lyrischer Zäsuren befand, die für ein im 11. Jh. entstandenes Gedicht in 10-Silbern eine Art atavistischer Abhängigkeit von den Gepflogenheiten des 8-Silbers bezeugen könnten, die aber ein Schreiber des 12. Jhs als störend empfinden mochte. Daß solche lyrischen Zäsuren im Original des Alexiuslieds vorgekommen sein müssen, beweisen alle Hss. In 93e haben V und L *nest meruelhe,* das wegen seines formelhaften Charakters geschützt sein mochte und vielleicht deshalb erhalten blieb (A und P 'bessern' durch Hinzufügung von *pas* oder *il*). Ebenso hat L in 60c *si depreient,* während A und P 'korrektes' *e si li prient* oder *si lui deprient* haben. Auch diese lyrische Zäsur mag aus dem Original stammen, da L 120d in einem analogen Falle, wo aber der Vers – im Hinblick auf VP – sekundär erfunden zu sein scheint, *esilipreient,* also den 'korrekten' Rhythmus, hat. Ein isolierter Fall von lyrischer Zäsur in V steht in 112d: *alkant uindrent.*

In A aber sind diese lyrischen Zäsuren besonders häufig: in 5b *que enfant norent* (L: *norent amfant*)[1], in 14c *en cest siecle* (L: *an ices secle*), in 35c *e est dignes* (L: *& il est dignes*), in 36a *reuint lumes* (L: *reuint licostre* – vielleicht um den Normalvers herzustellen, bezeichnete der Schreiber von L jenen Statisten, den alle Texte in 34d ungeschickt *seruitor ki serueit al alter* nennen, jetzt mit dem etwas ungewöhnlichen Wort *costre*). Weitere lyrische Zäsuren stehen in den Versen 45a, 64a, 64c, 65e, usw. Der in Dingen des Versrhythmus sorglose Schreiber von P hat sie oft bewahrt; der von L hat meist Wert darauf gelegt, sie zu tilgen (und ist darin ein Avantgardist der modernen Herausgeber, wenn er ihnen auch an unerbittlicher Konsequenz nachsteht).

Wir kommen zu der entscheidenden Frage: Hat L in den Str. 111 bis 125, die man gemeinhin als integrierenden Bestandteil der Dichtung ansieht, noch Fälle von lyrischer Zäsur? – Wir können mit einem glatten Nein antworten. Dem *alkant uindrent* von V 112d entspricht ein *alquant iuunt* in L 112c. Aber dieses V 112d α ist nicht zu übersehen; es könnte darauf hindeuten, daß die „Fortsetzung" des Gedichts –

[1] Die lyrische Zäsur von A 5 b könnte bezweifelt werden; aber in der Vorlage dürfte *que* gefehlt haben, wodurch *en* in 5 b β im Rahmen parataktischer Konstruktion besser gerechtfertigt ist.

wenn wir die Strophenfolge 111 bis 125 mit diesem Ausdruck bezeichnen dürfen – verhältnismäßig früh entstanden sein müßte.

Eine andere Anomalie kommt in L – auch im „Fortsetzungs"-Stück – vor, nämlich 3-silbige, auf der letzten Silbe betonte erste Halbzeilen. L bessert wohl das *puis ist fors* von A 15d in *dunc en eissit* (wenn nicht etwas ähnliches schon in der Vorlage stand); aber es hat in 55c *ne nuls hum* wie A. Mit Ausnahme von L 104c, wo bei *cest saint cors* – wie die anderen Hss. zeigen – lediglich ein *por* versehentlich weggelassen worden ist, lassen sich alle diese Fälle aus der syllabischen Ambivalenz von Wörtern wie *nul* und *sur* erklären, die 1- oder 2-silbig sein können. *Sur* ist in L 111c, 120a, 123e (und auch in 15e und 38d) 2-silbig zu lesen, wie in V die Schreibung *sore* zeigt. Einen analogen Fall hat man etwa im Vers 54 von 'Gormont et Isembart': *si l'ad feru sur le heaume;* die Besserungen von Bayot in seiner kritischen Ausgabe der *Classiques français du moyen-âge* in *a munt sur l'elme* und von Voretzsch im *Altfranzösischen Lesebuch* in *desor le helme* treffen nicht das Wesen der Sache, nämlich die Eigentümlichkeit, daß selbst beim Verstummen des Labials der aus lat. *sŭber* resultierenden Konsonantenverbindung noch Platz für eine fakultative 'weibliche' Silbe blieb. Der Schreiber von L hat eigentümlicherweise dieser in früher französischer Dichtung möglichen Zweisilbigkeit von *sur* Rechnung getragen; sein *ensur nuit* in 15e ist ein einwandfreier erster Halbvers, und sein *Desur terre* in 120a ist kein Halbvers mit lyrischer Zäsur. V schreibt *sore,* und spätere Hss. wie S helfen sich mit Hinzufügungen kleiner Silben (wie *ensor ke tout* für das *ensor tut* von L 123e). Daß die syllabische Ambivalenz von *sur* späterhin nicht mehr anerkannt wurde, zeigt etwa auch die Oxforder Hs. des Rolandslieds mit ihren häufigen ersten Halbversen mit *desur* wie 1585 *(desur sun elme),* 1843 *(desur sa brunie):* 2249 *(desur sun piz),* 2391 *(desur son braz);* in den zweiten Halbversen des Rolandslieds findet sich gelegentlich zweisilbiges *sur,* wie in 721 *(l'ad sur lui saisie)* oder in 2018 (*sur tuz humes* in einem 10-Silber des Typs 6 + 4), wo die Herausgeber den scheinbaren Ausfall einer Silbe durch *desur* und ähnliches auszugleichen suchen. In Roland 927 trägt *desure* sogar die weibliche Assonanz *ó–e.*

Auch *nul* kann im Alexiuslied 1- oder 2-silbig sein, was in der Schreibung nicht zum Ausdruck kommen muß. – Das *nule* in V 122a stört den Versrhythmus genau so wenig wie das eben erwähnte *nuls* in AL 55c, kann aber in dieser Schreibung den Kopisten von L aus dem Konzept gebracht und zu einer Änderung des Verses veranlaßt haben. L macht in der Regel einen Unterschied zwischen *nul* und *neul.* In der Str. 111 scheint aber diese Unterscheidung nicht sinnvoll zu sein, und Rohlfs, der im großen und ganzen die Lesart von L wiedergibt, sieht sich veranlaßt, in 111b *neuls* in *nuls* und im folgenden Vers *nuls* in *neüls* zu wandeln. Dies wäre nicht nötig gewesen, wenn die Ausführungen von Rajna [1], denen die Anordnung der entsprechenden Verse

[1] Rajna 29.

in S rechtgibt, verwertet und die Assonanzwörter *palazinus* und *languerus* vertauscht worden wären.

Diese Bemerkungen zur Versifikation des Alexiuslieds lassen Raum für die Hypothese, daß der Dichter den epischen 10-Silber nicht ganz so exakt handhabte wie Dichter des 12. Jhs. Gewisse scheinbare Anomalien der Hs. A könnten die ursprüngliche Gestalt der Dichtung spiegeln, insbesondere dann, wenn das Sinnkriterium für ihre Echtheit spricht. L hingegen könnte als eine rhythmisch geglättete Hs. erscheinen, die mitunter durch einen neuen Text einen syllabisch einwandfreien Vers schuf. Ernstlich muß man wohl für die früheste französische 10-Silber-Dichtung das Vorhandensein eines fünften Verstyps, nämlich des Typus mit lyrischer Zäsur, erwägen. Dieser Verstypus ist noch in allen Hss. des Alexiuslieds zu finden. Am häufigsten begegnet er in A, wo er aber schon – wie *endementiers* in 100c zeigen könnte – als etwas besser zu Vermeidendes angesehen werden mochte. Er fehlt im „Fortsetzungs"-Stück von L, während ihn V in diesen letzten 15 Strophen einmal besitzt. – Es ließe sich zeigen, daß V in der „Fortsetzung" einen 'gestörten' Versrhythmus hat, den L nachträglich – wenn solche Verse auch ihm vorlagen – gebessert haben könnte (117d, 119e, 123e, 125d). Eine Besserung von L wie 125b *(ketoz mals nos tolhe* in *que de toz mals nos tolget)* dürfte verbunden sein mit einer Verwässerung der liturgischen Formel im Schlußgebet. Da aber mitunter auch V den rhythmisch besseren Text (in 122c und 123d) hat, ergibt sich nicht zwingend der Schluß, daß – wenn wirklich der Weg vom freizügiger gebrauchten zum korrekten 10-Silber gegangen wäre – die „Fortsetzung" in V älter sein müßte als die in L. – Die Fälle von Störung der Assonanz scheinen in unserem Zusammenhang ohne besonderes Interesse zu sein. Auch das Abzählen der Fälle von weiblicher Zäsur zeigt keineswegs das Resultat, das man theoretisch erwarten könnte (nämlich ein deutliches Überwiegen weiblicher Zäsur in A und ein Seltenerwerden der weiblichen Zäsur in den „Fortsetzungen" von V und L), sondern eher das Gegenteil. Dies ist in dem Augenblick, wo sich die Strophe sehr selten auf einen der möglichen 10-Silbertypen festlegt und die Gestaltung der Zäsur eine Sache der freien Wortwahl wird, nicht zu verwundern. Wenn es aber zutrifft, daß eine Minorität von Paroxytona am Versschluß ein Kriterium für das hohe Alter eines frühen französischen Texts ist[1], so könnte dieses Argument recht beredt dafür sprechen, daß die Strophen von A vermutlich älter sind als die der „Fortsetzung". Aber derartige Statistik kann in einem Stadium der Dichtung, in dem von den Möglichkeiten weiblicher und männlicher Zäsur und Assonanz reichlich Gebrauch gemacht wird, kein besonderes Vertrauen erwecken.

Die vorstehende Betrachtung der Versifikation des Alexiuslieds hilft uns, eine größere Zahl von Lesarten als möglicherweise authentisch

[1] Lote I, 180.

in Erwägung zu ziehen, als man dies gemeinhin tut; andererseits könnten manche glatte Verse als Resultat einer sekundären Überarbeitung angesehen werden. Im einen Falle erscheint A damit manchmal in einem günstigeren Licht; im zweiten Falle könnte L mitunter an Autorität einbüßen. Natürlich wäre es ein schlechtes Plädoyer für A, wollte man in der Unordentlichkeit mancher Verse dieser Hs. ein Kriterium für deren Authentizität erblicken. Fragen aber muß man sich, ob sich ein zuverlässiger Text nur so gewinnen läßt, daß man – soweit es nur irgend geht – L folgt und nur bei offenbarem Irrtum dieser Hs. nach Gutdünken andere Hss. zur Korrektur heranzieht.

Die Lesarten der Alexius-Hss. bieten, in der großen Zahl der einzelnen divergierenden Fälle betrachtet, ein verwirrendes Bild. – Mitunter hat jede Hs. ihre eigene Lesart, ohne daß man sich für eine von ihnen mit gewichtigem Grunde entscheiden möchte: In 8e hat A *aplaide,* L *acatet,* P *porchace,* und in 28b haben dieselben Hss. wiederum verschiedene Verben: *destruist – despeiret – despoille.* In 74e wechselt je nach Hs. das Assonanzwort *(goir – grarir (= guarir) – plaisir);* hier allerdings könnte man im Hinblick auf den christlichen Charakter der Dichtung den Vers von L *eéó duinst deus quoren puisum grarir* als echt ansehen.

An sehr vielen Stellen stimmen A und P überein. – P hat lyrische Zäsuren wie A in 5b, 14c, 35c. In 7b haben beide Hss. *uolentiers le nurri,* in 10a *asemblement* und in 16e und 17c die Assonanzwörter *duner* und *a terre* gemein, während L anderen Text hat. In Str. 19 und 99 haben A und P eine andere Versfolge als L, das in Str. 99 mit V übereinstimmt. Das gemeinsame *dolent* in 26c α steht einem *graim* von L gegenüber, das sich rhythmisch besser in den Halbvers einfügt. In 20d haben A und P Formen von *receivre,* L hingegen *retint;* L können wir als besser bezeichnen, da *recut* in allen Hss. schon im vorausgehenden Vers steht. In Str. 85 wird geschildert, wie die Mutter auf die bewegende Klage ihres Gatten hin herbeieilt. A und P haben hier in 85b offenbar den echten Text mit *grant fud la noise; lidols* von L ist weniger ausdrucksstark und wiederholt mehr oder weniger das *dolur,* das im vorausgehenden Vers aller Hss. steht. Stand in 29d β ursprünglich *cinces derameés* wie in AP oder *curtines deramedes* wie in L? L hat den einwandfreien Rhythmus, den auch P durch den Zusatz *7* herstellt. Wenn man *cinces deramees* als Text des Originals in Betracht ziehen kann, so doch kaum das *ele* von A im ersten Halbvers; hier stand wohl *sas* wie in LP, und auch die Vita hat *sternens saccum in pavimento.* – 34e β heißt in AP *fai uenir lume deu,* in L *apele lume deu;* hier läßt sich das *fai uenir* von AP im Hinblick auf 35a aller Hss. rechtfertigen, die mit *fai lume deu uenir* nach einem oft geübten Verfahren des Alexiusdichters wörtlich den Schluß der vorhergehenden Str. wiederaufnehmen. Dasselbe stilistische Kriterium[1]

[1] E. R. Curtius bezeichnet in seiner stilistischen Analyse des Alexiuslieds (diese Zeitschr. Bd. 56, 126) diese Eigentümlichkeit als „ausmalend wiederholende Amplifikation".

spricht für AP 34a *aturne* und gegen das hier in L entsprechende *afermet; turner* steht im letzten Vers der vorhergehenden Str. (A 33e allerdings ist in diesem Falle unleserlich).

Bemerkenswert sind auch gewisse Übereinstimmungen von A und V. – In 88a haben beide Hss. *En halte uoiz* und LP *Plurent sioil.* In 96b α haben A und V *sin sui dolente* gegen ein *éó peiset mai* von L und ein *cum ore sui graime* von P. Im Vers vorher bringen beide Hss. *Sire alexis de ta charn tendre e bele,* während L und P mit *Okiers amis de ta iuuente bela* übereinstimmen. – In 90b verwenden A, V und P das Verb *adosser,* L hingegen *aviler.* – A 100d hat wie V 100c das Assonanzwort *cunreerent,* während L und P Varianten haben. – In 92a ist L mit *uedisse* von dem *ousse* der drei anderen Hss isoliert; dieses *uedisse* entspricht kaum dem Sinn der in Str. 92 vorgetragenen Periode, in der zunächst (a) das Empfinden der Mutter angedeutet werden soll, ehe sie Alexius 'empfing', dann (b) ihr Gefühl, ehe sie ihn 'zu Gesicht bekam' und schließlich (c) ihre Stimmung, als er 'zur Welt kam'.

Betrachten wir noch einige Verse, in denen sich A von den anderen Hss. isoliert! – Das *clers* in 102d ist ein offensichtlicher Irrtum des Schreibers von A, der das *cels* seiner Vorlage, auf das die anderen Hss. schließen lassen, schlecht kopiert hat. – Auch dem *lemperethur seruir* von LP 7e kann man dem *lempere seruir* von A vorziehen. – In 24c ist das *entre les altres* von A vielleicht eine Antizipation von *altres* im folgenden Verse aller Hss. und das *alui medisme* von LP ist authentisch. – A 24e α *li messagier* ist gegen das *nel reconurent* von LP, das sich durch die Wiederaufnahme in 25a aller Hss. rechtfertigt, in schlechter Position (vgl. das eben über 34a Gesagte!). – An zwei Stellen – 4d und 8d – verwenden L und P *prendre muiler,* während A mit *duner mullier* und *femme . . . duner* den Vorgang der Verheiratung etwas anders konzipiert. Eine nicht unbeträchtliche Differenz in der Motivierung liegt auch vor, wenn in 9c von Euphemian in A gesagt wird *si lot mult en chierte,* in LP aber *lui uolt mult honurer.* – In 23e läßt sich die Lesart von A *nal fait ne al semblant* nicht ohne weiteres zugunsten von *sum uis ne sum semblant* verwerfen. – Als Alexius in der Brautkammer seiner Gattin eine jungfräuliche Ehe anraten möchte, heißt es einleitend (13b) in A: *la prent ad aparler,* was sinngemäßer erscheinen kann als das *la prist adapeler* von LP. – Auch daß die Mutter in 28a in eine reich ausgestattete Kemenate tritt – *pleine de guarniment* –, die sie gleich darauf aus Trauer um den verschwundenen Sohn in eine Wüstenei verwandeln wird, leuchtet wohl besser ein als der in *plaine de marrement* von LP ausgesprochene Hinweis auf den Gram der Mutter. – Ebenso dürfte in 45a die Lesart von A, *Quant sis pere ot parler de sun filz,* besser sein als das *Quant ot lipedre le clamor de sun filz* von LP: Euphemian wird ja nicht in Tränen ausbrechen, weil ein Unbekannter, der in Wahrheit sein Sohn ist, ihn anspricht, sondern weil er diesen Unbekannten von seinem Sohn sprechen hört. Annehmen könnte man, daß die Tilgung der lyrischen Zäsur des Originals Anlaß zur Änderung des ursprünglichen Sinns geworden ist.

Ist es möglich, eine der Hss. wegen ihrer wohlgeordneten syntaktischen Verhältnisse als die dem Original am nächsten kommende zu bezeichnen? – Nach *u que,* das lat. *ubicumque* vertritt, steht im allgemeinen (in 17e aller Hss.) der Subjonctif. Deshalb müßte man wohl in 19d der Hs. A rechtgeben, die *u que* hier gar nicht hat, sondern nur *u* und deshalb den Indicativ *pot* setzt; das *u quil* von L, das Rohlfs übernimmt, ist hier wohl sekundär, und der Subjonctif von *poeir* wurde deshalb nicht gesetzt, weil er eine Silbe mehr erfordert hätte als der Indicativ. – In der Wiedergabe eines hypothetischen Gedankens scheint A exakter zu sein als L: *uolst* (= 'möchte') in 11d könnte besser sein als die Indicativ-Formen von LP. – In der hypothetischen Periode der Str. 86 hat A (gemeinsam mit P) den Subjonctif des Praeteritums *ueist,* den wir erwarten, und LV haben das Praeteritum des Indicativs *uit.* Aber dieser Vorzug von A wird durch L in 86e durch ein nur in dieser Hs. stehendes *fust* kompensiert; die Form des Subjonctif des Praeteritums von *estoveir* haben dann schließlich alle Hss. in diesem Vers. – Wir dürfen uns angesichts dieses unklaren Modus-Gebrauchs wohl fragen, ob es angängig ist, für das Original wirklich exakte syntaktische Verhältnisse vorauszusetzen. A gebraucht mitunter zur Einleitung eines Wunsches *seueals* (aus lat. *si velles?*), konstruiert aber in 88c mit dem Indicativ und in 90d mit dem Subjonctif des Praeteritums. – Interessant ist in V die Str. 98, die vermuten läßt, daß die Konstruktion des Bedingungssatzes auf der Stufe des Irrealis im subordinierten *se*-Satz mit dem Subjonctif des Praeteritums und im Folgerungssatz mit dem 'alten Conditionnel' gebildet wurde.

Es empfiehlt sich wohl nicht, weiterhin von Fall zu Fall zu prüfen, welcher Lesart der Vorzug gehören könnte. Alle Hss. haben ihre schwachen Stellen. Und was ist damit gewonnen, wenn man in dem einen Falle A, in dem anderen L und in einem dritten V rechtgibt? Alle erhaltenen Hss. dürften Kopien nach Vorlagen sein. Wie verschieden die Zuverlässigkeit der Schreiber zu beurteilen ist, sagt Rajna[1] ganz richtig: *E allora sono da distinguere amanuensi oculati e negligenti, ignoranti e dotti, ingenui e saccenti: questi ultimi i più pericolosi e funesti fra tutti.* Das Studium der Lesarten ist von Rajna mit bewunderungswürdigem Scharfsinn betrieben worden, führte aber zu keinem irgendwie positiv zu bewertenden Resultat: *La conclusione è stata, non essere questa una via, nonchè consigliabile, neppur praticabile*[2]. Rajna meint, der mündlichen, mnemotechnischen Überlieferung des Alexiustextes müsse eine bedeutende Rolle zuerkannt werden[3]. Er hält es also für unmöglich, etwas einigermaßen Bindendes zur Frage der Filiation der Hss. zu sagen.

Ob wir nun eine *trasmissione mista, certo manoscritta per la parte maggiore, ma in parte mnemonica*[4] bei der Erklärung des Alexiustextes unterstellen oder aber eine nur schriftliche Überlieferung, immer werden uns Zwischenglieder der Tradition fehlen. Ein völliger Verzicht

---

[1] Rajna 44. [2] Id. 43. [3] Id. 46. [4] Id. 50.

auf die Unterscheidung älterer und jüngerer Überlieferung bringt es jedoch mit sich, daß wir nur von Fall zu Fall über die vermutliche Echtheit von Lesarten nach Gutdünken entscheiden können, und daß wir beim Fehlen jedes sicheren Hinweises auf Form und Gehalt des Originals unsere Zuflucht bei der 'vollständigsten' Fassung, der von L, suchen. Diese Hs. L ist aber nicht nur – wie die anderen Hss. auch – ein Text des 12. Jahrhunderts; sie scheint auch – trotz altertümelnder Graphie – an vielen Stellen in der Gestaltung von Vers und Text den literarischen Stil des 12. Jahrhunderts zu spiegeln. Dies scheint für A und auch V nicht in demselben Maße zuzutreffen. Vergessen wir auch nicht, daß L die Conclusio von A als Str. 109. 110 besitzt und dennoch an dieser Stelle die Dichtung nicht abschließt!

Wenn es auch unmöglich erscheint, die Entwicklung des Textes in allen einmal erhaltenen Phasen aufzuweisen, so hat es doch eine solche Evolution gegeben. Unser Bemühen sollte darauf gerichtet sein, den Text festzustellen, der aller Wahrscheinlichkeit nach dem Original am nächsten steht. Nur dann können wir versuchen, das Alexiuslied als literarische Schöpfung des 11. Jahrhunderts zu erklären.

Am besten wird man sich darauf beschränken, das Verhältnis der Hss. nur des 12. Jahrhunderts zueinander zu betrachten. Die spätere Hs. P zeigt noch unverfälscht den alten strophischen Typus, vermittelt aber – was die Textgestalt anlangt – zwischen den Fassungen des 12. Jahrhunderts, besonders zwischen A und L; der Schreiber dieser Hs. scheint die Wahl zwischen verschiedenen Vorlagen gehabt zu haben. – Rajna hätte nun wohl den Versuch des Nachweises einer Filiation nicht aufgegeben, wenn er die Hs. A als die Fassung eines abgeschlossenen Gedichts betrachtet hätte. A muß in der vorliegenden Gestalt nicht älter sein als L; aber seine Vorlage (A*) existierte wahrscheinlich schon, als L entstand.

Manche Strophen des Alexiuslieds sind besonders geeignet, eine Vorstellung von der Evolution des Textes zu vermitteln. – Wählen wir die Str. 96! Sie gehört zu den Klagestrophen der Gattin. In A und V geht ihr die Str. 97 (in A auch die Wiederholungsstr. 97a) voran. Str. 96 lautet in A:

Sire alexis de ta charn tendre e bele
sin sui dolente quele purrirad en terre
io atendeie de tei bones nuueles
mais ore les uei si graimes e si pesmes
sire dist ele cume dolente en pois estre.

Geht man von dieser Fassung der Str. aus, so muß der Weg der Entwicklung über V gehen. V bewahrt in a noch die Anrede *Sire alexis* und den Ausdruck *tendre char.* Die Versfolge A c. d. e wird wie auch in L und P in e. c. d geändert. Das zweite *sire* wird in dem nunmehr dritten Vers von V in die Anrede *ei chiers amis* gewandelt. L übernimmt *okiers amis* schon für den ersten Vers und variiert die Anrede im dritten Vers in *e gentils hom;* beide Veränderungen finden sich auch in P. L ersetzt aber auch *de ta charn tendre e bele* durch *de ta iuuente bela.* Durch

die Versumstellung folgt *dolente* zweimal hintereinander; V behält es noch in b bei und variiert im nächsten Vers mit *marie,* während L und P *dolente* im nunmehr dritten Vers haben und in b mit *éó peiset mei* oder *cum ore sui graime* variieren. Das *si graimes* von A d wird im nunmehr letzten Vers von V noch beibehalten, wird aber in L und P durch *dures* ersetzt.

Natürlich wäre es rein theoretisch denkbar, daß hier die Entwicklung von L über V zu A gegangen sein könnte: In a hätte dann V *Okiers amis de ta iuuente bela* in *Sire alexis de ta tendre char bele* gewandelt, und A hätte die Epitheta umgestellt. V hätte im dritten Vers *chiers amis* für *gentils hom* einsetzen und damit das frei gewordene *chiers amis* von L a verwenden können. A hätte dann die Versumstellung vorgenommen und im nunmehrigen Schlußvers ein zweites *sire* eingesetzt. Die Umwandlung des *éó peiset mei* von L b in *cum soi dolente* von V und *sin sui dolente* von A ist genau so gut vorstellbar wie eine Evolution in umgekehrter Richtung. A hätte dann auch ein zweites *dolente* statt des *marie* von V b verwenden können, da jetzt durch die Versumstellung zwei Verse die beiden *dolente* trennten.

Dennoch spricht vieles für die Hypothese einer von A über V zu L laufenden Entwicklung: Zunächst werden wir nicht annehmen wollen, daß eine Variation des Textes mit lexikalischer Verarmung verbunden sein sollte; in A aber haben wir zweimal *sire* und zweimal *dolente,* während in V, L und P der Text lexikalisch bereichert erscheint. – Wir können aber auch vermuten, daß *sire* als Anrede für den Ehegatten in den späteren Hss. befremdete. Gewiß, diese Anredeform kommt in späteren höfischen Texten wieder vor. Im Alexiuslied aber scheint sie altfeierlich-aristokratischem Brauch zu entsprechen. Ein Blick in den Ducange lehrt, daß *Senior* neben *Baro* und *Dominus* die förmliche Bezeichnung für den *maritus* oder *conjux* war. Der Ducange zitiert etwa aus der 'Passio S. Vitalis Mart.', daß die Königin Constantia ihren Gatten Robert den Frommen *Dominum suum* genannt und folgendermaßen angesprochen habe: *Heu Senior bone, quis inimicorum Dei vos aureo vestitu deturpavit honesto? Sire* ist also ein Titel. Ihm entspricht *Domina* für die Gattin aus adeligem Geschlecht (vgl. Ducange, art. *Domina: Nobilium uxores, etiam a maritis suis, in actis publicis 'Dominas' appellatas fuisse . . .*). Daß auch die *homines plebei ordinis* ihre Mütter mit *dame* anredeten, wird erst nach späteren Texten bezeugt. Zum Zeitpunkt der Entstehung des Alexiuslieds dürfte *Domina* der Titel der *Baronis et militis uxor* gewesen sein. In diesem Sinne redet die Gattin des Alexius ihre Schwiegermutter in AL 30c mit *dame* an, was P getilgt hat. Was *sire* anlangt, so ist es oft in allen Hss. stehen geblieben (in 31e bzw. d, 94d bzw. c, 95a, 99a); in 22d aber ist aus dem *amis bel sire* von AP in L ein *chers amis* geworden. Über *Sire alexis* in 97a wird noch zu sprechen sein. Die Anrede des toten Ehegatten mit *ei chiers amis* in V 96c dürfte eine nachträgliche Sentimentalisierung bedeuten. In 31d. e aller Hss. sagt allerdings schon die Mutter zu Alexius' Gattin:

plainum ensemble le duel de nre ami
tu pur tun sire e ie pur mun chier filz.

Die Mutter hat aber vielleicht ein ursprünglicheres Recht, den Entschwundenen auch in Beziehung auf die Schwiegertochter als 'Freund' zu bezeichnen als die unberührte Gattin. Es ist deshalb auch kaum zu vertreten, die Str. 93 – wie es manchmal angeregt worden ist – wegen des *duel de mun ami* in a der Klage der Mutter zu entziehen und zu der Klage der Gattin zu stellen. – Aber auch *de ta charn tendre e bele* scheint spätere Kopisten genau so gestört zu haben wie das *charnel hume* in 99c. L jedenfalls hat in beiden Fällen *charn* und *charnel* vermieden (P allerdings hat *charnel* in Str. 99 sogar zweimal). Der deutliche Hinweis auf das 'fleischliche' Motiv in ehelicher Bindung wurde in 96a gemildert zu dem Ausruf '*de ta iuuente bela*'. Diese neue Formel ist von geringerer Direktheit des Ausdrucks und begegnet oft in Texten, die nach dem Alexiuslied entstanden, z. B. im 'Aliscans', v. 812: *Niés Vivien, mar fu iouente bele,* oder im Rolandslied, wo Karl in v. 2916 klagt: *Ami Rollant, prozdoem, iuuente bele.* (Daß übrigens im Hinblick auf Alexius, der nach seiner Verehelichung sich noch vor seinem Tode in 34-jähriger Askese bewährt hat, von 'Jugend' gesprochen wird, braucht nicht zu befremden, wenn man etwa bei Isidor von Sevilla [1] liest, daß nach manchem antiken Muster die 'iuventus' als viertes Lebensalter bis zum 50. Jahr rechnen konnte.)

Die Untersuchung der Str. 96 zeigte, daß vieles für eine Evolution des Textes spricht, die von A über V in der Richtung auf L verläuft. Der Text, den uns A bietet, würde noch in mehreren anderen Fällen genügen, eine hypothetische Entwicklung A–V–L aufzuzeigen (Str. 94, 95, 99, 100, 103). Besonders die Str. 86 ist ein wahres Musterbeispiel dafür, daß eine mögliche Entwicklung A–V–L sehr ernstlich erwogen werden muß: Der syntaktisch vollauf gerechtfertigte Subjonctif *ueist* in a wird von dem Schreiber von V zu einem Indicativ geändert. Derselbe Schreiber ersetzt in b *degrater* durch das zweifellos ausdrucksschwächere *degiteir,* in c *detraire* durch *derumpre* und streicht (vielleicht aus verstechnischen Bedenken?) das Praefix von *demaiseler.* A hat also – wie wohl auch das Original – drei Verben mit intensivierendem Praefix *de-*. L übernimmt alle Änderungen von V. In d steht den drei Verben der Selbstkasteiung die Lesart von A *baisier e acoler* als allein überzeugender Ausdruck der verzweifelten mütterlichen Zärtlichkeit gegenüber. P hat die richtigen Verben, stellt sie aber um und verdirbt dadurch die Assonanz. V und L jedoch machen den vom Dichter sorgfältig herausgearbeiteten Kontrast von Wüten gegen sich selbst und natürlichen Gesten der Mutterliebe zunichte, indem sie ein frei gewordenes *detraire* zu *pcoleir* oder *acoler* stellen.

A repräsentiert einen Gedichtstypus, den seiner Vorlage A*; der Schreiber von A kann sich wie jeder andere Kopist des 12. Jahrhunderts Varianten erlauben, die ihn gegen V und L isolieren, während

[1] Isidor von Sevilla, *Etym.* 1, XI, 2.

V und L den Text von A* überliefern. A scheint dem Original, das vielleicht mehr oder weniger identisch ist mit A*, besonders nahe zu stehen, braucht aber deshalb nicht älter zu sein als V oder L; L aber könnte die Str. 109. 110 aus A* haben, warum dann nicht auch einige richtige Lesarten? Nach dem, was uns die Hss. lehren, tun wir gut daran, dieses hypothetische A* in unsere Betrachtungen einzubeziehen, und können dann versuchen, den Gang der Textveränderung in der Richtung A* (A)–V–L zu erklären.

Die größte Schwierigkeit bereitet vielleicht die Str. 97. – In A und V steht sie vor 96; in A wird der Inhalt von 97 in der unmittelbar anschließenden Str. 97a wiederholt. Keine der anderen Hss. hat hier oder an anderer Stelle eine derartige leicht variierende Wiederholungsstrophe. – Auch diese Str. 97 gehört zum Komplex der Gattinnenklage. – Strophe und Wiederholungsstrophe lauten in A:

Sire alexis bel uis bele faiture
. . . (b ist unleserlich geworden) . . .
mielz uus amai que tute criature
ma lunge atente a gant duel mest reuenue
mielz me uenist sire que morte fusse

O bele buche bel uis bele faiture
cume uei mued uostre clere uisure
plus uus ai chier que nule criature
merueillus duel mest úi auenue
mult me uenist mielz que desuz terre fusse.

Wenn man diese Doppelung der Strophen als eine späte Erweiterung auf dem Wege L–V–A zu verstehen sucht, kommt man beim dritten Vers in Schwierigkeiten: V stimmt nicht mehr mit L überein, sondern hat drei Verse, die in dieser Hs. V schon die Str. 89 (der Mutterklage) beschlossen. A und L aber haben als c den Vers mit dem Assonanzwort *criature*. Der Vers V 97c (= V 89c) figuriert aber nun als A 97d. V 97 (und 89) d ist weder in L (das sich in d mit seinem 82d aus der Vaterklage hilft) noch in A vertreten. Erst im letzten Vers stimmen alle drei Hss. überein (dieser Vers 97e ist nur in V so gut wie identisch mit 89e). Wollte man also A 97 – von A 97[a] ganz abgesehen – als spätes Erzeugnis auf der Grundlage von V und L erklären, so müßte man annehmen, der Schreiber von A habe diese beiden Hss. kombiniert – und außerdem die Wiederholungsstrophe geschaffen.

Sucht man aber im Sinne der Evolution A–V–L die Strophendoppelung als das Ursprüngliche anzusehen und V 97 als eine Kombination aus A 97. 97[a] zu verstehen, so stößt man auf ähnliche Schwierigkeiten: V hätte dann *Ebele boche* aus 97[a]a übernommen. In A 97b kann *figure* Assonanzwort gewesen sein; V tauschte die Assonanzwörter von a. b. Die lexikalische Bereicherung hat Vb mit 97[a]b gemein: 97[a]b hat *clere* und V 97b hat *tendre* statt *bele,* das schon im ersten Vers stand. Aus 97[a]b müßte die einzige Form einer 2. Pl., die V in den Klagen hat, stammen: *uostre clere uisure* wurde zu *uostre tendre faiture.* So

wäre die 2. Pl. auch in L 97b *(uostra bela figure)* eingedrungen. In 97a, V und L aber ist *Sire alexis,* das in A verhältnismäßig oft die 2. Pl. statt der 2. Sg. anzuziehen scheint, durch *bele buche* vermieden! Das Zustandekommen von V c. d wäre dann genau so schwer zu erklären wie bei der Annahme eines Entwicklungswegs L–V–A. Erst in e könnte man die Linie A–V–L ebensogut verfolgen wie die Linie L–V–A.

Kann man aber wirklich annehmen, V 97 sei eine nachträgliche Kombination von A 97. 97a? V hatte als Vorlage kaum A, sondern eher A*, und man sollte sich fragen, ob A* schon die Wiederholungsstr. hatte. – Für A* wird – wie für A – das Auftreten der 2. Pl. in den Klagen (besonders häufig bei der Klage der Gattin in Verbindung mit *sire*) charakteristisch gewesen sein. In A 97 kommt zweimal *sire* und einmal die 2. Pl., in 97a nur zweimal die 2. Pl. vor. Die anderen Texte haben *sire* nicht übernommen; aber die einzigen in V und L vorkommenden Fälle von 2. Pl. in den Klagen sind mit denen von A 97 und A 97a identisch. Besonders auffällig ist, daß 97a auf den Eingang *Sire alexis* verzichtet, aber in b. c zweimal 2. Pl. hat. Stilistisch hart und deshalb bedenklich wirkt A 97a: *Sire alexis bel uis bele faiture.* Soll die Gattin ihren 'Eheherrn' Alexius und im gleichen Atemzug sein Antlitz und seine Gestalt anrufen? Dieser Vers ist zweifellos als Ausruf syntaktisch vom Folgenden zu isolieren. Andere ähnliche Verse kommen im Gedicht vor; aber ihre Syntax ist etwas verschieden. In L 80a heißt es: *Filz alexis de* (in A: *é*) *ta dolenta medra,* in VL 91a: *Fils alexis deta bele char tendre* in A 96a: *Sire alexis de ta charn tendre e bele.* Und dies soll heißen: 'Sohn Alexius, o über deine trauernde Mutter', usw. In A 97a aber fehlen *de* und das Possessivum, die hier freilich aus Gründen des Versrhythmus schlecht unterzubringen waren. So kommt eine wenig befriedigende Syntax des Ausrufungssatzes zustande. A 97aa hat dagegen *O bele buche bel uis bele faiture.*

Zu einer befriedigenden Lösung der vielen Schwierigkeiten, die die Str. 97 bietet, gelangt man wohl nur, wenn man annimmt, daß der Schreiber von A in seiner Vorlage A* nur eine Str. 97 vorfand. – Ihr ging die Str. 95 voraus; diese beginnt mit *Sire alexis* in allen Hss. Ihr folgte die Str. 96 – wie in V –, die ebenfalls in allen Hss. mit *Sire alexis* einsetzt. Der Schreiber von A geriet, als er 97 kopieren wollte, in den Beginn von 95 oder 96 hinein und schrieb *Sire alexis.* Er wurde seines Irrtums inne und fuhr fort mit *bel uis bele faiture,* obwohl dadurch die Syntax des Ausrufs leicht gestört wurde. Man kann annehmen, daß er weiterhin korrekt A* kopiert hat. Mehr oder weniger getreu führte er die Str. zu Ende. Daß er aber den Eingang durch sein *Sire alexis* verdarb und *O bele buche* opferte, veranlaßte ihn zu jener Wiederholungsstr., die sich – jedenfalls in a – besser an den Wortlaut von A* hielt. Nur vermuten können wir freilich, wie A* 97 lautete, vielleicht so:

O bele buche bel uis bele faiture
cum uei muee uostre tendre figure
mielz uus amai que tute criature . . .

Einer derartigen Str. entnahmen V und L sowohl *bele boche* wie die in diesen Hss. unüblichen Formen des Anrufs in der 2. Pl., die in V und L nur an dieser Stelle vorkommen.

Nach allem, was bisher erörtert wurde, erscheint der Weg A* (A)–V –L als der wahrscheinlichste. Die Annahme eines von A nicht immer getreu gespiegelten A* ist zur Erklärung mancher Stellen nötig: So kommt man etwa bei der Erklärung der Str. 98 schwerlich ohne die Vermutung aus, daß A* schon jene beiden Formen des lat. Plqpf. des Indicativs in der Funktion eines Conditionnel gehabt haben müsse, die V besitzt, und die A genau so wie L durch den Subjonctif des Praeteritums ersetzt. Auch *turner* stand schon in A* 98c wie in VL, und *esgarder* ist eine Variante von A oder aber die Antizipation eines möglichen Assonanzworts *guardet* von A* (LP) 98e.

Aber auch V muß man zugestehen, daß es sich durch gelegentliche Varianten von den anderen Hss. isolieren kann: In 88b hat es *co dist lameire* statt des *regrete* von ALP, und in 88d konstruiert es mit dem Subst. *deseier* und hat *de deseier morir* statt *desirer a murir* in AL. In 90b weicht es mit *parage* von dem Assonanzwort *lignage* der anderen Hss. ab. In 90d steht *pta merci* statt *chaitiue de mere* oder *lasse medre* von ALP. Derartige Varianten von V finden sich noch in den Versen 89a. d. e, 94a, 98c, 99b, 102e, 103a. b, 105a. b. d, 106c. d. e (und f, das als überzähliger Vers überhaupt keine Entsprechung in den anderen Hss. findet) und 107a. – In V 92b ist das Assonanzwort *dolorouse* auffällig. Hier hatte A* sicherlich wie ALP *anguissuse* und in α *anz kete ueisse* wie VLP (nur A antizipiert *fus nez* aus dem folgenden Vers). Das *dolorouse* von V ist eine etwas sinnwidrige Erfindung dieses Schreibers, die aber L mit weit größerer Berechtigung als Assonanzwort von d *(or te uei mort tute ensui doleruse)* übernimmt, obwohl man annehmen kann, daß ursprünglich wie in AVP *currucuse* gestanden hat. Diese Str. bereitet also Schwierigkeiten: Entweder kannte L neben A* auch V und entnahm ihm *dolorouse,* um es an passenderer Stelle unterzubringen, – oder dieses *dolorouse* war Assonanzwort von A*d, wurde von A durch *currucuse* ersetzt, von V jedoch für b antizipiert, weshalb dann V für d das *currucuse* von A übernahm oder zum zweitenmal erfand. – Schwierig ist auch bei der Annahme eines Entwicklungswegs A* (A)–V–L die Erklärung der Str. V 104. Wir dürfen wohl annehmen, daß die ursprüngliche Versfolge die von ALP war, und daß V aus eigener Initiative c zum letzten Vers machte und auch in auffallender Weise veränderte. Aus *pur cest seint cors que deu nus ad duned* wird *pcel saint cors ke deus lour a done.* Man darf wohl in allen Hss. die Verse b bis e als direkte Rede 'jener hohen Herren' auffassen; das *lour* und auch das *cel* im nunmehr letzten Vers von V bringen in die Str. eine vielleicht beabsichtigte neuartige Nuance: es klingt so, als wollten 'jene Herren' nicht mit der frommen Volksmeinung solidarisieren. Daß der Schreiber von V (der u. U. auch die „Fortsetzung" geschaffen hat) besonderen Wert darauf legte klarzumachen, daß die Reliquie für das Volk, nicht für die reichen Herren 'geschenkt' worden sei, zeigt auch jener nur

in V stehende überschüssige Vers 106f, wo es vom Volk heißt: *mais aime lui* (: Alexius) *kenelor nelargent.*

Obwohl also an einzelnen Stellen die Lesart von V Schwierigkeiten bereitet, läßt sich ein Entwicklungsweg A* (A)–V–L durchaus vertreten. In dem Schreiber (oder Schöpfer der „Fortsetzung") von V kann man einen Mann von selbständigem Urteil vermuten, dem es ja auch nicht passiert ist, die Str. 109. 110 aus einer Vorlage, wo sie vielleicht den Abschluß der Dichtung bildeten, zu kopieren. Mit mathematischer Evidenz läßt sich der angenommene Weg A* (A)–V–L nicht nachweisen; es dürften manche Verbindungsglieder fehlen. Daß aber A dem ursprünglichen Text des 11. Jahrhunderts unter allen überlieferten Hss. am nächsten zu stehen scheint, zeigte nicht nur im großen und ganzen das Studium der Lesarten, sondern auch die Betrachtung der Versifikation. – A aber geht nur bis zur Str. 110.

Seit geraumer Zeit kennt man die Hs. A und hätte es sicher bemerkt, wenn ihre Lesarten eine von den anderen Hss. abweichende Konzeption der afrz. Dichtung verrieten. Dennoch lohnt es sich vielleicht, A auf solche Lesarten hin, die Aufschlüsse über den Urtext bringen könnten, zu mustern.

Was wir in L bis zur Str. 110 oder in V bis zur Str. 107 lesen, stimmt weitgehend mit A überein. Verschiedene Abweichungen kann man als belanglos bezeichnen[1]. Wichtig aber ist die Frage, ob die nicht in A vorkommenden Str. spätere Zutat sein könnten. Es fehlen zunächst 51 und 52. Curtius denkt besonders an 52, wenn er meint, 'der französische Verfasser, Zeitgenosse einer unter dem Impuls der cluniacensischen Reform kraftvoll emporstrebenden Hierarchie', habe eine 'ältere morgenländische Frömmigkeitsschicht zeitgemäß überbaut'[2]. Daß diese beiden Str. mit der Hervorhebung des eifrigen Kirchgangs, des Kommunizierens an kirchlichen Festtagen und des beflissenen Bibelstudiums – ob als Indiz cluniacensischer Mentalität oder nicht – schon der ursprünglichen Dichtung angehörten, darf man im Hinblick

[1] A übernahm wohl von seiner Vorlage die Neigung, das Verb *duner* zu verwenden, wo die Schließung einer Ehe geschildert wird: Der Kaiser 'gab' Euphemian eine Gattin (4 d); Euphemian selbst beschließt, Alexius eine Frau zu 'geben' (8 d); Alexius 'gibt' auch Wehrgehänge und Ring seiner Gattin, um ihr Gott als den wahren *sponsus* anzuempfehlen (15 b). – Daß Alexius seinen ganzen Willen auf Gott richtet, wird oft durch die Formel *tut est a deu turnez* (49 e β) und ähnliche Wendungen wiedergegeben; im letzten Vers von 33 kam offenbar – L und P lehren es – in diesem Sinne *turner* vor. Der erste Vers der folgenden Str. nimmt diesen Gedanken wieder auf mit einem *aturne*, das in L durch ein wohl sekundäres *afermet* variiert wird. – In A allein (56 a) wird bei im übrigen unklarer Aufrechnung der beiden asketischen Perioden in Alexius' Leben von 33 Jahren der Kasteiung gesprochen; L und P hingegen summieren zweimal 17 Jahre zu insgesamt 34 Jahren der Askese. Als ursprünglich ist wohl die Neigung anzusehen, das gottgefällige Erdenwallen des Heiligen auf einen Zeitraum zu verteilen, der sich mit Christi Leben vergleichen läßt.

[2] Diese Zeitschr. 56 (1936), 124.

auf A 33c annehmen, wo es im Gegensatz zu den anderen Hss. heißt: *de deu ne uoldra turner ne de sainte iglise.* In L 52a finden wir denselben terminus *sainte eglise* wieder. Daß Alexius' Frömmigkeit nicht nur orientalischen Quietismus spiegelt, sondern sich auch in unermüdlichem Gebet, Fasten und Nachtwachen äußert, sagt in diesem Zusammenhang auch die lat. Vita: ... *perseverabat in austeritate vitae suae, orationibus continuis jejuniisque et vigiliis indefessus.* Der französische Autor des 11. Jahrhunderts folgte recht getreu der Vita und schuf wohl auch die Str. 51 und 52; weshalb sie der Schreiber von A wegließ, ist schwer zu sagen.

Daß in A die Str. 62 fehlt und ihr wesentlicher Inhalt (b. c) in der späteren Str. 72 durch zwei zusätzliche Verse nachgeholt wird, ist ohne größere Bedeutung. – Wichtiger ist es zu entscheiden, ob im großen Komplex der Totenklagen die Str. 84, 87 und 91 ursprünglich fehlten. Auch in der mit 85 beginnenden Hs. V fehlt 87. Aber diese Str. 87 rechtfertigt sich wohl als Werk des Dichters aus dem 11. Jahrhundert, da die Hs. P im dritten Vers noch die Anredeform in der 2. Pl. bewahrt, was wir schon als ein Typikum des alten Dichters bewerteten. Außerdem dürfte diese Str. der Str. 79 in der Klage des Vaters entsprechen, die auch in d. e die Motive der Verblendung und des Nichtwiedererkennens entwickelt. – Das Kriterium der Anrede in der 2. Pl. sichert auch – im Hinblick auf P 84b – die Str. 84. Offen bliebe nur die Frage der Authentizität der Str. 91, die in allen anderen Hss. steht.

Was schließlich die Str. 108 anlangt, die nur in L steht, so genügt wohl das, was Rajna[1] zu ihrer Rechtfertigung sagt, nicht, um die Vermutung auszuschalten, der Schreiber von L habe sie interpoliert. Andererseits jedoch ist nicht zu übersehen, daß die letzten Verse

éó lur est uis que tengent deu medisme.
trestut lepople lodet deu egraciet.

als Vorbereitung auf die Conclusio der Str. 109. 110 in hohem Grade einleuchten. – Die Frage der Echtheit der Str. 91 und 108 bleibt also offen.

Das Problem der eventuellen Interpolation scheint sich freilich für die Textstrecke von Str. 1 bis 110 viel weniger zu stellen als das der Strophenanordnung. – Zunächst zeigt A eine Anomalie, die kaum einen Rückschluß auf das ursprüngliche Gedicht erlaubt. Nach der Str. 55 wiederholt A die Str. 48. 49 mit leichter Variation unter fast vollständiger Beibehaltung der Assonanzwörter. Wie im Falle der Str. 97, 97[a] muß man wohl auch hier das Vorhandensein der Doppelung im Original bezweifeln. In A dürften die beiden Str. nach einem Intervall von 4 Strophen nochmals eingerückt worden sein, weil der Kopist von ihrem eigentümlichen pathetischen Gehalt ergriffen war. Die Selbstverleugnung im täglichen Zusammensein mit den Seinen erschien ihm bewundernswürdiger als die Fastenpraxis der Str. 51 und

---

[1] *Arch. Roman.* 13 (1929), 15.

als jene religiöse *austeritas,* die die Str. 52 schildert. Er legte Wert darauf, die Str. 48, 49, die ihm als der moralische Höhepunkt in der Askese des Heiligen erscheinen mochten, nochmals zu bringen, ehe in 56a verlautet, daß die 33 Jahre der Kasteiung erfüllt sind.

Wie naheliegend es ist, daß gerade das Zusammenleben des unerkannten Alexius mit den Seinen einem anteilnehmenden Empfinden besonders erregend erscheinen kann, zeigt eine Stelle in Goethes *Briefen aus der Schweiz.* Eine Schweizerin, bei der Goethe Mittagsrast hält, erzählt ihm die Legende des heiligen Alexius, die sie aus der Zusammenstellung des 'unwürdigen Capuziners' Martin von Cochem kannte. Eine besondere Rührung ergreift sie, als sie berichtet, wie der unerkannt ins Vaterhaus heimgekehrte und als Armer unter der Treppe lebende Sohn die Klagen von Vater, Mutter und Gattin mitanhören muß. 'An dieser Stelle', schreibt Goethe, 'konnte sich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten und die beiden Mädchen, die sich während der Erzählung an ihren Rock gehängt, sahen unverwandt an der Mutter hinauf. Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zustand vorzustellen, sagte sie, und keine größere Marter, als was dieser heilige Mann bei den Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat.' Auch ihn selbst, schreibt Goethe weiter, habe 'ein so großes Verlangen zu weinen' angewandelt, und nach dem Essen habe er sich durch die Lektüre des 'Pater Cochem' davon überzeugt, 'daß die gute Frau den ganzen reinen menschlichen Faden der Geschichte behalten und alle abgeschmackten Anwendungen dieses Schriftstellers rein vergessen hatte' [1].

Die Str. 48. 49 sind eine eigene Zutat des französischen Dichters, der in der lat. Vita nur den starren Satz fand: *Sciebat enim, quod antiquus humani generis inimicus has ei parabat insidias,* und dieser Satz bezieht sich auf Spott und Schmähungen der Dienerschaft. Dem Schreiber von A lag daran, dem Motiv einer intimeren Askese durch die Wiederholung der beiden Str. stärkeren Nachdruck zu verleihen (obwohl er es in Kauf nehmen mußte, daß damit eine mißliche identische Assonanz für die Str. 49a. 56 entstand).

Eine kaum lösbare Frage ist die der Strophenanordnung in den Klagepartien. Daß die Str.-Folge von L die ursprüngliche sei, kann man bezweifeln. Die Abweichungen von A decken sich teilweise mit denen von V; auch die spätere interpolierte Laissen-Hs. S hat eine von L abweichende Anordnung. Symmetrie und dabei verschiedene Motivation in den Klagen von Vater, Mutter und Gattin sind oft als ein Zeichen der großen Kunst des französischen Dichters gerühmt worden. Wie weit ging diese Symmetrie? Vielleicht kamen auf jede der klagenden Personen ursprünglich sieben (oder sechs?) Strophen [2].

---

[1] Goethes Werke, Weimarer Ausg., I. Abt., 19. Bd., 281 ff.

[2] Darf man für unser Gedicht des 11. Jahrhunderts arithmetisch genaue Strophenentsprechungen annehmen, wie sie sich in mittelalterlicher lateinischer Dichtung und in späteren Jahrhunderten bei provenzalischen, nordfranzösischen und italienischen Dichtern finden können? Anna Granville Hatcher (*The Old-French St. Alexis: A Mathematical Demonstration,* in *Tra-*

Die Str. 85. 86 sollte man nicht zu den eigentlichen Klagestrophen rechnen; besonders 85 ist ein *hors d'œuvre*. Der unglücklichen Mutter ist vom Dichter offenbar eine besondere Rolle zugedacht. Die Vita mit ihrem pathetischen Vergleich *quasi leaena rumpens rete* konnte dazu anregen, in Alexius' Mutter eine vor Schmerz von Sinnen Gekommene zu zeigen. Schon in 28e heißt es: *ml't suuent se dement,* was die anderen Hss. in *nese contint ledement* abschwächen. In der ganzen Str. 80 hebt Euphemian hervor, in welcher Weise der Schmerz die Psyche der Mutter erschüttert habe. In 85c gebärdet sich die mit aufgelöstem Haar Herbeieilende wie eine Wahnsinnige *(cume feme forsenede* in allen frühen Hss., in S – v. 1188 – *cume feme dervée).* Die große Periode der Str. 86 ist die Studie einer im Wahnsinn Tobenden, die schwerlich mit der auch in den Chansons de geste oft wiederkehrenden Schmerzensgebärde des Vaters (78b) verglichen werden kann. Die pathetische Klage der Mutter des Euryalus bei Virgil (*Aen.,* IX), in der Curtius[1] das große Vorbild erblicken möchte, ist in Ausdruck und Inszenierung verschieden, so daß man sich nicht angehalten fühlen kann, im Alexiusdichter einen Mann zu vermuten, der *Virgil gelesen* haben muß[2]. Was die Klagen der Aglaes und der Mutter des Euryalus

ditio VIII [1952], 111 ff.) glaubt den Schlüssel zur Interpretation des Alexiuslieds gefunden zu haben: sie meint, daß sich die Str. 67, die Alexius' körperlichen Tod und den Aufstieg seiner Seele zum Paradies berichtet, im Rahmen zweier von Strophensymmetrien beherrschten Systeme als Mittel- und Wendepunkt des Heiligengedichts nachweisen lasse. Die Formel für die äußere „physical unit" sei 58 + 9 (= Str. 59 — 67) + 58 Strophen, die für die innere „conceptual unit" 2 + 8 + 56 (= 5 + 23 + 5 + 23) + 1 (= Str. 67) + 56 (= 10 + 23 + 23) + 2 Strophen. Die Str. 3–10 seien nach dem zweiten Schema ein „Prelude", das Alexius zunächst einmal noch nicht als den Heiligen, sondern als den gehorsamen Euphemiansohn zeige. – Die Verfasserin sieht von jeder Textkritik ab und legt ihrem Schema den Text von L zugrunde. Nach dem bisher von mir Ausgeführten dürfte dies recht bedenklich sein. Aber auch abgesehen davon kann man schwerlich den Eindruck gewinnen, daß die vorgeschlagene Aufteilung des Gedichts zwanglos aus der aufmerksamen Betrachtung seiner Strophenabfolge hervorgehen konnte. Die Vorstellung von einem „Prelude" ist abwegig: das „Exordium", das der Vierzahl der christlichen Tugenden *feit, justise, amur, creance* die vier Epochen Noahs, Abrahams, Davids und Christi nach überlieferter Zeitenlehre entsprechen läßt, reicht bis 3 b. Weiterhin folgt der Dichter der lateinischen Vita. Innerhalb dieses Berichts ist das, was sich auf Alexius' Eheschließung bezieht (Str. 8–15), eine untrennbare Einheit: Wenn man der Interpretation der amerikanischen Arbeit folgen wollte, müßte Str. 11, die die eigentliche „story of Saint Alexis" einleiten soll, noch im Hinblick auf die gehorsame Haltung des Euphemiansohnes zum „Prelude" gerechnet werden, während Str. 10 d. e deutlich genug auf den *ume Deu* hinweist. Auch für den weiteren Verlauf des Gedichts erscheint der Nachweis einer *mathematical accuracy* in der Strophendisposition willkürlich. – Der Alexiusdichter hat ein gut komponiertes Werk geschrieben, aber war kaum von dem Gedanken „architektonischer Proportionsgesetze" in dem Maße besessen, daß er eine „mathematische Demonstration" von Leben und Heilsbedeutung seines Helden hätte geben wollen.

[1] Diese Ztschr. 56 (1936), 120.

[2] E. R. Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter,* Bern 1948, 387.

Gemeinsames haben, verpflichtet nicht zur Annahme eines Abhängigkeitsverhältnisses. Curtius scheint in anderem Zusammenhang[1] von den ganz natürlichen Gleichläufigkeiten der *Welterzählstoffe* überzeugt zu sein.

In der Alexiuslegende werden die Gesten unbeherrschter Trauer an einer weiblichen Hauptperson exemplifiziert. In der von Hans Ferd. Maßmann[2] mit „A" bezeichneten lat. Vita hat die Gattin die Mutter abgelöst; die Klagereden des Vaters werden eingeleitet mit: *post longam in terra uolutacionem ita dicebat cum lacrimis,* von der Mutter heißt es nur: *Mater quoque dicebat,* von der Braut aber: *Sponsa, quoque fleuit et capillos capitis indecenter euellens unguibus ora fedabat.* – Der französische Alexiusdichter hat diese Heroinenrolle der Mutter belassen. Er zeigt sie in den Str. 28. 29 bei der Verwüstung ihrer Kemenate und in der Str. 86 beim Wüten gegen sich selbst und bei der für eine Christin etwas bedenklichen[3] Geste des Küssens und Umarmens der Leiche. –

Die beiden Str. 85. 86 müßten also wohl – wenn man die Trias der Klagen in ihrer symmetrischen Anlage beurteilen wollte – außer Betracht bleiben. Nur der Eingang von 85 hat notwendigerweise einiges mit 78a und 94a gemein. In den Partien 78–84, 87–93 und 94–99 aber lassen sich manche Analogien in Wortwahl und Motiv aufweisen, ohne daß es allerdings gelingen will, die ursprüngliche Str.-Folge zu rekonstruieren. Str. 89 kam jedenfalls erst nach 90 und Str. 96 nach 97. Der Dichter hat keine mechanische Str.-Entsprechung beabsichtigt, sondern eine stets bewegliche Variation verwandter Motive.

Der Schreiber von A kopierte dieselben 110 (oder etwas weniger) Strophen der Dichtung des 11. Jahrhunderts wie der von L. Wir können nicht annehmen, daß einschneidende Veränderungen in der Motivation des Heiligen und der anderen Personen des Gedichts bereits zu einem Zeitpunkt eingetreten seien, als L entstand. Dennoch läßt die Vergleichung von A und L vermuten, daß das ursprüngliche Gedicht den Gedanken der Askese naiver faßte, und daß dagegen in L ein gewisser Hang zum dialektischen Begriffsspiel deutlicher wird.

Die christliche Heiligenlegende ist ohne den Hinweis auf die Vorzüge des himmlischen vor dem irdischen Glück nicht recht denkbar. Auch die lat. Vita gebraucht den Ausdruck *humanam fugiens gloriam,* um Alexius' Abkehr von der Weltlichkeit zu bezeichnen; nicht menschliche, sondern himmlische Glorie ist ihm zubestimmt. Der französische Dichter hat von der Möglichkeit, irdische, rasch in *tristur* (14e) sich verkehrende Freude und reine, geistliche Freude zu kontrastieren, reichlich Gebrauch gemacht. Die Verwirklichung vollkommener Liebe erkennt Alexius für den Ehestand nicht an (14c). Das einfache Volk verschmäht die Gold- und Silberspenden der weltlichen Herren und

---

[1] Diese Ztschr., 64 (1944), 313.

[2] *Sanct Alexius Leben,* Quedlinburg und Leipzig 1843, 157 ff.

[3] Otto Zimmermann, *Die Totenklage in den altfranzösischen Chansons de geste* – Berliner Beiträge zur german. u. roman. Philologie, XIX, Roman. Abt. Nr. 11, Berlin 1899, 14.

erblickt in der Reliquie ein Himmelsgeschenk von viel höherem Wert (107d). – So hilft sich der Alexiusdichter gern mit diesem doppelten Wertmaßstab, um auf die Zweifelhaftigkeit irdischen Glücks und irdischer Güter hinzuweisen. Dem Gedanken einer beglückenden Askese kann er nur Nachdruck verleihen, wenn er zeigt, daß weltliche Freuden sich ins Gegenteil der Trauer wandeln: *ceste leece reuert a grant tristur* (14e), oder: *cele grant hunur a grant duel est turnee* (29e); der unerkannt unter der Stiege lebende Asket aber freut sich seiner Armut: *iloc deduist leement sa pouerte* (53b), und der Papst macht der allgemeinen Trauerstimmung durch den Ausruf *cui keseit duls anostre us est grant ioie* (V 101c) ein Ende. Daß erst im Paradies reinste Freude für Alexius Wirklichkeit geworden ist, sagt zum Abschluß der Vers 109e.

Der Dichter bedient sich also eines festen Wertesystems, auf das er alles Geschehen, von dem er berichtet, bezieht. Dem wahren Heil strebt nur der Asket zu, von dem es zum erstenmal am Schluß der 10. Str. heißt: *a deu a sun talent.* Die anderen Personen mögen gute Christen sein; auf sie bezieht sich der abschließende Satz des Exordium; *nos ancessus orent xp̄istiente* (3b); die Eltern lassen ihren Sohn christlich taufen (6d. e); die Braut widerspricht nicht der christlichen Unterweisung ihres Gatten und bleibt dem göttlichen *sponsus* anempfohlen (14a). Aber die in der Weltlichkeit Zurückbleibenden leben unter dem Gesetz der Sünde: *pechet lemat tolut* ruft die um den Gatten betrogene Braut aus (22c), und als verblendeter Sünder bekennt sich der Vater in seiner Klage: *allas pechables cum mal fui auoglez* (79d); und Alexius selbst ruft im *thalamos* zu Gott: *si grant pechie mapresse* (12d) und hat den Umkreis des sündigen Lebens erst verlassen, als ihm der Verzicht auf den Vollzug seiner Ehe gelungen ist.

In dieser einfachen Sicht ist das altehrwürdige Gedicht konzipiert. Sehen wir aber wirklich die Hs. A als repräsentativ für den ursprünglichen Text an, so können wir den Eindruck gewinnen, daß an einzelnen Stellen der naive Grundton durch ein nachträgliches Wuchern abstrakter Formulierungen überdeckt worden ist: Von Euphemian, der seinen Sohn verheiraten will, heißt es in A: *si lot mult en chierte;* in L und P aber wird auf das *honor*-Motiv bezogen: *lui uolt mult honurer* (9c). Der Dichter hat wohl sagen wollen, daß Alexius Gott mehr liebte als alles irdische Gut, *que tute rien terreste* (12c); in L *(q̄tut aueir terrestre)* ist der Gedanke noch nicht verfälscht, aber P *(que tote honor terrestre)* bezeugt eine wachsende Neigung zur abstrakt-dialektischen Motivation. Die Selbstkasteiung des Alexius in Edessa ist in A eine Äußerung seines Willens, von Gott und der Kirche sich weder um Goldes und Silbers noch um irgendwelcher Kreatur willen, *pur or ne pur argent ne pur rien ki uiue* (33d), abzuwenden. Daß aus versrhythmischen Bedenken aus der bedeutungsvollen Formel des Verses 33c *(de deu ne uoldra turner ne de sainte iglise)* ein flaches *pur amistet ne dami ne damie* werden konnte, wurde schon erörtert; ähnliche Bedenken trugen vielleicht dazu bei, daß die Lockung durch 'Gold und Silber'

abgelöst wurde durch die in der Hs. L so stark hervortretende *honor*-Phobie und so der Vers herauskam: *ne pur honurs ki len fussent tramise.* – Auch am Vers 18e ließen sich ähnliche Beobachtungen machen.

Für die ursprüngliche Dichtung können wir eine sparsamere Dosierung des *honor*-Begriffs vermuten. Zum erstenmal fand er sich wahrscheinlich in 14d (wo der Schreiber von A irrtümlich das *amur* des vorausgehenden Verses wiederholt). In 38d und 40e verhält sich Alexius abweisend gegen eine Ehrung oder Verehrung als Heiliger zu Lebzeiten. Dieselbe Ablehnung wird nochmals in der Urkunde betont, die der Sterbende zurückläßt (77e). Erst nach seinem Tode (100e) und dies bis auf den heutigen Tag (109b) wird Alexius in einem wahren geistlichen Sinne 'geehrt'.

Man könnte versucht sein, die Möglichkeit einer psychologisch nüancierten Darbietung der Vorgänge für die Heiligenepik zu bestreiten. Leo Spitzer[1] etwa beruft sich auf das 'Legenden'-Kapitel in André Jolles' Buch *Einfache Formen,* um darzutun, daß wir einen 'Konflikt' im modernen Sinne weder von Alexius noch von seinen Angehörigen, die sein Beispiel zur 'imitatio' aufruft, erwarten können. Liegen die Dinge so einfach? – In allen Hss. befürchtet Alexius, daß das Böse über ihn Gewalt gewinnen könne, wenn er die Gegenwart der Braut nicht flieht (12e), oder wenn ihn die Seinen in Rom wiedererkennen (41e). Gegen manche Versuchung mag das Gebet helfen. Aber vermag der unerkannte Sohn unter der Treppe des väterlichen Hauses ohne Anfechtung die Klagen der Seinen anzuhören? Diese Situation schildert jene Str. 49, die – wie 48 – in A etwas später variierend wiederholt wird. A stimmt hier nicht ganz mit den anderen Hss. überein. In 49d steht statt *le met el consirrer* von L und P *les ueit suuēt pasmer,* aber 49ᵃd lautet: *il les esguarde sil met al cunsirrer.* Der folgende Vers sagt deutlicher, wie sich Alexius verhält. Aus L hat man gemeinhin das *ne len est rien* als richtige Lesart anerkannt, das auf die Fühllosigkeit des Asketen hindeuten oder auch nur eine recht nichtssagende Verlegenheitsformel sein könnte. A hat in 49e *nad sun de quanque il ueit (tut est a deu turnez)* und in 49ᵃe *na suing quil sacent* (= *facent?*) *tut est a deu turn(e).* Daß er 'nicht achtgibt' auf das, was er sieht oder was sich um ihn abspielt, scheint der Dichter haben sagen wollen, – nicht, daß es ihm 'nichts bedeutet'. Den Ausdruck *sil met al cunsirrer* kann man wohl kaum im Sinne eines einfachen Verzichtes verstehen; er meint – wie übrigens auch in 32a – ein reifliches Überdenken der ganzen Situation, dessen Ergebnis dann allerdings 'Verzicht' bedeuten kann. Wie im prov. Subst. *cossir* schwingt auch in *consirrer* der Ton der Sorge, des Kummers mit. Der Dichter des Alexiuslieds wollte keinen fühllosen Asketen zeigen, sondern einen menschlichen Heiligen, der sich wohl von den Klagen der Seinen nicht anfechten läßt (sonst würde er als Heiliger aus der Rolle fallen), dem diese Klagen aber 'zu denken' geben. Den Schreiber von A veranlaßte dieser Hinweis auf die

---

[1] *Erhellung des 'Polyeucte' durch das Alexiuslied,* in: *Arch. Roman.* 16 (1932).

mühsam erreichte, aber der asketischen Idee getreue Selbstverleugnung zu seinen Wiederholungsstrophen. L aber zeigt einen robust zustilisierten Text, der zu solcher Variation schwerlich hätte anregen können.

An der dunkelsten Stelle des Alexiuslieds versagt die Hs. A den Dienst. Der Vers 95e ist nur in V und L noch zu lesen. Im ersten Halbvers ist *pur felunie* durch beide Hss. gesichert. Man pflegt dieses *felunie* als 'eheliche Untreue' zu verstehen und ein *lastet,* das nur in L steht, im Sinne von 'Überdruß' als Ergänzung von *felunie* aufzufassen. Die Frage ist dann, ob sich der Vorwurf der Untreue und des Überdrusses auf Alexius oder seine Gattin beziehen soll. Daß die Angehörigen in ihren Klagen Vorwürfe gegen Alexius formulieren, hat man immer als sehr charakteristisch für deren Verblendung hervorgehoben; aber werden nicht auch Selbstvorwürfe vorgebracht? Spitzer hält es für möglich, daß die Gattin an der fraglichen Stelle sagen wolle, sie habe nicht aus Untreue oder Müdigkeit (Flatterhaftigkeit)' in die Ferne geschaut[1]. Muß aber in einem sehr frühen französischen Text *felonie* eheliche Untreue und *lastet* Überdruß bedeuten? Wäre es nicht merkwürdig, wenn bei einer nicht vollzogenen Ehe überhaupt von 'Überdruß' die Rede wäre? Der Artikel **fillo* in von Wartburgs FEW belehrt, daß *fel* zunächst 'ruchlos, böse' bedeutet und in 2. Linie dann 'treulos'. Soll *felunie* im Alexiuslied bereits die sekundäre Bedeutung 'Untreue' und noch dazu im spezielleren Sinne der ehelichen Untreue haben? Kann man nicht an jenes *fel* denken, das in der 'Passion' die 'bösen' Feinde Christi, Judas, Pilatus und die Juden, bezeichnet, denen die *fedeils* entgegengestellt werden? Sie sind 'ruchlos' im ursprünglichen und 'abtrünnig' im sekundären Sinne, weil sie nicht zu Christi 'Getreuen' gehören. Sollte es nicht auch möglich sein, daß sich im Alexiuslied die Gattin im Selbstvorwurf als Abtrünnige des Heiligen bezeichnet?

Es ist fraglich, ob *lastet* wirklich im Original stand. Möglich ist es wohl. Bedeutete es dann 'Müdigkeit, Überdruß'? Godefroy führt für diese Bedeutung neben der Alexius-Stelle spätere Belege an, die nichts beweisen. Daß 'Feigheit' gemeint sein könne, bezweifelt Rajna[2], da für das 11. Jahrhundert die Lautung *lastet* für *laschetet* nicht angenommen werden könne. *Lastet* kann sehr wohl in Beziehung auf das oft im Alexiuslied auftretende *las* gebraucht sein, das weniger als indeklinable Interjektion als als Adj. steht und 'unglücklich' bedeutet: *Lasse maleuree* (in V *Lasse pechable* und in L *Alasse mezre*) ruft in 89a die Mutter aus, und *allas pechables cum mal fui auoglez* in 79d der Vater. *Las malfeu cum sumes auogle* heißt es dann auch in der neuen Conclusio der „Fortsetzung“ (V 124a). 'Unglück aus sündhafter Verblendung' könnte also sehr wohl jenes (hypothetische) *lastet* meinen. Schon im Vers 22c aller Hss. erkennt ja die Gattin, daß ihre Sünde der Anlaß zum Verschwinden ihres Gatten ist: *pechet lemat tolut.*

---

[1] In *Archiv. Roman.*, Bd. 16 (1932), 487.
[2] *Arch. Roman.* 13 (1929), 24.

Wir haben aber nicht die Gewähr, daß *lastet* im Original stand, und könnten andere Möglichkeiten in Erwägung ziehen. In V steht ein rätselhaftes *o lassas,* das dem Optativ im einigermaßen analogen Vers der mütterlichen Klage L 90e *bor ialasses* entsprechen könnte. Die Str. 78, 90 und 95, die in den drei Partien der Klagestrophen dasselbe Motiv bringen, haben Formen der 2. Sg. des Subjonctif des Praeteritums von *parler, repairer, (re)conforter, revenir* und – in L 90e – von *aler.* Die Annahme eines ursprünglichen *alasses* in 95e, die keineswegs mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als andere Vermutungen, würde einen Zusammenhang voraussetzen, in dem Alexius als der 'untreue' (oder hypothetischerweise untreue) Gatte bezeichnet würde.

Die Hs. A erlaubt also nur an einzelnen Stellen der Dichtung, eine von L abweichende Stilisierung des Originals zu vermuten. Auf weite Strecken hin sind die Strophen der überlieferten Hss. im wesentlichen identisch. Unklare Stellen – besonders der Vers 95e – lassen sich auf Grund des uns Überlieferten nicht mit Sicherheit aufhellen. Es bleiben also Interpretationsfragen offen.

Eine Ansicht aber kann man mit guten Gründen vertreten: Die Hs. A stellt ein abgeschlossenes Gedicht dar, und die Str. 111–125 sind eine „Fortsetzung". – Vergleicht man das afrz. Gedicht mit der lat. Vita, so kann auffallen, daß gewisse wichtige Angaben schon in dem Gedichtstypus fehlen, den A vertritt, daß sie auch von den übrigen Hss. nicht gebracht werden, daß sie also kaum im Original standen. Nichts verlautet von Alexius' Trauung *in templo sancti Bonifacii martyris per manus honoratissimorum sacerdotum.* Auch vom Inhalt der ersten göttlichen Botschaft, die die aus dem Sanctuarium tönende Stimme verkündet, hören wir nichts im Gedicht, obwohl hier die Vita das gewichtige Schriftwort bringt: *Venite ad me omnes qui laboratis et onerati estis et ego vos reficiam*[1]. Daß aber gerade dieses Wort der Alexiuslegende evangelische Weihe geben könnte, ist evident. Die „Fortsetzung" legt dann auch Wert darauf, einen erneuten Hinweis der Vita auf die Bonifaciuskirche – jetzt als Beisetzungsort des Heiligen – in der Str. 114 zu verwerten.

Das ursprüngliche Gedicht, das noch A repräsentiert, wurde durch den Dichter der „Fortsetzung" offenbar nicht durch Interpolationen, sondern durch einen Nachtrag von 15 Strophen erweitert. Der Schreiber von V war vielleicht dieser zweite Dichter. Er läßt die Str. 108 – wenn sie schon in A* gestanden haben sollte – und außerdem die Conclusio der Str. 109. 110 weg, weil er die Illusion schaffen will, daß der Bericht von Alexius' Beisetzung noch nicht zu Ende sei. Er knüpft an die Str. 107 an, in der geschildert wird, wie das geringe Volk um des Besitzes des Heiligen willen die Geldspenden der Kaiser ver-

[1] In der von Maßmann mit „A" bezeichneten lat. Vita steht allerdings dieser letztere Satz nicht, wohl aber der Hinweis auf die Trauung in der Bonifaciuskirche.

schmäht. Vorher aber hat schon die Vita erzählt, daß Kranke durch die Berührung des *corpus sanctum* von ihren Gebresten geheilt wurden. Diese Wunderheilungen motivieren erst den Entschluß der Kaiser, die Volksmenge durch Gold- und Silberspenden von Alexius' Leichnam abzulenken. Die Wunderheilungen hätten also normalerweise nach der Str. 103 berichtet werden müssen. Der Dichter der „Fortsetzung" holte sie in den Str. 111. 112 nach. Dann beschreibt er weiter die Überführung der Leiche zur Begräbnisstätte. In der Vita hieß es, daß angesichts der Wunderheilungen die Kaiser nunmehr mit dem Papst die Bahre tragen, um an der gnadenspendenden Wirkung des Leichnams teilzuhaben. Wie die Kaiser – teils durch Bitten, teils unter Anwendung von Gewalt – das *corpus sanctum* aufnehmen und durch das Gedränge tragen, schildert nun auch die Str. 113. In 114a wird der Beisetzungsort, die dem Märtyrer Bonifacius geweihte römische Kirche, genannt. Str. 115 berichtet von der 7-tägigen Schaustellung des Leichnams, und Str. 116 sagt, daß auch am siebenten Tag das Volk sich noch nicht vom Anblick seines Heiligen trennen kann. Unter feierlichem Prunk erfolgt jetzt die Beisetzung (Str. 117. 118). Das Volk muß es zulassen und nimmt Abschied (Str. 120). In den letzten beiden Versen dieser Str. 120 bittet der Dichter Gottvater um Gnade und den Heiligen um gute Fürsprache (so nur in V und P; in L wird gesagt, daß das Volk den Heiligen – ihn allein – um Gnade und Fürsprache anruft). Dann erst – also nach der Str. 120 – folgt 119, wo erneut von den klagenden Angehörigen und dem mit 'hunderttausend Tränen' anteilnehmenden Volk die Rede ist. Die Worte des Papstes *anostre us est grant ioie* (V 101c) scheinen nicht mehr nachzuwirken, und die *sig̃nz letice* des Volks (V 107c) scheint verflogen. Die folgende Str. 121 kommt auf das fernere Geschick der Angehörigen zu sprechen. Daß sie in ungetrübter Gemeinschaft leben, bis sie zu Gott eingehen, wird nun des Berichtens für würdig gehalten, und Str. 122 erzählt von der Paradiesgemeinschaft der Ehegatten. Str. 123 weist darauf hin, daß nunmehr Alexius' Leben erfüllt ist; denn seine Seele hat teil an der himmlischen Glorie, und er kann jetzt Gott schauen. Die letzten beiden Str. bringen eine neue Conclusio.

Was hier vom Dichter der „Fortsetzung" nachgetragen wird, findet sich nur zum Teil – und oft nur in knappen Andeutungen – in der lat. Vita. Nichts lesen wir dort von der wiederausbrechenden Klage der Angehörigen, von dem tränenreich anteilnehmenden Volk, von dem Idyll der einträchtig mit der jungfräulichen Witwe lebenden Eltern, von der Gemeinschaft der Gatten im Paradies. Eingehend berichtet die Vita nur, daß Kranke durch Berührung des heiligen Leibs geheilt werden. Daß davon in A* nichts stand, hat wahrscheinlich einen zweiten Dichter erst zu der Fortsetzung des Gedichts angeregt. Er hat diesen wichtigen Punkt gleich in den ersten beiden Strophen seiner „Fortsetzung" nachgeholt. Da er nicht interpolieren wollte, hat er den in der lat. Vita gegebenen Zusammenhang zerrissen: Die Wundertätigkeit des Leichnams veranlaßte die Kaiser zur Geldspende; in der „Fort-

setzung“ werden aber die Wunderheilungen als das Spätere berichtet. In der ursprünglichen Dichtung geht es den hohen Herren nur darum, durch das Gedränge zu kommen: *sil nus en funt presse dunc en serrum deliure* (105e).

Der Dichter der „Fortsetzung“ hat die Gelegenheit wahrgenommen, weitere Andeutungen der Vita zu entwickeln und aus Eigenem hinzuzutun, vor allem die Conclusio I, die er wegließ, durch eine Conclusio II am Ende seiner Erweiterung zu ersetzen.

Der Schreiber von L hat diese „Fortsetzung“ kopiert, wobei er die Str. 120. 119 sinnwidrig umstellte und an einigen Stellen – besonders in der neuen Conclusio – das Werk seines theologisch gebildeten Vorgängers verwässerte. Er hat also neben V (oder V*) auch den Gedichtstyp A* als Vorlage besessen, aus der er die Conclusio I ausschrieb, ehe er mit der Kopie der „Fortsetzung“ begann.

Ein späterer Kopist, der von P, stimmt in der Strophenabfolge mit L überein. Er kopiert auch die „Fortsetzung“, vermeidet freilich wie V Str. 108 und die Conclusio I und kürzt die „Fortsetzung“ um einige Strophen. Unter anderem läßt er die Str. 111. 112 weg, die die Krankenheilungen schildern. Das Erstaunliche also ist, daß der ursprüngliche Dichter die Wundertätigkeit des *corpus sanctum,* von der die Vita eindringlich berichtet, unterschlug, daß ein „Fortsetzer“ – vielleicht der Schreiber von V – seine Ergänzung des sonst wohl unveränderten Gedichts mit der eingehenden Schilderung der Wunderheilungen begann, und daß dann ein späterer Kopist wiederum die Strophen mit den Wunderheilungen wegließ.

Dieser Schreiber von P (oder der seiner Vorlage) hat noch an anderen Stellen – wohl bewußt – die „Fortsetzung“ gekürzt. Er strich die Str. 113, die erzählt, daß die Kaiser, von der magischen Wirkung des heiligen Leibs durch Augenschein überzeugt, nunmehr selbst die Leiche aufnehmen und unter Aufgebot von Bitten und Gewalt sich mit ihr durch die Menge einen Weg bahnen. Dies entspricht dem Satz der Vita: *Imperatores autem tanta mirabilia videntes coeperunt per se cum Pontifice lectum portare, quatenus et ipsi sanctificarentur ab eodem corpore sancto* . . . Im ursprünglichen französischen Gedicht fällt das Motiv der Wundertätigkeit des Heiltums. Nachdem zunächst alle (102a, 103a. c) unter Einschluß der hohen Herren (100d) die Leiche für die Überführung zur Beisetzungsstätte feierlich hergerichtet und ihr das Geleit gegeben hatten, nimmt der Dichter der „Fortsetzung“ das Motiv der lat. Vita auf. – In P werden nun die weltlichen Herren nicht mehr erwähnt. Die Pluralformen der Str. 114 *(aportent, poserent)* beziehen sich wie das *se conmurent* von VP 103a auf *tote la gent de rome;* mit nochmaliger Erwähnung des einfachen Volks beginnt ja dann auch die Str. 115. Der Schreiber von P (oder der seiner Vorlage) hat also wiederum wohl ganz bewußt eine Str. (113) gestrichen, da er der weltlichen Obrigkeit die Ehre der Überführung des Leichnams in die Bonifaciuskirche nicht gönnte. Vielleicht glaubte er im Geist jener ersten himmlischen Botschaft zu handeln, die der ursprüngliche Dichter un-

terschlug, in Übereinstimmung mit jenem *Venite ad me omnes qui laboratis et onerati estis et ego vos reficiam?*

In P werden auch weder die erneute Klage der Angehörigen, noch die hunderttausend Tränen des Volks, noch die Paradiesgemeinschaft der jungfräulichen Gatten erwähnt. Beibehalten wird nur, was die Str. 121 über die weitere irdische Gemeinschaft der Angehörigen bis zum Heimgang zu Gott, und was die Str. 122 über Alexius' Glorie bei den Engeln im Himmel sagt. Auch an diesen Stellen scheint mit voller Absicht gekürzt – sogar mitten in der Str. gekürzt – worden zu sein. Wir können vermuten, daß dem Schreiber das Wiederauffrischen der Klage nach der geistlichen Zurechtweisung des Papstes und die naive Einbeziehung der Gattin in Alexius' Glorie bedenklich erschienen.

Solche Beobachtungen nötigen uns wohl, die Frage nach der theologischen Bewertung der Heiligenlegende durch die wahrscheinlich klerikalen Dichter und Kopisten der afrz. Dichtung zu stellen. Mit dem Begriff der 'Orthodoxie' im Sinne der Kirchenlehre des 13. und vielleicht auch 12. Jahrhunderts kann man in unserem Falle kaum operieren, war doch etwa die Sakramentenlehre im 11. Jahrhundert noch keineswegs fixiert. Aber offenbar sind unter den recht selbständig arbeitenden Kopisten des Alexiuslieds Männer von theologischem Urteil am Werk. Dies dürfte schon zutreffen für den Dichter von A*, der die Erwähnung der magischen Wunderheilungen verschmäht. Seine Conclusio begnügt sich nicht damit, zum Gedenken des Heiligen aufzufordern (110a); er rät dem Sünder außerdem zur Buße (110b) und schließt mit dem Gebet zum dreieinigen Gott (110d). Ein naiver Glaube an die wirksame Fürbitte des Heiligen bei Gott scheint also dem ursprünglichen Dichter nicht zum Heil des Christen zu genügen. Überlegter noch scheint die Äußerung des Dichters der „Fortsetzung" zu solchen Fragen des Heiligenkults zu sein. Daß Gott die oberste Heilsinstanz ist, bringt er in den letzten beiden Versen der Str. 120 zur Geltung. Mitten in dieser Str. kommt er mit der Schilderung der Beisetzung des Heiligen zu Ende und schreibt:

esire peres de nos aies merci
otun senhiour nos seies buns plaidis.

Erst nachdem Gottvater in direktem Anruf um Gnade angefleht worden ist, kommt der Heilige als Fürbitter zu seinem Recht. In L aber lesen wir:

esilipreient que dels ait mercit.
al son seignor illur seit boens plaidiz.

Der erste dieser Verse ist von zweifelhafter Rhythmik: wenn im zweiten Vers *seit* als 1-silbig gelten muß, so ist die 2-Silbigkeit von *ait* (die Rohlfs herstellt) sehr fraglich. L schwächt aber auch die direkte Form des Anrufs ab, indem er – wenigstens in 120d – in der 3. Person vom betenden Volk berichtet. Der Gedankengang von V könnte nur restituiert werden, wenn man annähme, der Schreiber habe ein *deus*

vor *dels* vergessen. Die theologische Versiertheit des Schreibers von L kann man jedoch in Zweifel ziehen. Obwohl er sonst (114e, 123b, 125e) Latinismen den vulgärsprachlichen Formen von V vorzieht, verkennt er den Latinismus, der sich in der 3-Silbigkeit von *glorie* in V 123c offenbaren dürfte, und ändert *de glorie rēplie* in *de glorie replenithe.*

Sehr geringe Konzentration auf theologische Unterscheidungen enthüllt in L insbesondere die Schlußstrophe. Im zweiten Vers veranlassen den Schreiber vielleicht verstechnische Bedenken zur Hinzufügung des Wörtchens *de;* durch ein *de toz mals nos tolget* (statt V: *ketoz mals nos tolhe*) wird aber die liturgische Formel der Oratio Dominica *(Agnus Dei, qui tollis peccata mundi* und *Ecce Agnus Dei, ecce, qui tollit peccata mundi)* nicht unbeträchtlich verändert. Wichtiger ist der folgende Vers. In V steht: *prie deu ke uos assolhe;* L aber hat ein ganz abweichendes *nus acat pais eglorie.* Dies ist jedoch nicht eine eigene Erfindung von L, sondern eine Vorausnahme von V 125d. Schon das zweimalige Assonanzwort *glorie* in c. d erweist L hier als verdorbenen Text. L scheint aber auch an dieser Stelle den theologischen Unterscheidungen von V dilettantisch gegenüberzustehen: der Schreiber hat diesen wohlüberlegten Text verfälscht, weil er ihn rhythmisch glätten wollte. In V wird Gott (nicht der Heilige) um Absolution der Sünden im Diesseits und um Frieden und Glorie im Jenseits gebeten. In L aber figuriert Gott nur noch im *pater nostre* der letzten Assonanz. Wollte man den Text von L hier als autoritativ ansehen und außerdem als getreue Spiegelung der ursprünglichen Dichtung, so wäre im afrz. Alexiuslied von einem theologischen Laien der besungene Heilige überbeansprucht worden. Ein nur von L in 107e eingeschobenes *sedeu plaist* könnte an diesem Eindruck wenig ändern. – Es empfiehlt sich aber wohl, zu anderen Kriterien noch das Kriterium der theologischen Sachkenntnis hinzuzunehmen, um in V die getreueste Wiedergabe der „Fortsetzung" zu vermuten. In V wandte sich offenbar ein Kleriker an sein Publikum in der 2. Person; nur in 125b *(nos)* scheint er sich in das mit *Aiez senhior* beginnende Schlußgebet mit einbeziehen zu wollen.

Die Hs. P nun, die die „Fortsetzung" energisch und gewiß auf Grund gewichtiger Erwägungen kürzt, ist wohl in den beiden letzten Versen der Str. 120 mit V identisch, hat aber recht eigentümliche Schlußstrophen: Von 122 sind noch die beiden ersten Verse übernommen:

Saint alexis est el ciel sains dotance
ensemble o deu en la cōpaignie as angres;

dann folgen – mit abweichender Assonanz – die ersten 4 Verse von 109:

Mult serui deu de bone uolente
por ceo est ore el ciel corone
le cors gist en rome la cite
7 lame en est el saint paradis de.

Den Abschluß bildet die nun um einen Vers erweiterte und in den letzten beiden Versen zum Rhythmus des Alexandriners übergehende Str. 125:

Aiun seignors cest saint homme en memoire
si lui priun que de tot mal nos toille
7 en cest siecle nos doinst pais. 7 concorde
7 en laltre parmanable gloire
que la poisũ uenir nos donst deus aiutoire
7 encontre deable 7 ses engins uitoire.

Dem Schreiber von P war ein Abschluß des Gedichts, der ihn ideologisch befriedigte, offenbar lieber als genaue Beobachtung von Versmaß und Strophenform. Hier – wie in V – ist die Conclusio I nicht an unpassender Stelle übernommen worden. Wir lesen aber in P vier Verse von 109, an denen die von A und L abweichende Stilisierung *est ore el ciel corone* auffallen kann; die beiden anderen Hss. haben *est ui (en) cest iur honurez.* Behagte dem Schreiber der Hinweis auf den Gedenktag des Heiligen nicht, daß er ihm statt dessen die himmlische Krone des Märtyrers zusprach? In den letzten sechs Versen hat er wie L die Anrede *Aiun seignors* und schließt sich auch selbst in das Schlußgebet ein, statt – wie es in V geschieht – in der 2. Pl. zu sprechen. Wie in L steht auch *de tot mal nus toille* (125b). Daß er für das irdische Leben vom Heiligen 'Frieden und Eintracht' erbittet, ist sicherlich keine Überforderung; anders könnte man schon denken über die Bitte um 'bleibende Glorie' im Jenseits. Von Absolution der Sünden im Diesseits durch Gottes Gnade (V 125c) hören wir nichts. Der letzte Vers mit der Aufforderung, das Vaterunser zu beten, ist ersetzt worden durch zwei Alexandriner; im ersten wird nunmehr Gott selbst um seine Hilfe zur Erlangung der ewigen Glorie im Jenseits und im zweiten um den Sieg gegen den Teufel und seine Listen gebeten. Während also vom Teufel im ganzen Gedicht nichts verlautet und auch der Satz der Vita vom *antiquus humani generis inimicus* kein Echo im ursprünglichen Gedicht gefunden hat, während in diesem ursprünglichen Gedicht das Böse mit dem persönlichen Schuldbegriff der 'Sünde' identifiziert wird (12d), schließt merkwürdigerweise die Hs. P – statt mit dem Vaterunser – mit einem Ruf um Gottes Hilfe gegen den Teufel und sein Treiben. Die Str. 124 aber, die wir mit zur Conclusio II rechnen müssen, und die für die armen verblendeten Sünder 'Erleuchtung' durch den Heiligen erwartet, ist in P ebenso weggeblieben wie die Bitte um göttliche Absolution der Sünden.

Alle vier uns bekannten Strophenfassungen des afrz. Alexiuslieds weichen also im theologischen Habitus voneinander ab. – A verschmäht die magischen Krankenheilungen; der erste Dichter war wohl schon deshalb nicht jener Tetbald von Vernon, der durch die Berührung einer Reliquie von einem Augenleiden geheilt wurde. – In der „Fortsetzung" von V spendet der Heilige nicht nur geistliche, sondern auch leibliche Hilfe. Der „Fortsetzer" hütet sich jedoch, von ihm mehr zu verlangen als die Fürsprache bei Gott, der als oberste Instanz über das Heil der Gläubigen entscheidet. – L ist eine Kopie von A und von V, die ihre formalen Qualitäten haben mag, der man aber keine besondere Aufmerksamkeit beim Übertragen theologisch belangvoller Partien nach-

sagen kann. Spräche dennoch aus dieser Hs. eine bestimmte religiöse Mentalität, so wäre es die einer laienhaft-naiven Überforderung des Heiligen. – Am auffälligsten ist P, in dem die magischen Heilungswunder ebenso fehlen wie andere Partien der „Fortsetzung“, die diese in den Ton einer privaten Paradies-Idylle abgleiten lassen könnten, in dem wohl wie in V Gott in der Schlußanrufung seinen gebührenden Platz erhält, aber im Schlußvers die Macht des Teufels evoziert und sonst alles getilgt wird, was in V auf Unglück, Verblendung und Sünde der im Diesseits lebenden Menschen hinwies. Vielleicht hat hier das Ausbleiben der Bitte um Absolution und auch die Formulierung *si lui priun que de tot mal nos toille* einen wirklichen Sinn?

Im 11. oder 12. Jahrhundert brauchte es bei der Versifizierung eines Heiligenlebens wohl nicht ins Gewicht zu fallen, wenn eine liturgische Formulierung in nicht ganz authentischer Form gebraucht wurde, oder wenn dem Heiligen Dinge abverlangt wurden, die streng genommen allein in Gottes Macht liegen, oder vielleicht auch, wenn von Wunderheilungen, an denen sich die Volksfrömmigkeit aufrichtet, und die bei späteren Heiligsprechungen nicht mehr fehlen durften, nichts berichtet wird. Etwas naiv meint der Prosaprolog der Hs. L, die Geschichte von Alexius sei ein erbaulicher Stoff für die Keuschen: *Icesta istorie est amiable grace esuuerain consulaciun acascun memorie spiritel. les quels uiuent purement sulunc castethet. e dignement sei delitent esgoies del ciel & es noces uirginels.* Für den Schreiber von P aber hatte Alexius' Verzicht auf den Vollzug der Ehe offenbar eine andere Bedeutung als die der Hoffnung auf eine keusche Paradiesgemeinschaft.

Dieser Verzicht auf eine in aller Form geschlossene Ehe als Ausgangspunkt eines gottgefälligen Lebens ist der auffälligste Zug in der abendländischen Alexiuslegende. Andere Heilige waren Familienväter und entsagten zu einem bestimmten Zeitpunkt der ehelichen Gemeinschaft; andere sollten eine Ehe eingehen, bekehrten sich aber – ehe es dazu kam – zu einem Leben der Entsagung (wie übrigens jener Alexius der von Marg. Rösler[1] publizierten mittelgriechischen Hs., der am Vortag der Hochzeit zu Schiff 'nach dem Morgenlande' fährt). Nie ist die Rede von einem förmlichen, religiös begründeten Abschied vom Ehegatten wie in der abendländischen Alexiuslegende. – Von späteren Heiligen wird wohl dergleichen berichtet, etwa von dem erst in jüngster Zeit heilig gesprochenen Schweizer Nicolaus von der Flüe aus dem 15. Jahrhundert. Von ihm lesen wir: 'Sein jüngstes Kind war eben 13 Wochen alt, als er nach Bitten und Vorstellungen von seiner Frau die Erlaubnis erhielt, sich in die schauerliche Einöde des Melchtobels zurückzuziehen; er betrat auch nie mehr von da an sein Haus; da lebte er fast 20 Jahre lang, Tag und Nacht im Gebete, in Betrachtung, in Raterteilung und Zuspruch jeder Art . . .'[2].

---

[1] Diese Zeitschr. 53 (1933).

[2] Franz von Sales Doyé, *Heilige und Selige der römisch-katholischen Kirche*, Leipzig 1929, II 73.

In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts war die syrische Alexiuslegende in Rom noch unbekannt. Der Metropolit Sergius, der damals nach Rom kam, dem vom Papst die Bonifaciuskirche zugewiesen wurde, und der eine griechisch-lateinische Mönchskongregation gründete, mag die Legende ins Abendland gebracht haben. Sie hatte seitdem – das zeigt die Vita der 'Acta Sanctorum' – eine Beziehung zu der dem Märtyrer Bonifacius geweihten römischen Kirche. Das afrz. Gedicht, das um die Mitte des 11. Jahrhunderts entstanden sein mag, erwähnt die römische Kultstätte noch nicht; dies tut erst die später entstandene „Fortsetzung". Nur von Rom wird erzählt: *li cors en gist a rume la citez* (109c). Ein französisches Lokalinteresse an der Legende bestand im Gegensatz zu früheren geistlichen Dichtungen wie der Eulalia-Sequenz oder dem Leodegarlied nicht. Dennoch fand das kleine Epos in Frankreich großen Anklang, wie die große Zahl der überkommenen Hss. beweist. Zeigt sich darin nur das Prestige der hohen künstlerischen Leistung, oder kam diese Dichtung außerdem in irgendwelcher Weise einer Zeitstimmung des damaligen Frankreich entgegen?

Einen bedeutsamen Hinweis auf die Wirkung des Gedichts in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts besitzen wir. Zwar ist es ein Dokument von etwa 1220 [1], das die Bekehrung des Begründers der Waldenser-Sekte unmittelbar mit dem Alexiuslied in Zusammenhang bringt. In Lyon habe der reiche Kaufmann Valdesius einen Jongleur das Lied vortragen hören und sei von dessen Inhalt tief ergriffen worden. Er lädt den Sänger in sein Haus, um mehr von dem Heiligen zu erfahren. Am folgenden Tag befragt er einen Theologen nach dem sichersten und besten Weg zu Gott und hört als Auskunft die Worte Christi an den reichen Jüngling: *Si vis perfectus esse, vade, vende quae habes, et da pauperibus, et habebis thesaurum in caelo* [2]. Valdesius läßt sich diese Worte zu Herzen gehen, teilt seiner Frau mit, daß er entschlossen ist, auf alle irdischen Güter zu verzichten. Er sichert ihren Lebensunterhalt und bringt seine beiden Töchter in einem Kloster unter. All seine Habe gibt er den Armen und bittet selbst seine Freunde um Almosen aus Liebe zu Gott [3].

So beginnt – fast zeitgenössischer Überlieferung nach – die Geschichte der Waldenser-Bewegung, die bald in ihrem Bemühen, das Ideal apostolischer Armut konsequent im Geiste der Bibel und unbeirrt von späterer christlicher Tradition zu verwirklichen, in Konflikt mit der kirchlichen Obrigkeit und schon in den 70er Jahren des 12. Jahrhunderts in offenen Gegensatz zur kirchlichen Lehre geriet. Die Lehre der 'Armen von Lyon' hat noch in den folgenden Jahrhunderten ihre Wirkung getan.

Manche Lehren der Waldenser stehen denen einer anderen, älteren Sekte, denen der Catharer, nicht so fern. Doch bezeugen die Überein-

[1] Das *Chronicon universale anonymi Laudunensis.*
[2] Matth. XIX, 21.
[3] *Dictionnaire de Théologie Catholique,* t. XV, Paris 1950, art. *Vaudois.*

stimmungen lediglich eine gemeinsame Mentalität, nicht die doktrinale Identität der beiden Gruppen [1]. Was die Auffassung von der ehelichen Gemeinschaft betrifft, so verbieten die Waldenser die Auflösung einer im Sinne der Apostelkirche rechtmäßig geschlossenen Ehe; die Catharer aber verurteilten die Ehe schlechthin. Nur den Catharern wird von mittelalterlichen Theologen die manichäische Anschauung von den beiden gegensätzlichen, aber ursprünglich ganz autonomen Grundprinzipien des Guten und des Bösen vorgeworfen, aus der recht bedenkliche Anwendungen im kultischen Leben der Sekten gefolgert werden konnten. Die Catharer waren also schlimmere Feinde der Kirche, da ihnen ein konsequenter Biblizismus und eine auf die Apostelzeit bezogene Neigung zur Bildung einer Sonderkirche der Armen nicht genügten, sondern da sie auf Grund des manichäischen Dualismus hæretische Anschauungen von der elementaren Wirksamkeit des Bösen in der geschöpflichen Welt, von der moralischen Unverantwortlichkeit des Menschen oder von der Verwerflichkeit der körperlichen Gemeinschaft in der Ehe äußern konnten.

Was also den Catharern von der Kirche vor allem vorgeworfen wird, ist die manichäische Irrlehre. Auf welchem Wege sie aus dem Orient in den abendländischen Westen gelangte, läßt sich schwer sagen. Was wir im Hefele-Leclercq [2] lesen – *au point où l'on est rendu, chacun peut ainsi sans inconvénient jeter un mot et lancer une hypothèse* – gilt wohl noch heute. Auffällig ist jedoch, daß eine von der Kirche als 'manichäisch' bezeichnete Lehre seit dem frühen 11. Jahrhundert von angesehenen Klerikern an den Klosterschulen der 'Francia' propagiert wurde [3]. Als gegen Ende des 10. Jahrhunderts ein gewisser Leutard in der Diözese Châlons sich von seiner Frau lossagte, Kreuz und Christusbild in der Kirche seines Heimatorts herabriß und sich zum Lehrer, ja Demagogen des einfachen Bauernvolks aufwarf, ließ der zuständige Bischof noch Milde walten; er erblickte in den Ausschreitungen die Tat eines bedauernswerten Irren [4]. Im Jahre 1022 wurde aber in Orléans für Kleriker, deren Lehren verdächtig erschienen, ein Exempel statuiert. Die Kleriker Heribertus und Lisojus werden mit noch einigen anderen der manichäischen Irrlehre überführt [5]. Nach den Prozeßakten sagten sie unter anderem aus, daß sie nicht an die Gnadenkraft der Sakramente glauben, daß sie die Heiligenverehrung für nutzlos erachten: *Sanctos martyres atque confessores implorare pro nihilo ducebant* [6]. Nur einer der 14 Überführten schwor die Irrlehre ab; die anderen

---

[1] Ebenda, art. *Cathares* (t. II [2], Paris 1939, col. 1989). Vgl. auch Arno Borst, *Die Katharer* (Schr. der Monum. Germ. Histor., 12). Stuttgart, 1953, 110.

[2] *Histoire des Conciles* IV [2], Paris 1911, 928.

[3] Hefele-Leclercq IV [2], 925 – wohl übernommen aus Ch. Pfister, *Etudes sur le règne de Robert le Pieux* (*996–1031*), in: *Bibl. de l'Ecole des Hautes Etudes*, fasc. 64, Paris 1885, 326.

[4] Pfister 330 und 334.

[5] Mansi, *Sacrorum Conciliorum . . . Collectio*, XIX, col. 375. Borst, 74/75.

[6] Mansi XIX, 377.

bestiegen, ohne sich zu einem Irrtum ihrer Lehre zu bekennen, den Scheiterhaufen.

Diese erste Ketzerverbrennung von 1022 löschte die Sekte der Catharer nicht aus. Späterhin konnten sich hohe Kirchenfürsten fragen, ob die Auslieferung an die weltliche Obrigkeit das geeignete Mittel zur Bekämpfung der um sich greifenden Irrlehre sei. Gegen 1045 rät der Bischof Waso von Lüttich seinem Amtsbruder Roger von Châlons, es bei der Exkommunikation zu belassen, da Gott die Reue, nicht die Bestrafung der Schuldigen wolle[1].

Wenn unter den der Irrlehre Beschuldigten sich gelehrte Kleriker befanden, so kann ein gewisser Anlaß in der bedeutenden Entwicklung der Dialektik als Lehrfachs im Rahmen des Trivium liegen. Im 11. Jahrhundert begannen abendländische Theologen, sich intensiver mit Argumentationen zu beschäftigen, gegen die schon die Kirchenväter polemisiert hatten. Es konnte wohl vorkommen, daß ein Echo des hæretischen Gedankens in der eigenen Lehre hörbar wurde. –

Das Alexiuslied hat zu dieser eigentümlich widerspruchsvollen Religiosität des Zeitalters von Cluni keine unmittelbare Beziehung. Der Papst stellt in der Str. 101 des Gedichts dem Volk von Rom und den direkt angesprochenen weltlichen Herren den verstorbenen Asketen und Mann Gottes als ein göttliches Gnadengeschenk vor. (So steht es in der lat. Vita nicht.) Eine solche Fassung der Legende zeugt nicht von sektiererischem Denken und kann vor allem nicht aus dem Milieu der Catharer stammen, die nicht nur antirömisch und antipäpstlich waren, sondern auch weltlicher Autorität jedes moralische Recht absprachen[2].

Die Legende hat bei aller rigorosen Betonung des asketischen Gedankens eine eigentümlich erregende Menschlichkeit, die nicht nur im Mittelalter stark empfunden wurde. Der französische Dichter hat es verstanden, den Gefühlston der überkommenen Legende zu hoher künstlerischer Wirkung zu bringen. Er brauchte dazu das Motiv der Wunderheilungen nicht. Er konnte den Hauptwert auf den religiösen Idealismus seiner Alexiusgeschichte legen und braucht kein Skeptiker oder Hæretiker gewesen zu sein, wenn ihm bei der Magie der Krankenheilungen nicht wohl war.

Dieser jüngst erst aus syrisch-byzantinischer Tradition im Blickkreis des christlichen Abendlands aufgenommene Heilige konnte auch in sektiererischen Kreisen – und dort vielleicht besonders – als menschliches Vorbild gelten. Er verhält sich wie ein catharischer Sektierer, der sich auf die Taufe des heiligen Geistes (das *Consolamentum*) vorbereitet. Döllinger schreibt: *Wenn ein Verheiratheter das Consolamentum empfangen sollte, so mußte, da er als Vollkommener kein Weib, auch seine Gattin nicht mehr berühren, einem Hauswesen nicht mehr vorstehen, mit*

---

[1] Em. Amann und Aug. Dumas, *L'Eglise au pouvoir des laïques*, 1948, 460.

[2] Ign. v. Döllinger, *Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters*, München 1890, I 184.

Geld- und Wirtschaftsangelegenheiten sich nicht mehr befassen durfte, die Frau vorher ihren Mann förmlich entlassen oder von seinen ehelichen Verpflichtungen förmlich lossprechen . . .[1]. – Wenn Euphemian den unerkannten Sohn mit *bons hum* (45d) anredet, konnten Anhänger der Catharer an die 'Auserwählten oder Geweihten' der Sekte denken, die *bons hommes, bonomini* genannt wurden[2].

Man darf bei solch dunklen Zusammenhängen nicht zuviel behaupten wollen, und es soll hier gewiß nicht die indiskutable Meinung vertreten werden, die Alexiusdichtung sei in direkter Beziehung zur Catharer-Bewegung entstanden. Die Sekten gehören aber zu den Lebenskräften des Zeitalters und haben die Mentalität der Zeitgenossen prägen helfen. Der ungewöhnliche Erfolg des Alexiuslieds ist eine historische Erscheinung und als solche nicht nur bedingt durch die souveräne Kunstübung des Dichters, sondern außerdem durch die innere Bereitschaft seines Publikums.

Die „Fortsetzung" durch einen zweiten Dichter wollte die Wunderheilungen nachholen. Auch die Bonifaciuskirche wurde jetzt genannt. Das Verhältnis der Gläubigen zu ihrem Heiligen ist ganz im Sinne der ursprünglichen Dichtung gesehen: Die unglücklichen, von ihrer Sünde geblendeten Christen erhoffen von Alexius Fürsprache und geistliche Erleuchtung (Str. 124). Daß aber Gott allein Absolution der Sünden und ein ewiges Leben spenden kann, sagt der Dichter deutlich in der Schlußstrophe. – Diese „Fortsetzung", die sich zur Magie der Krankenheilungen, aber auch zu klaren Grenzziehungen in Dingen der Heilszuständigkeit bekannte, fügte der ersten Dichtung nichts hinzu, was sektiererischen Kreisen die Legende noch anziehender machen konnte. (Höchstens könnte man an den Schluß mit dem Paternoster denken; das Vaterunser war das einzige Gebet der 'Geweihten' der Catharersekte[3].)

Zu denken gibt aber die Stilisierung der Schlußpartie in P. Gewiß ist die Anrufung des Heiligen um Fürbitte und Hilfe, wie sie sich auch in P findet, wenig nach dem Geschmack der Sektierer. Daß jedoch die Paradiesgemeinschaft der Ehegatten – selbst wenn es sich um die Glorifikation einer jungfräulichen Ehe handelte – aus dem Gedicht verschwand, konnte wie eine Bestätigung der catharischen Eheauffassung wirken. Und warum schwand der – an sich schon diskrete – Hinweis auf den Tag des Heiligen? Warum fiel die Str. 124, die vom Unglück und der Verblendung menschlicher Sündhaftigkeit spricht? Ist es ein Zufall, daß im allerletzten Vers statt der Aufforderung zum Vaterunser von der Macht des Teufels gesprochen wird, daß von Gott Hilfe gegen das Böse, aber nicht Absolution der Sünden erbeten wird? Diese Conclusio des Gedichts könnte für ein Publikum konzipiert sein, das für den manichäischen Dualismus gewonnen war. 'Sünde' war für die Catharer, die den freien Willen leugneten, ein menschlicher Verantwortung entrücktes Fatum, *die Frucht eines äußerlichen Verführungs-*

---

[1] Ebendort I, 214. [2] Ebendort I, 127. [3] Ebendort I, 228.

zwanges[1]. Das Prinzip des Bösen beherrscht die geschöpfliche Welt. Vom andern Prinzip des Guten, dem die 'Geweihten' schon anhangen, ist die Reinigung und Errettung des in irdischer Existenz gefesselten Gläubigen zu erhoffen. Die Bitte um Absolution der Sünden ist nach manichäischer Anschauung widersinnig; aber gebieterisch drängt das Bewußtsein einer unfreien Existenz zu einem Hilferuf, der sich an den großen göttlichen Widerpart des Bösen richtet.

Mit der vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Hss., die das Alexiuslied in der strophischen Form überliefern, gerieten wir auf den unsicheren Boden der historischen Interpretation. – Um das Alexiuslied als literarisches Erzeugnis in Stil und Komposition zu beurteilen, genügen wohl ein aus A erschlossenes A* und die „Fortsetzung", wie sie V bietet. Um aber die zeitgenössische Wirkung der Dichtung zu ermessen, ist auch eine Kopie von so eigentümlicher und sicherlich absichtlicher Stilisierung wie P von symptomatischem Wert. Mit Sicherheit wird man freilich die Beziehungen der Alexiushss. zum wirklichen Leben des 11. und 12. Jahrhunderts nicht erschließen können.

Bei der Interpretation französischer literarischer Erzeugnisse der gleichen Zeit (und des Alexiuslieds selbst) hat man den Geist des cluniacensischen Zeitalters gern berücksichtigt. Der Stärkung der Mönchskirche entsprach aber auf der anderen Seite ein Umsichgreifen sektiererischer Strömungen, die ihrerseits das geistige Profil des Zeitalters prägen helfen. In welchem Maße die Impulse von Cluni bei der Formung des afrz. Gedichts mitwirkten, läßt sich ebensowenig genau bestimmen wie das Echo sektiererischen Denkens bei der Aufnahme und weiteren literarischen Tradition desselben sich nie endgültig fixierenden Gedichts. Wer kann sagen, ob Valdesius in Lyon der einfache Bericht vom Leben des Asketen oder außerdem noch eine bestimmte, in die Darbietung der Legende eingegangene Auffassung vom Menschenschicksal so tief beeindruckte?

---

[1] Ebendort I, 137.

HANS SCKOMMODAU, Köln.

Zur volkstümlichen Negation im Portugiesischen [1]

(Negationsadverb)

1. Einleitung

Die portugiesische Volks- und Umgangssprache hat eine Vielfalt von sprachlich interessanten Negationsformen entwickelt, die bisher nur ungenügende Beachtung gefunden haben. L. Spitzer hat in seinen *Aufsätzen zur romanischen Syntax und Stilistik* in bestimmten Zusammenhängen über einige dieser portugiesischen Negationsformen am Rande gehandelt und versucht, sie zu erklären. In den einzelnen Abschnitten werden wir des öfteren Gelegenheit finden, auf seine feinsinnigen Interpretationen einzugehen. Außerdem hat sich – soweit wir sehen – nur noch Júlio Moreira in seinen *Estudos da lingua portuguesa (subsidios para a sintaxe histórica e popular)* um die Deutung solcher Negationsformen bemüht. Darüber hinaus werden sie in den Grammatiken kaum irgendwo erwähnt, obgleich die Häufigkeit ihrer Verwendung in der gesprochenen Sprache gebieterisch eine systematische, grammatische Behandlung erfordert.

Hier sollen ausschließlich Negationen und negative Wendungen betrachtet werden, die in der lebendigen Rede dem Sprecher dazu dienen, seine Ablehnung, seinen Widerspruch, seine Entrüstung, seine Zweifel, sein Befremden, seine Enttäuschung, usf. wiederzugeben. Nicht vom Negationspronomen (dt. „nichts“), das die meisten bisherigen Darstellungen volkstümlicher Verneinungsausdrücke beschäftigt hat, sondern nur vom Negations*adverb*, d. h. von Synonymen von *não*, soll im folgenden die Rede sein. Es gibt selbstverständlich neben den hier besprochenen eine Menge anderer, wie *de forma alguma, de maneira alguma, de modo algum, de nenhuma maneira, Deus me livre!, homessa!*,

---

[1] Dieser Aufsatz stellt den zweiten Teil einer Dissertation *Onomasiologische Beiträge zur portugiesischen Volks- und Umgangssprache* dar, die der Phil. Fak. der Universität Heidelberg vorgelegen hat, und wird hier mit ihrer Genehmigung abgedruckt.

livra!, mal, mas não, ná, nã, nana, nanja, não senhor, não senhora, neja, nenja, pois não, por amor de Deus!, pudera!, que disparate!, que ideia!, safa!, tó-carocha!, tó-diabo! tó-rola!, tó-ruça!, usf. Wir behandeln also nur einige wenige Einzelprobleme.

Widerspruch und Verneinung sind geistig eng miteinander verwandt. In den Abschnitten über *agora, ora, (ora) adeus* haben wir uns bemüht, die Entwicklung vom Adversativverhältnis zur Negation klarzulegen, in dem besonderen Falle *(ora) adeus* den Übergang von einer Abschiedsformel zum Ausdruck der Zurückweisung oder der Enttäuschung. Daran schließen sich durch die Adversativkonjunktion *mas* eingeleitete Wendungen an, die eine sehr starke Ablehnung zum Ausdruck bringen und gemäß der gereizten Stimmung, der sie entspringen, drastisch wirken. Hier, wie auch bei *sim, isso, é o levas*, usf. spielt die Ironisierung der Partnerrede eine entscheidende Rolle für den Sinn der Wendung[1]. Die Ironie ist eine Art von Verstellung. Der Redende tut so, als ob er mit dem Gesprächspartner ein und derselben Meinung sei und meistens verrät nur die Stimmführung, daß er gerade auf das Entgegengesetzte abzielt. Besonders deutlich wird das bei den Affirmativpartikeln *sim* und *isso*.

In enger Beziehung zueinander stehen die ursprünglichen Ortsadverbien *cá* und *lá*. Da sie häufig füreinander gebraucht werden, haben sie sich in ihrer negativen Verwendung sicherlich gegenseitig beeinflußt.

Eine fiktive Frage kann ein bereits festes Urteil verhüllen. Wie die Ironie beruht auch die fiktive Frage im Grunde auf einer Verstellung des Redenden. Er tut so, als ob er nicht wüßte, was er sehr genau weiß. Wie sich an *qual* zeigen läßt, kann diese Art der Rede einen dauernden Einfluß auf den Sinn des Interrogativpronomens haben. In den durch *qual* eingeleiteten negativen Wendungen wird *qual* heute nicht mehr als Fragewort empfunden. Das einfache, negative *qual!*, das aus einer unwilligen, fiktiven Frage entstanden ist, ist zur Interjektion geworden, wie die Setzung eines Ausrufungszeichens deutlich zeigt.

Bei den formelhaften, stark ironisch gefärbten, exklamativen Kurzsätzen vom Typus *é o levas!* handelt es sich um eine Art des herausfordernden, negativen Widerspruchs, der der Affektsprache angehört. Aus ihr erklärt sich seine besondere Form.

Von der sinnfälligen, intensivierenden Ergänzung hat sich *nada* zum abstrakten Bestandteil der Rede entwickelt und die Elemente gänzlich verdrängt, die es hatte verstärken sollen. In andere Bereiche der Negation ist es dann erst von seiner Stellung als Indefinitpronomen aus vorgedrungen.

---

[1] Vgl. das amüsante Kapitel „O português e os estrangeiros" in *Lingua e má lingua* (3. Aufl., 1944, pp. 135–137) von Agostinho de Campos, wo dieser anekdotenhaft eine Reihe von Mißverständnissen schildert, die einem deutschen Arzt bei der Erlernung des Portugiesischen unterlaufen sein sollen und zwar gerade bei Negationen affirmativen Charakters und Affirmationen negativen Charakters.

Die nun folgenden Artikel erheben nicht den Anspruch, das volkstümliche, portugiesische Negationsadverb erschöpfend zu behandeln. Sie mögen lediglich zu einer vollständigen Darstellung einen kleinen Beitrag bilden.

2. Agora

Dieses aus lat. *hāc hōra* „in dieser Stunde", „jetzt" entstandene Zeitadverb dient, neben seiner zeitlichen Funktion, in der portugiesischen Volks- und Umgangssprache vor allem dazu, den Zweifel oder die Unglaubwürdigkeit einer Aussage adversativ zum Ausdruck zu bringen[1]. Soweit wir sehen, hat nur Júlio Moreira in seinen *Estudos* (Bd. I, p. 159) auf den Negationscharakter des *agora* hingewiesen[2]; weder in den historischen Grammatiken, noch in den rein deskriptiven (wie z. B. bei Joseph Dunn) haben wir irgendeinen Hinweis darauf gefunden.

Bei der Erklärung dieser Verwendung von *agora* gehen wir aus von der ursprünglichen, temporalen Bedeutung, wobei die Verwunderung darüber, daß 'jétzt mit einem Male etwas so sein soll', wie wir es nicht für glaubhaft, nicht für wahrscheinlich halten, das Umschlagen des an sich rein temporalen *agora* in die sehr kräftige, interjektionale Negation und das Zurücktreten des zeitlichen Begriffes bewirkt haben mag. Der Gegensatz zwischen Gegenwart – die uns etwas ganz unerwartet, unglaubhaft Neues bringt – und Vergangenheit – die wir zu

---

[1] Vgl. die Angabe bei Caldas-A 3 s. v. *agora!* „*interj. usada quando se não acredita em alguma coisa que se ouve ou lê, ou quando se não concorda com ela*". – Lapa, *Estilística* sagt zu dieser Verwendung des *agora* in dem Kapitel „Aspectos gerais do advérbio", p. 249: „*[. . .] ora é um velho advérbio de tempo, um pouco sinónimo de agora. Encontramo-lo num verso de Sá de Miranda, que faz parte da carta ao seu irmão Mem de Sá: „Ora pôr peito à corrente!" Quere o poeta-filosófo dizer com aquela simples partícula: „E vá lá agora uma pessoa lutar contra tudo isto; é impossível!". O advérbio de tempo, sob a acção duma descarga afectiva, tomou novos aspectos de significado e passou a traduzir sentimentos como a surprêsa, o aborrecimento, a dúvida, etc. É o que se vê nas expressões correntes: „Ora esta!", – „Agora!" esta última frequente no falar provinciano e pronunciado àgora!*".

[2] Moreira bringt hier (p. 159) *àgora é!* als negative Antwort auf die Frage *isto será verdade?* Dieses *àgora* mit dem sonst tonschwachen, in diesem Falle ganz besonders stark betonten *à* –, durch das dem Wort ein gesteigerter emphatischer Ton verliehen wird, eignet besonders dem Norden Portugals. Vgl. Lapa, *Estilística*, Anmerk. 1. – Dazu einige Beispiele. Torga, *Paraiso*, p. 41: ADÃO – [. . .] *A cuidar que estava com a vida arrumada, com todos os meus problemas resolvidos, e afinal – tudo em águas de bacalhau! . . .* EVA – *Era bom demais!* ADÃO – *Àgora* era! A gente não ter que pensar no dia de amanhã! . . . ;* Tr. Coelho p. 110: „*que não pensasse, o José da Loja, que o havia de levar à parede. Àgora* levava!*"; bei Torga, *Rua*, p. 115 findet sich auch einfaches *agora* als spöttische, selbstironisierende Antwort auf die Frage: „*E ele? Deu-lhe realmente tudo o que lhe prometeu? – Agora!* – respondeu com um sorriso amargo a Leonor. – Um mês depois já eu estava no meio da rua, sem dez réis de meu.* – Vgl. auch A. A. Alves, *RLu* II, p. 244: *agòra* – „*expressão negativa correspondente a „qual história! isso sim!"* = „*Fulano disse-me isto. – A'gora disse = não disse tal*" (Aldeia de Santa Margarida); ebenso A. de Azeredo, *RLu* XI, p. 182 (Baião): **àgóra**.

kennen glauben – verallgemeinert sich unter Aussonderung der Zeitanschauung und hat die Entwicklung zur Negation herbeigeführt[1]. An Hand einiger Beispiele wollen wir dies nun näher erläutern.

Der Übergang von der temporalen zur negativen Bedeutung scheint uns besonders sinnfällig zu werden an einer Stelle bei Torga, *Montanha*, p. 36: *„Mas, vá lá, ainda se tolerava que o Garrido tocasse flauta pelo dia adiante – agora** [2] *uma flauta de sete chaves que devia ter custado um dinheirão* – [. . .], „nun schön, es war noch erträglich, daß Garrido den lieben langen Tag auf der Flöte blies – [daß er] aber *jetzt* auf einer Flöte mit sieben Schlüsseln [bläst], die ein Heidengeld gekostet haben muß, [das ist nicht mehr erträglich]." Der durch *agora* eingeleitete, elliptische Satz stellt ein Adversativverhältnis zum Vordersatz her: „*bis* jetzt war das noch erträglich", „aber *jétzt* ist es nicht mehr erträglich".

Deutlich adversativ, dem deutschen „doch" entsprechend, ist *agora* im folgenden (Godinho, *Nada mais simples*, p. 35): Godinho fragt Carriço, ob es nicht gefährlich sei, Fische unter Wasser mit den Händen aus ihren Brutlöchern zu holen: – *E não há perigo, Carriço? – Hum! . . . Já por lá têm ficado alguns dedos e até mãos inteiras. Agora*, um homem todo, nunca*, worauf ihm Carriço zur Antwort gibt: „Hm! . . . Ein paar Finger und sogar Hände sind schon unten geblieben. *Doch* ein ganzer Mann nie". Hier ist das *agora* also restriktiv. Der Frager soll nicht glauben, daß bei dieser Art des Fischens schon einmal jemand umgekommen sei, obwohl eine gewisse Gefahr dabei bestehe – wie der vorangehende Satz sie näher umschreibt. Genau so Redol, *Fanga*, p. 257: *Oficiais ainda há alguns de boa forma, agora* patrões . . . Nem um*, „Arbeiter gibt es noch einige vom alten guten Schlage, *doch* Arbeitgeber . . . Nicht einen Einzigen", oder Id., *Porto manso*, 131: [. . .] *custa-me pensar que a Maria fica só. – Eu sei o que isso é. – E ainda tens a tua menina. Agora* ela . . .*," [. . .] es ist mir schmerzlich zu denken, daß Maria allein bleiben soll" – „Ich weiß, was das heißt" – „Und du hast noch dein Kind. *Doch* sie . . ."; Torga, *Senhor Ventura*, p. 77: *Mas o que não tem remédio . . . Agora* que foi um estupidez, foi*, „aber was man nicht ändern kann . . . *Jedenfalls* eine Dummheit war es".

In anderen Fällen fungiert *agora* als abweisende, ablehnende Antwort auf eine Warnung oder einen Verweis; – *olhe, que me estragas o livro! – Importo-me agora com o teu livro!*, „gib acht, du machst mir das Buch kaputt!" – „Du glaubst wohl (glaubst du etwa?!), ich kümmerte mich um dein Buch!". Die Antwort ist wohl zunächst als fiktive Frage zu verstehen: „ich soll mich *jetzt* um dein Buch kümmern? [das bilde dir nur ja nicht ein!]" Anders verhält es sich im folgenden, wo der Autor die heftigen Worte eines Kaufmanns in indirekter Rede wiedergibt, Redol, *Marés*, p. 201: *Ele pedia cinco e eles que procurassem*

---

[1] Vgl. eine ganz ähnliche Entwicklung von „nun" und die Berührungspunkte zwischen „nun" und „doch", H. Wunderlich, *Der deutsche Satzbau*, Stuttgart, 1901, 2. Bd., p. 349ff.

[2] Die von mir gesperrten Stellen sind im folgenden durch * gekennzeichnet.

se alguém lhes vendia por quatro. Liberdade de procurar e de comprar onde lhes aprouvesse. [und nun kommt die ganze Empörung des Kaufmanns zum Ausdruck:] *Agora* quererem mandar na casa de cada qual!* . . . wo „*isso não*" zu ergänzen wäre. Der Autor gibt hier getreu die erregte Rede des Kaufmanns wieder, wobei *agora* ein ganz besonders starker affektischer negativer Wert zukommt.

Will der Angeredete seinem Gesprächspartner mit einer gewissen Gereiztheit klarmachen, daß er gegenteiliger Meinung ist, so verleiht er seiner Überzeugung besonders kräftigen Nachdruck dadurch, daß er eine Vermutung wie *dizem que é dentista*, „es heißt, er sei Zahnarzt", protestartig zurückweist, indem er sie entrüstet als unmöglich hinstellt: *é agora dentista!*, „mit einem Male soll er Zahnarzt sein!", wobei natürlich, je nach dem Tone der negativen Aussage, d. h. je nach der Intention, die sich mit dem *é agora . . . !* verbindet, eine gewisse Ironie und überlegene Sicherheit mit hineinspielen kann. Dieses *é agora . . . !* ist gleichwertig mit einem *não é nada . . . !* (vgl. p. 26).

Auch kann man die Glaubwürdigkeit einer Aussage durch ein *agora* anzweifeln. Bei Aquilino Ribeiro, *Estrada*, p. 274, findet sich eine Stelle, aus der sich dies ganz klar erkennen läßt: nachdem der Müller seiner Frau erklärt hat, daß er auf die Suche gehen wolle nach einem reichen Paten für sein Kind, der auch der Familie aus der Not helfen könne, antwortet ihm die Frau ungläubig pessimistisch, an dem Erfolg seines Unternehmens zweifelnd: – *Fazem agora* caso de ti!* [jetzt sollte sich jemand um dich kümmern?], was etwa zu übersetzen wäre mit: „Du glaubst doch wohl selber nicht, daß sich jemand um dich kümmern wird!", „wer sollte dir schon Beachtung schenken?!" Hier noch eine ähnliche Stelle bei Torga, *Paraiso*, p. 40, wo Adam zu Eva sagt: – *Sou um tipo liquidado*, „ich bin erledigt", worauf ihm Eva zur Antwort gibt: – *És agora* um tipo liquidado! Que tu és mesmo desses!*, „Du und erledigt?! dazu bist du gerade der Richtige!"; Metzner Leone, *Quarto alugado*, p. 45: – *Tenho mêdo que me faça mal [fumar] . . . – Faz agora*! Tens que te habituar . . .*, „Ich habe Angst es [das Rauchen] könnte mir schaden" – „*Ach was!* Du mußt dich daran gewöhnen . . .". Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Noch stärker als einfaches *agora* zweifelt *isso agora . . . !* eine Aussage an und stellt ihre Richtigkeit oder Wahrheit in Frage: „das möchte ich bezweifeln", „das halte ich für unrichtig, für unwahr". Die Stimme wird bei der Aussprache des *agora* gehoben und bleibt in der Schwebe, so als ob das Ganze noch eine Ergänzung verlange. Dadurch erhält das *isso agora . . .!* eine Art Fragecharakter, durch den eben das Angezweifelte 'in Frage gestellt' wird. Bei Tr. Coelho, p. 230 heißt es: – *Mas quem há-de casar com a Luzia, ó Sr. António?! Diga lá quem!*, „aber wer wird denn die Luzia heiraten, Antonio?! Sagen Sie doch wer!", worauf dieser geheimnisvoll erwidert: – *Isso agora** . . ., „das kann ich euch nicht verraten", und damit die lästigen Frager abzuschütteln sucht. Abgesehen davon, daß Antonio es mit diesem *isso agora* ablehnt auf die Frage zu antworten, verbreitet er absicht-

lich eine gewisse geheimnisvolle Atmosphäre und spornt die Neugier der Frager nur um so mehr an[1].

Agora findet sich auch in admirativen Ausrufesätzen: *Essa agora!* oder *esta agora!* = „na so was!", „nein, so was!" (das hätte ich nicht erwartet), wodurch nicht nur Erstaunen, sondern auch Entrüstung, Widerspruch, Abwehr zum Ausdruck kommen kann. So z. B. bei Cortez, *Lodo*, p. 3: Domingas macht ihrer Tochter Sarah Vorwürfe: – *Não sabes como vocês são todas? Muita lamúria, muita promessa e logo que se apanham servidas, ala! que se faz tarde . . . Como se ele não custasse a ganhar. Passo aqui os dias e as noites, com a casa toda ás vossas ordens . . .*, worauf Sarah entrüstet erwidert: *Essa agora!* . . .*, etwa: „Na, das ist aber nun doch die Höhe!" Das feminine Geschlecht des Demonstrativums erklärt sich sehr wahrscheinlich aus einer Ellipse, *essa (história)*.

Es scheint, daß das interjektional auftretende, negative *agora* dem Altportugiesischen fremd war und erst in jüngerer Zeit entstanden ist. Bei dem nahezu absoluten Mangel an früher volkssprachlicher Literatur, läßt sich allerdings schwerlich Sicheres darüber aussagen.

3. Ora

Ora, ursprünglich temporal aus lat. *ad hora* entwickelt, verbindet als Adversativkonjunktion Hauptsätze und leitet etwas gänzlich Neues von dem Vorhergehenden Verschiedenes ein.

Nah verwandt mit *agora*, neigt es seinem adversativen Charakter entsprechend dazu Widerspruch und Negation zum Ausdruck zu bringen. Ein unwilliges *ora, ora . . . !* kann widersprechen oder starken Zweifel ausdrücken. Es entspricht etwa dem deutschen „na, na!" (frz. *allons donc!*); vgl. z. B. Aquilino Ribeiro, *Arcanjo*, p. 41: – *Ora, ora*, arrota quem pode!* –, „Na, na, wissen Sie wer angeben kann, gibt eben an!".

Als Höflichkeitsformel, die außerordentlich häufig vorkommt, weist *ora essa* Dankesbezeugungen zurück oder antwortet auf ein Ersuchen um Erlaubnis mit einem „aber bitte". Deutlich negativen Wert bekommt es jedoch beispielsweise in folgendem Dialog: Tavares, p. 92: MIGUEL: – *Você vem com cara de caso!* LUIZ: – *Eu? Ora essa*!*, M.: „Du siehst so aus als ob was passiert wäre!", L.: „Ich? [na so was! =] Aber nein", wo *ora essa* das Erstaunen über die Vermutung ausdrückt und diese zugleich abweist. Einen ganz ähnlichen Fall haben wir *ib.*, p. 72: MIGUEL: *Está-me a parecer que há uma saia na tua vida.* PEDRO: – *(rindo) Ora* que ideia?*, M.: „Es scheint mir, daß eine Frau in deinem Leben ist", P.: (lachend) „Aber nein [wie kannst du nur so etwas denken]!"; in folgendem Dialog (Redol, *Marés*, p. 218) sublimiert sich in dem negativen *ora* die ganze Resignation einer Frau, die für ihr krankes Kind ein bißchen Mehl kaufen will, aber keins

---

[1] Vgl. auch unter *isso*, p. 215 ff.

bekommen kann: – *O Diogo não tem [farinha]? – Diz que não. – Pediste à senhora?! . . . – Ora*! . . .* [man könnte ergänzen: *valia lá a pena!* – wozu! ? das ist doch zwecklos.] Noch ein letztes Beispiel: Redol, *Anúncio*, p. 34: – *Se é com mêdo do gerente, assim ainda é pior, homem. – Mêdo? . . . Ora*, mêdo! . . .*, „Mensch, wenn du nur aus Angst vor dem Geschäftsführer nicht [anrufen] willst, dann ist das so noch schlimmer.“ – „Angst? . . . Angst, nein! . . .“, *ora* weist die Vermutung als nicht zutreffend zurück.

Die umgangssprachliche Verwendungsweise von *ora adeus!* werden wir im folgenden Abschnitt gesondert behandeln. Im Verlaufe eines von Gemütsbewegungen erfüllten Dialogs macht ein *ora bolas!* in ganz ähnlicher Weise wie auch *ora adeus!* der Enttäuschung Luft[1], so z. B. bei A. Cortez, *Bâton*, p. 13: T.: – *Adivinhem quem chegou de Paris esta manhã, de avião! . . .* N.: – *Ora bolas*! O Gaspar*, „Ratet mal, wer diesen Morgen mit dem Flugzeug von Paris gekommen ist! . . .“, N.: [Na, das soll was Neues sein] „Gaspar, natürlich“; vgl. auch eine Stelle bei Metzner Leone, p. 21, wo *ora bolas!* Erstaunen ausdrückt: „*O dr. Verruga levantou os braços e abriu a boca, rindo do que ouvia: – Ora bolas*, homem! . . .*“, „Dr. Verruga schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und lachte mit offenem Munde über das, was er hörte: ‚Na, so was! [nicht möglich!] Mensch!‘ “. Im Algarve ist *ora boletas!* gebräuchlich, als „*reposta interjectiva, que se dá, quando a coisa não agrada*„ (J. J. Nunes, *RLu* VII, p. 110). Neben dem außerordentlich häufig vorkommenden *ora bolas!* sind noch eine Reihe anderer Formeln zu erwähnen, die in der gleichen Weise verwendet werden, wie z. B. das ganz vulgäre *ora gaita!* (*gaita* = „Flöte“ in den interjektionalen Kurzsätzen Euphemismus für ‘penis’), dann *ora sebo!* (*Sebo* = „Talg, Schmutz“)[2] und *ora borlota!*, vgl. dazu Fonseca Lebre, pp. 129 und 130.

4. (ora) adeus!

Die Abschiedsformel *adeus*, die in einer Reihe von Wendungen mit übertragenem Sinn vorkommt (im Portugiesischen wie in anderen romanischen Sprachen auch als Begrüßungsformel verwendet), tritt zuweilen als Negation auf, besonders aber als Ausdruck der Abweisung

---

[1] Auch einfaches *bolas!* drückt Enttäuschung, Entrüstung, Ungehaltensein aus; vgl. Stellen wie Godinho, *Calcanhar*, p. 26: *Bolas*! Não posso beber convosco!;* Alvellos, p. 17. *Bolas* para o futuro! Eu vivo do presente*, u. a. m.

[2] Vgl. einfaches *sebo!* als Ausdruck des Ärgers und der Gereiztheit, Eça, *Relíquia*, p. 116: – *Sebo* para o capacete! A mim ninguém me guia! Eu sou Raposo, dos Raposos do Alemtejo! . . . Ninguém me guia senão Nosso Senhor Jesus Christo . . . E em Portugal há grandes homens! Há Afonso Henriques, há o Herculano . . . Sebo*!*; Id., *O crime do Padre Amaro*, p. 305: „*Sebo* p'r'a família!*“. Ein Beispiel mit *ora*: Id., *Capital*, p. 209: *Ora sebo para esta Africana! Vamos a um cigarrinho lá fora* – so urteilt Melchior über die Aufführung der Oper „Die Afrikanerin“.

oder der Enttäuschung[1]. Der häufige Gebrauch der Grußformel bringt es mit sich, daß eine Mechanisierung eintritt, die leicht zur Überschreitung ihres eigentlichen Anwendungsgebietes führen kann.

So gibt das überaus häufige *ora adeus!* z. B. bei Eça, *O primo*, p. 113 die ganze Enttäuschung der Juliana wieder, als sie erfahren hat, daß Bazílio Luizas Vetter ist und sie damit – wie sie zunächst glaubt – um ihre Skandalgeschichte gebracht ist: *Era o primo! O sujeito, as suas visitas perderam de repente para ela todo o interesse picante. A sua malícia cheia, enfunada até aí, caíu, engelhou-se como uma vela a que falta o vento. Ora adeus*! Era o primo!* [es ist also nichts damit; diese Idee muß ich (so leid es mir auch tut) fallen lassen], „Es war nur der Vetter!" Damit nimmt Juliana sozusagen Abschied von ihrem Gedanken[2]. Im folgenden Beispiel wird mit *ora adeus* ein Lob zurückgewiesen, Sousa, *Bairro Alto*, p. 104: *Quando lhe diziam que tinha talento, ou que era um artista distinto, logo ele respondia: – Ora, adeus*, meus amigos, eu não passo dum Pinta-Monos!*, „Wenn man ihm sagte, er habe Talent oder er sei ein hervorragender Künstler, erwiderte er gleich: „Ach was, ich bin nur ein Stümper!". Und etwas weiter heißt es Id., ib., p. 262: – *Bem sabe que estou para casar. Sou noiva do João, e . . . – O quê? Do Pinta-Monos?! . . . Ora, adeus*, rapariga . . . Isso é lá marido que te convenha?! . . .*, „Sie wissen doch, daß ich vor der Heirat stehe. Ich bin mit Joao verlobt und . . ." „Was? mit dem Farbenkleckser?! . . . Na, dann laß dich begraben, Kind . . . Das ist doch kein Mann für dich?! . . . "; hier ist also *ora adeus* konsekutiv: „den willst du heiraten? Na, dann kannst du deinem Glück Ade sagen". An einer anderen Stelle wird bei E. de Noronha, *Alfama*, p. 58, die Partnerrede mit einem *ora adeus!* als unsinnig zurückgewiesen: [. . .] *raro é qualquer destes prédios que não tenha subterrâneo. – Ora adeus*! – Qual adeus! Olha o que há no bêco dos Mortos, uma casa por baixo do chão, . . .*, „. . . das Haus ist selten, das hier keine unterirdischen Gewölbe hat." „[Geht mir weg!] Unsinn!" „Wieso Unsinn?! In der Totengasse ist doch ein unterirdisches Haus, . . .".

Fonseca Lebre, p. 1, bringt folgenden Dialog: – *Na verdade, ele devia arregalar o olho à promessa do tio que é riquissimo*, „freilich mußte er Augen machen, als ihm sein Onkel, der sehr reich ist, das versprach", – *Agora só sairá de dificuldades quando puder dizer com voz magoada: a terra lhe seja leve!*, „nun wird er erst aus den Schwierigkeiten heraus-

---

[1] Ähnlich span. *¡adiós!*; vgl. hier auch Charles E. Kany, *American-Spanish Syntax*, Chicago, 1945, p. 410: *„Gagini [Diccionario de costarriqueñismos*, 2. Aufl., San José, Costa Rica, 1919] (p. 48) *explains that ¡adió(s)! expresses „negación o extrañeza" corresponding to Spanish ¡ca! quiá! ¡como! But, in addition to negation, it often expresses unhappy surprise, as elsewhere in Central America, Mexico, the Antillas, Colombia, etc., being often equivalent to ¿de veras? ¡no diga! etc."* – Dazu noch Battini, p. 193: *„Tiene gran extensión en el mundo hispánico"*.

[2] Vgl. hierzu Spitzer, *Aufsätze*, p. 130 (Fußnote): „[. . .] *der Abschiedsgruß wird gewissermaßen zur Verabschiedung des Gesagten, d. h. zu einer Abwehr des vorher ausgesprochenen Gedankens* [. . .].

kommen, wenn er mit betrübter Stimme sagen kann: Gott hab ihn selig!", – *Á moda! Não creio que o velho seja capaz de tanto,* „so siehst du aus! Ich glaube nicht, daß der Alte ihm den Gefallen tut", – *Adeus minhas encomendas*! Conheço-o de sobra: é teimoso e mau,* „glaub das nur ja nicht! Ich kenne ihn zur Genüge, er ist hartnäckig und boshaft". *Adeus minhas encomendar* entspricht etwa span. *¡adiós, mi dinero!* und drückt Ungläubigkeit, Ungehaltensein über einen Verlust, Enttäuschung und Ähnliches aus[1]; vgl. auch Tr. Coelho, p. 87: *Ia a boa da senhora Josefa arriscar uma observação . . . – Adeus, minhas encomendas!* Não me fanfes, mulher, não me fanfes!,* „die gute Josefa wollte es gerade wagen, eine Bemerkung zu machen . . . „Laß mich in Frieden! Mecker nicht, Frau, mecker nicht!", hier bringt also *adeus minhas encomendas* das Ungehaltensein des Tomé über seine Frau zum Ausdruck. Ganz anders Fonseca Lebre, p. 124: – *Ora adeus* Anica! Lá estás tu a chorar!,* wo *ora adeus* etwa mit „na so was, Anica! Da weinst du nun!" übersetzt werden könnte und das Erstaunen oder Befremden darüber ausdrückt, daß mit einem Male Tränen fließen.

5. Mas é

Mas (aptg. *mais*)[2], das sich aus lat. *magis* zur Adversativkonjunktion entwickelt und die Funktion von *sed*, neben dem es häufig auftrat, übernommen hat[3], leitet in der portugiesischen Volks- und Umgangssprache negative Wendungen ein, die eine sehr starke Ablehnung ausdrücken, ja die sich bis zur Indignation über eine Zumutung steigern können.

Silva Correia, p. 777, führt an: *Hei-de lá ir mas é uma trampa*,* „ich werde gerade dahin gehen! (das habt ihr euch wohl so gedacht!)". Zunächst wird hier ein scheinbares, ironisches Zugeständnis an die Partnerrede gemacht, *hei-de lá ir . . .,* das, durch affektische Tonbewegung der Stimme und gegebenenfalls noch durch das Mienenspiel unterstrichen, bereits genügen würde, der Antwort Negationscharakter zu verleihen; nun wird aber in einer Art affektischer Übertrumpfung dem Ärger noch einmal richtig Luft gemacht: *. . . mas é uma trampa,* und durch die Gegenüberstellung eines ganz vulgären Kraftwortes mit einem kräftigen Nachstoß die Zumutung des Partners abgewiesen. Diese gradweise Affektentladung, die in dem Kraft-

---

[1] Vgl. Aurelio M. Espinosa, *Estudios sobre el español de Nuevo Méjico,* parte II, *Morfología,* Buenos Aires, 1946, p. 213: *„en la Argentina se oye con frecuencia adiós mi plata!*, adiós mi prenda!*, etc., como exclamación de temor ante una perdida . . .".* Battini, p. 193: *„Adiós mi chacra*! con la escarcha de esta noche!; Adiós mi plata* si s'enferma mi máma".*

[2] R. Lapa behandelt in seiner *Estilística,* p. 290–294 die Konjunktion *mas,* geht jedoch nur auf den Negationscharakter des satzeinleitenden *mas* ein, ohne die hier besprochenen Wendungen zu erwähnen.

[3] Vgl. dazu E. Richter, *ZRPh* XXII, p. 656; J. Melander, *Étude sur 'magis' et les expressions adversatives dans les langues romanes,* Diss., Upsala, 1916.

wort ihren Höhepunkt erreicht, entspricht der allgemeinen umgangssprachlichen Neigung nach Ausdrucksverstärkung; . . ., *mas é uma trampa* ist zur festen Formel geworden, in der „*trampa*„ unverblümt soviel bedeutet wie 'Scheibenhonig'[1].

Weit geläufiger noch als . . ., *mas é uma trampa* sind . . ., *mas é um pau* und . . ., *mas é uma gaita*, wo *pau* und *gaita* euphemistische Ersatzwörter für '*penis*' darstellen[2]. Man vgl. hierzu eine Stelle bei Redol, *Fanga*, p. 224: Zé Vinagre, der schon reichlich geladen hat und der aufgefordert wird nach Hause zu gehen: – *Anda p'ra casa, Zé*, antwortet entrüstet: – *Vou mas é uma gaita**. *Vou* . . . sieht zunächst so aus, als ob Zé Vinagre der Aufforderung nachkommen wolle, ein Eindruck, der auch schon im selben Moment durch das adversative *mas* aufgehoben und durch das antithetische Kraftwort in sein gerades Gegenteil verkehrt wird.

Neben den oben behandelten Wendungen werden gelegentlich noch andere gebraucht. So vgl. z. B. Torga, *Paraiso*, p. 118: SERENO – *Não te exaltes. Conta. Conta o que há*, „Reg dich nicht auf. Erzähl. Erzähl was los ist", RITA – *Eu conto, mas é o raio que o parta*!*, „Ich, erzählen?! So sehen Sie aus!"; *o raio que o parta* (eigentlich 'der Blitz erschlage ihn') gehört zu den allergewöhnlichsten Fluchformeln und wirkt hier in gleicher Weise affektentladend wie *trampa, gaita* oder *pau*.

Diese Art der Negation scheint dem Spanischen fremd und nur dem Portugiesischen eigentümlich zu sein.

---

[1] Überhaupt hat sich *mas é* in der volkstümlichen Umgangssprache bereits zur Adversativpartikel entwickelt, die einen stark affektisch betonten Gegensatz einleitet. Dies läßt sich an einem Beispiel bei Eça, *O primo*, p. 332, besonders deutlich zeigen; dort heißt es: *E isto se as coisas correrem pelo melhor, porque podes muito bem ficar mas é* em lençois de vinagre com alguma carga de pau que eles te mandem dar*. Hier könnte für das Verständnis des Satzes *mas é* durchaus fehlen, doch verlöre dann der Gegensatz entschieden an Ausdruckskraft. Die Affinität zwischen Widerspruch und Negation bringt es mit sich, daß das adversative *mas* zum Zeichen wird für die Partnerrede stark ironisierende, negative Ausdrücke. An einer Stelle bei Mário Braga, *Nevoeiro*, p. 8, läßt sich das sehr gut erkennen. Wir lesen hier: *Portugal sou eu! gritou o Antoninho, seguro do seu ascendente sobre os outros. – Sou mas é* eu! respondeu o outro, fiado que sabia jogar o box*; oder Torga, *Senhor Ventura*, p. 70: *– Bem, mas tens de aprender a cozinhar, de . . . – Eu tenho mas é* de estar às quatro no Palace. Sais também?*; Tr. Coelho, p. 213: *– Se não valia mais, mas é* ter nascido cego ou aleijado!* – Vgl. hier auch das positive *mas sim* = 'sondern'.

[2] *Gaita* (eigentl. eine Art „Holzflöte") ist in der vulgären Umgangssprache eines der gebräuchlichsten Ersatzwörter für das verpönte *caralho* und tritt auch weitgehend für dieses als Interjektion ein: *gaita para isto!*, etwa: „verdammt noch mal!"; Die Präposition *para* scheint uns ganz klar den urspr. Abwehrcharakter zum Ausdruck zu bringen, den *gaita* in diesem Falle hat. Wird die erste Silbe des Wortes etwas gedehnt und die zweite mit stark gehobener Stimme gesprochen, so haben wir es mit einer Interjektion des Erstaunens oder der Bewunderung zu tun. Vgl. z. B. Redol, *Porto manso*, p. 116: *Assim que [o anho] caiu em terra, ouviu-se um tiro como o de uma espingarda – ah, rapazes! – e o anho desapareceu. – Gaita!**

6. sim

Sim, des für gewöhnlich als Affirmativpartikel dient, kommt in bestimmten Fällen in der Umgangssprache in negativer Verwendung vor. So wird z. B. zur energischen Verneinung einer Behauptung der Ausdruck *diga-lhe que sim e mais que também* gebraucht[1], der zunächst, rein äußerlich den Eindruck einer Affirmation erweckt. Nun ist aber *diga-lhe que sim* („Sagen Sie ihm ja") an den Gesprächspartner gerichtet und täuscht einen Dritten vor, dem der Partner dieses Schein-Ja übermitteln soll. Diese ironische Form der Verneinung, bei der natürlich auch der Ton, mit dem sie vorgebracht wird, eine wichtige Rolle spielt, erklärt sich wohl aus der Abwehrhaltung bei der Negation und der häufig damit verbundenen Flucht ins unbestimmt Allgemeine – hier die Verwendung der dritten Person für die zweite. Erst der letzte Teil des Ausdrucks . . . *e mais que também* („und mehr noch als das") gibt der Wendung den stark negativen Sinn. Wenn man einmal von dem ironischen Gegensinn des ersten Teiles absehen will, wird damit die absolute Grenze der Zustimmung überschritten und nachträglich ohne näher zu präzisieren, dem Ausdruck ein anderes Vorzeichen gegeben, das seinen Affirmativcharakter zerstört[2].

Die Ironie in all ihren Schattierungen spielt selbstverständlich sowohl bei der Negation als auch bei der Affirmation eine bedeutende Rolle. Ein zustimmendes *sim* oder *pois sim*[3] wird dadurch negativ, daß es mit ironischem Tone gesprochen wird und durch das scheinbare Einschwenken in die Überzeugung des Gesprächspartners dieser eine lächerliche Note zu geben versucht und nachdrücklich verneint.

Sehr häufig kommt *sim* in der Verbindung mit dem Demonstrativpronomen *isso* vor, das affirmativ verwendet – *isso, sim!* – etwas hervorhebt, einen Teil aus der Partnerrede herausgreift, dem unsere besondere Zustimmung gilt. Dabei haben sowohl *isso* als auch *sim* den Starkton und werden durch eine kurze Pause im Sprechen voneinander abgesetzt. Der Hauptnachdruck liegt natürlich auf *isso*.

Nun hat *isso sim!* in vielen Fällen negativen Wert und wird z. B. bei Caldas-A3 so definiert: „*serve para negar ou desmentir o que outrém diz ou para mostrar dúvida*". Es kann also 'verneinen', 'widerlegen' oder 'starke Zweifel' ausdrücken an dem, was der Partner behauptet[4].

---

[1] Moreira, *Estudos*, Bd. II, p. 90; vgl. auch Fonseca Lebre, pp. 39 und 149.

[2] A. C. Monteiro de Amaral bezeugt für Atalaia (*RLu* XI, p. 149) den Ausdruck *basta-que-sim = „não continues, já chega"*. Dieses *sim* ist also hier Bejahung aus Überdruß: „ja, ich gebe dir recht; nun höre aber auch endlich auf und laß mich in Frieden"; vgl. auch Fonseca Lebre, p. 126.

[3] *Pois não* ist hingegen nicht selten affirmativ. Bittet man z. B. den Kellner um ein Glas Wasser: *Traz-me um copo de água, se faz favor!* und er antwortet darauf mit einem *pois não!*, so heißt das soviel wie: „aber selbstverständlich! (warum sollte ich nicht? Sie brauchen mich gar nicht erst darum zu bitten). Dieses affirmative *pois não!* wirkt ziemlich zeremoniell. Vgl. dazu den instruktiven Artikel von Agostinho de Campos in *Língua e má língua*, pp. 134–139, „O português e os estrangeiros", besonders p. 136.

[4] Vgl. unter *isso*.

Dabei liegt der wesentlichste Unterschied zwischen dem positiven und negativen *isso sim!* wieder im Tonfall. Mit leicht überlegener Ironie wird durch ein scheinbares Zugeständnis ausgedrückt, daß man mit der Behauptung des Partners nicht einverstanden ist, ja sie verhöhnt oder doch zumindest sehr starke Zweifel hegt. Bei diesem ironisch negierenden *isso sim!* haben sowohl *isso* als auch *sim* wieder den Starkton. Doch fehlt *isso* die Selbständigkeit, die ihm der besonders emphatische Starkton und die kurze Pause als Demonstrativum sichern, das auf dén Teil der Partnerrede hindeutet, mit dem man ganz und gar einverstanden ist.

Einige Beispiele aus modernen Schriftstellern mögen das Gesagte besser verdeutlichen:

So z. B. Godinho, *Calcanhar*, p. 278: – *Hoje não posso. Vou sair a cavalo. – A cavalo? Eu também quero ir contigo, avô! – Isso sim*, menino! . . . Vou longe, e volto muito tarde. Dá cá um beijinho, anda!* – etwa: „das möchtest du wohl (mitkommen)", [doch das geht nicht, ich habe weit zu reiten und komme erst sehr spät zurück]; Nemésio, *O mistério*, p. 191: *Peixe?! Isso sim*! que o lambareiro vinha, debicava na isca e aliviava no anzol*, etwa: „Fisch?! [sollen wir gefangen haben?] Glaubst du wohl!"; Sousa, *Bairro Alto*, p. 133: – *Quanto quere por isto? . . .* (es handelt sich um eine goldene Kette) –*Vinte mil réis! – É claro que o espertalhão já sabia que tinha pedido um exorbitância. – Isso sim* . . . – dizia o penhorista – Não posso emprestar mais do que quinze, e está com sorte!*, etwa: „Soviel möchten Sie wohl (für die Kette) haben" [soviel kann ich Ihnen aber nicht darauf leihen]; Id., ib., p. 261: *Não vem certamente para eu a pentear! – ironisou a Rita. – Isso sim*, filha* [sagt die Kupplerin] *Estou velha para esses luxos . . .* etwa: „das ist kaum anzunehmen", „denkst du!" (, daß ich komme, um mich frisieren zu lassen); Tr. Coelho, p. 78: *Colheita rica, sim senhor!*[...] – *Qual?! isso sim*! Vão vocês ver a tulha*, „Wirklich, reiche Ernte!" „Von wegen! Geht euch nur mal das Getreide ansehen".

7. isso

Das im allgemeinen sachbezogene Demonstrativpronomen *isso* dient in der portugiesischen Umgangssprache durchweg zur Bestätigung der Partnerrede (frz. *c'est ça*)[1]. Entweder gibt damit einer der Gesprächspartner dem anderen seine besondere Zustimmung, sein Einverständnis kund, oder aber er vergewissert lediglich damit, daß er der Rede des Gegenparts folgt; vgl. den Gebrauch von span. *eso*.

In unserem Zusammenhang soll uns hier *isso* als Negationspartikel beschäftigen[2]. Wenn bei Gil Vicente (XXVIII, v. 2) im *Auto pastoril* z. B. Margarida bei dem Rätselraten um ihren Fund auf eine Vermu-

---

[1] Vgl. über *isso* 'jawohl' Spitzer, *Aufsätze*, p. 69; G. Ebeling, *ZRPh* XLVII, p. 653.

[2] Zu *isso sim* und *isso agora* vgl. unter *sim* und *agora*.

tung erwidert: *Leytão, isso* vos era elle,*[1] so weist sie, statt mit einem einfachen *não é* zu antworten, durch den mit *isso* eingeleiteten Nachsatz spöttisch-höhnisch die Vermutung, ihr Fund sei vielleicht ein Spanferkel, zurück. Hier leitet also *isso*, das im Grunde bestätigt, eine ironisch negative Antwort ein[2]. Ein ganz ähnliches Beispiel finden wir bei Nemésio, *O mistério*, p. 179: *Peixe? . . . Nem um! Isso* pegava ele, na pressa em que ia!*, „Fische? . . . Nicht einen einzigen! Die bissen gerade an bei der Geschwindigkeit des Schwarmes!". Auch hier steht statt eines Verneinungssatzes ein dem Galgenhumor des Fischers entspringendes, affektgeladenes *isso pegava ele . . .* !, wobei das *isso* sich auf das Nachfolgende bezieht und dieses resümierend vorwegnimmt. Vgl. auch Tr. Coelho, p. 231: *A gente guardamos segredo! – Isso guardam vocês, olha quem!*, „Wir verraten nichts", „Ihr und nichts verraten?! dazu seid ihr die Richtigen!", wo die Ironie ganz deutlich ist.

Isso ist nun aber auch in der Lage, selbständig starken Zweifel auszudrücken[3]. Ähnlich wie bei *isso agora . . .* (siehe das, p. 208) bleibt die Stimme des Sprechers in der Schwebe und erweckt den Eindruck, als ob auf *isso . . .* noch etwas folge, etwa *não acredito* oder *não me parece* oder Ähnliches. Erwidert jemand auf die Behauptung *ele paga com certeza*, „er bezahlt sicher", mit einem *isso . . . !*, so will er damit sagen „das ist noch nicht sicher", vielleicht sogar „ich glaube nicht, daß er bezahlt". Fonseca Lebre bringt (p. 86) ein zur Verspottung des Gesprächspartners in spielerischer Laune noch besonders lautlich verunstaltetes *icsso!*: *Oferece-me o teu anel, e . . . – Icsso*! . . .*, „schenk mir deinen Ring, und . . .", (etwa:) „So siehst du aus!", „das möchtest du wohl".

Zur festen Negationsformel ist in der volkstümlichen Rede das spöttisch-ironische *isso, vírgula!* geworden, das gegen eine Behauptung Protest erhebt; vgl. Fonseca Lebre, p. 85[4]. Es ist wohl so zu verstehen,

---

[1] Zu dieser Stelle Moreira, *Estudos* I, p. 161.

[2] Vgl. Leite de Vasconcelos, *Lições de filologia portuguesa*[2] (1926), p. 315 und 316, besonders Anmerk. zu Spitzer, l. c., p. 66.

[3] Vgl. hierzu rum. *așa, așĭ, aș* 'ach was', Ebeling, a.a.O., pp. 649–652.

[4] Auch das einfache *vírgula* kann in gleicher Weise verwendet werden; so z. B. bei Godinho, *Nada mais simples*, p. 151: – *Bem, vírgula*. Peço desculpa, mas isso é misturar alhos com bugalhos.* In derselben Richtung könnte sich *aspas* (Anführungsstriche) entwickeln, das, wie ich selbst beobachtet habe, häufig in negativer Umgebung als affektisches Variationsmittel für die Wiederholung des Gleichen gebraucht wird, wie z. B. Redol, *Anúncio*, p. 275:

– *Tu és capaz de te recusares a dispor do nosso destino?*
– *Não! Porque dispõem do meu.*
– *E tu?*
– *O mesmo.*
– *E tu?*
– *Aspas*.*

Das graphische Zeichen nimmt auch hier zunächst sprachlich die Bedeutung an, die ihm bei der Untereinanderordnung gleicher Begriffe als bequemes Idem-Signal zukommt. – Vgl. deutsch „jetzt aber Punkt!", wo das Interpunktionszeichen ebenfalls in übertragenem Sinne verwendet wird.

daß das Interpunktionszeichen den eigentlichen, nicht näher umschriebenen Protest von *isso* sondert, und dadurch, daß das Komma mitgesprochen wird, unausgesprochen in der Schwebe hält. Genauso wird das weniger häufige *isso, nentes!* verwendet: – *Que lindo anel tu trazes! D'ouro e com um diamante! . . . Queres tu trocar-mo por este de prata?*, „Was hast du für einen schönen Ring! Aus Gold und mit einem Diamant! . . . Willst du ihn mir gegen diesen aus Silber eintauschen?" – ***Isso, nentes*!*** . . . (Fonseca Lebre, p. 86), (etwa:) „So siehst du gerade aus!".

8. „cá" und „lá"

Cá[1], das neben *aqui* im Portugiesischen ohne bestimmte Differenzierung als demonstratives Ortsadverb fungiert, sodann beim Subjektspronomen eine individuelle Aussonderung, ein Sich-Distanzieren-von-etwas-anderem bedeutet (nicht selten von einer Geste der rechten Hand begleitet, die zur Brust geführt wird), *eu cá*, „ich (hier) für meine Person"[2], *cá a minha opinião é . . .*, „(hier) meine höchst persönliche Meinung ist . . .", wo es beim Possessivum erscheint, sich weiterhin beim Demonstrativum findet, *este cá é meu amigo*, „das (hier) ist mein Freund", bei Imperativen das Reflexivpronomen ersetzt, *diga cá! = diga-me!, dá cá um abraço! = dá-me um abraço!*, vor Substantiven auftritt, *cá o Zé . . .*, „der Zé (hier)", ist besonders häufig in negativen Sätzen anzutreffen[3]. Wenn man sich die Entwicklung des *cá* zur Negation klarmachen will, muß man ausgehen von Fällen wie Nemésio, *O mistério*, p. 81: *O Tenente não queria cá* saber do que se passava na Praia!*", „Der Leutnant wollte nichts wissen von dem, was am Strande vor sich ging"[4], woneben sich Id., ib., p. 268 ein Beispiel ohne Negation *não* findet: *Mas quero cá* saber!*, „ich will davon nichts wissen!" (was geht mich das an!), in unwirschem Tone vorgebracht. Sehr wahrscheinlich ist *cá* in solcher Umgebung

---

[1] Vgl. Spitzer, *Aufsätze*, p. 67. – Beinhauer, *SpU.*, p. 41; das span. *¡ca!, ¡quia!* ist sicherlich anderen Ursprungs.

[2] Spitzer sagt a.a.O. zu *cá eu „ich meinerseits, was mich betrifft"* [zitiert nach Michaëlis], *ursprünglich, 'hier – ich', mit derselben Voranstellung des Adverbs zum Zweck der Verknüpfung mit dem Vorhergehenden wie bei lá isso; aber auch eu cá findet sich:* [und wiederum zitiert nach Michaëlis] *eu cá me entendo 'darauf verstehe ich mich schon, laßt mich nur machen'.*" Alle weiteren Beispiele, die er aus J. Denis, *As pupilas do Sr. Reitor* zitiert, weisen ausschließlich die Nachstellung des *cá* auf, die tatsächlich die normalere ist und sich nicht 'auch' gelegentlich einmal findet. Bei *lá isso* verhält es sich gerade umgekehrt. Hier ist die Voranstellung das Gewöhnliche. Die Voranstellung des *cá* 'zum Zwecke der Verknüpfung' ist also für die überwiegende Zahl der Fälle unzutreffend.

[3] Vgl. dazu neuerdings Harri Meier, *Lokaladverb und Personalpronomen*, in: *RF.* 63 (1951), 169–173, besonders 171 und 172.

[4] Ungewöhnlich ist hier, daß *cá* auf die dritte Person angewandt wird. Normalerweise wäre *lá* zu erwarten. Es handelt sich offenbar um eine Verschiebung der Personen beim Erzähler, um eine Mischung direkter und indirekter Rede.

negativ affiziert worden. Zur Formel erstarrt bei *saber* 'wissen' haben wir es in *(eu) sei cá!*[1] „was weiß ich?!“, „als ob ich das wüßte!“, „woher soll ich das wissen?!“ (= „ich weiß das nicht“); entsprechend seiner Funktion als Ortsadverb ist das *cá* stets einem „ich“ oder „wir“ zugeordnet. Zwar tritt auch sehr häufig an seiner Stelle *lá* auf – man sagt unterschiedslos: *(eu) sei cá!*[2] und *(eu) sei lá!*[3] – ist aber seinerseits nicht fähig, *lá* in anderen Fällen zu vertreten. Diese Art der Verneinung hat etwas Emphatisches an sich und stellt die Frage: „weißt du . . .?“ als eine Zumutung hin: „wie kannst du mich überhaupt fragen?!“ oder tut sie einfach als lästig ab und versucht auf diese Weise den Frager loszuwerden. In manchen Fällen ist sie auch Ausdruck der Verlegenheit[4], des Vagen und Unbestimmbaren, wie z. B. im folgenden: Nemésio, *O mistério*, p. 54: *Ali parou a estrela de Belém e derreteu-se no céu azul que eu sei cá! . . .*, „dort blieb der Stern von Bethlehem stehen und zerging im Blau des Himmels, das unbeschreiblich blau war [so blau wie ich es nicht auszudrücken vermag].

Lá, dem ein „du“, „er (sie, es)“, „ihr“ oder „sie“ zugeordnet werden kann, findet in negierten Sätzen begreiflicherweise eine weit ausgedehndere Anwendung als *cá*, das es überdies noch – wie schon weiter oben ausgeführt – zu ersetzen imstande ist, obwohl es sich zunächst auf einen vom Sprecher entfernten Ort bezieht. Aber gerade dieses Hinweisen auf einen vom Sprecher entfernten Ort ist es wohl, welches den negativen Ausdrücken mit *lá* den stark abweisenden Charakter

---

[1] Neben *(eu) sei cá!* findet sich sehr häufig *eu cá não sei*, wo dem *cá* ein viel stärkerer Demonstrativcharakter zukommt. Ein Ersatz durch *lá* wäre in diesem Falle nicht möglich, da *cá* das Pronomen unterstreicht und zu *eu* nur *cá* in Beziehung treten kann.

[2] Positiv ist *eu cá sei* und bedeutet das Gegenteil von *eu sei cá!*, *eu cá, não sei!*.

[3] So z. B. Tavares, p. 8: GERTRUDES – [. . .] *Diz a senhora D. Joana que o divórcio é a* prostuição *civil. Até custa a dizer.* FRANCISCO – *Ah! E que quer dizer essa palavra?* GERTRUDES – *Sempre você tem umas preguntas! Eu sei lá* o que quer dizer! É a* prostuição *civil, percebe?*; oder ohne Possessivpronomen Nemésio, *O mistério*, p. 107: – *E esses malhados, sarão muntos? – Sei lá*! Ũa meia dúzia, ou mais!*; Eça Leal, p. 120: *Muitos artistas, sábios, filósofos . . . sei lá* . . . morreram pobres, escorroçados, esquecidos . . .*, hier ist das *sei lá* Ausdruck der Verlegenheit, wie die vom Autor gesetzten Auslassungszeichen deutlich zeigen, und läßt die Aufzählung an dem Punkte, wo der Redende mit einem Male nicht mehr weiter weiß, ins Unbestimmte verlaufen; ebenso Id., ib., p. 167: *O Octávio Mendes por quem ela diz ter um grande amor, está aí dentro* [in dem Album], *inteirinho, sem lhe faltar nada: Fotografias, reportagens, impressões pessoais, sei lá*. . .* . Wie sehr *sei lá* zur Formel geworden ist, geht aus folgendem Beispiel hervor: Torga, *Rua*, p. 153: *Ainda as cerejas vêm lá nos quintos, daqui a sei lá* quantos meses, e já este homem se está a lembrar delas*; hier stellt sich *sei lá* als bequeme Verlegenheitspartikel ein, mit der man sich behilft, für die nicht bekannte Zahl von Monaten, die noch bis zur Kirschenernte fehlen.

[4] Wir teilen die Auffassung Spitzers, der a. a. O., p. 67 zu *lá* in negierten Sätzen sagt: *„In den Aufforderungen liegt wohl ein demonstratives ('da, sag mir'), in den Frage- und verneinten Sätzen ein Verlegenheits-lá vor“*, nicht uneingeschränkt. Sowohl *cá* als auch *lá* können Verlegenheitswörter sein, sind es aber in solchen Sätzen nicht immer und unbedingt.

gibt. Der Sprecher weist es von sich, dies oder jenes zu tun, zu sagen, zu denken, usf. Hier liegt wahrscheinlich auch der Grund, warum *lá* im allgemeinen für emphatischer gilt als *cá*; vgl. Eça, *O primo*, p. 183: nachdem Sebastião, der Freund des Hauses, Luiza auf den Klatsch der Nachbarn aufmerksam gemacht hat, denen der allzu eifrige Besuch des „*primo*" willkommenen Anlaß zu Redereien gab, ist sie allein ihren unsteten Gedanken überlassen, die alle um Bazílio und ihr Verhältnis zu ihm kreisen. Dabei kommt die ganze Angst über den möglichen Verlust ihres Liebhabers in dem: *Podia lá* separar-se de Bazílio!* zum Ausbruch: „Sie konnte sich doch nicht (das wäre ja nicht auszudenken! von Bazílio trennen!". Das *lá* ist also hier Gefühlsträger und weist angstvoll den Gedanken einer Trennung weit von sich[1]. An einer anderen Stelle (ib., p. 296), wo die gräßliche Juliana sich bei ihren dunklen Geschäften von der *tia* Victória beraten läßt, um sich von ihr sagen zu lassen, wie sie es nun anstellen soll, mit den gestohlenen Liebesbriefen Geld zu erpressen und Gefahr witternd, gegen die Ratschläge der *tia* Victória einwendet: *– Mas não haverá perigo, tia Victória, se o Brito vai à polícia . . .*, „Ist denn das nicht gefährlich, *tia* Victória, wenn nun der Brito zur Polizei geht (und sich auf den Handel nicht einläßt) . . .", worauf ihr diese zur Antwort gibt: *Polícia! Qual polícia! Essas coisas levam-se lá* à polícia! . . .*, „so etwas zeigt man doch nicht an! (wie kannst du nur so etwas denken!)". Hier enthält das *lá* deutlich einen Vorwurf und weist den Einwand der Juliana als unsinnig zurück. Bei Torga, *Rua*, p. 60, heißt es: *Mas o gerente consentia lá* que o senhor Teixeira ficasse em pé!*, „aber der Geschäftsführer konnte es doch nicht dulden, daß Herr Teixeira sich nicht setzte"; der Autor gibt also hier einen Gedanken des Geschäftsführers wieder *(posso lá consentir, consinto lá que . . .)*, der es von sich weist, zuzugeben, daß sein Chef stehen bleibt. – In der *Estrada de Santiago* von Aquilino Ribeiro fordert ein Unbekannter Malhadinhas zum Trinken auf und es entspinnt sich zwischen den beiden folgendes Gespräch: *– Bem haja – . . . – Tomei aguardente, agora vinho não vai*, worauf der Unbekannte: *– Qual não vai! Vinho e aguardente é tudo a mesma família. – Bem haja, pode dar-me volta ao estômago. – Dá lá* nada, homem! Beba . . .*, „ach was, Mensch, trink! (das wird dir nicht den Magen verderben)". Das *lá* drückt in diesem Falle das Ungehaltensein des Fremden über die hartnäckige Weigerung des Malhadinhas aus, dessen ausweichende Entschuldigungen er damit abzutun sucht. Vgl. auch Tavares, p. 114: *Eu aparecia lá* ao Gaspar com esta cara!*, „ich werde mich Gaspar doch nicht mit einem solchen Gesicht präsentieren!"; auch hier wird durch

---

[1] Gerade Beispiele dieser Art ließen sich recht viele anführen; so Aquilino Ribeiro, *Filhas da Babilónia*, p. 169: *Não, tu não falas sério! . . . Pode lá* ser . . .*, „Nein, du sprichst nicht im Ernst! . . . Das kann nicht sein . . ."; Cortez, *Lodo*, p. 40: LUZ *– Não, mãe! Que horror! Pode lá* acreditar-se na perseguição das coisas* [. . .], L.: „Nein, Mutter! Wie gräßlich! Man kann doch nicht daran glauben [ist es denn möglich ?], daß einen die Dinge verfolgen [. . .]", usf.

das *lá* der Gedanke sich so (ohne Schminke) zu präsentieren zurückgewiesen.

Ähnlich wie *sei lá!* ist auch *faz lá ideia!* „davon machen Sie sich keine Vorstellung!“ bereits zur festen Formel geworden; vgl. z. B. Tavares, p. 27: *Elas [as minhas paixões] são tão feias e tão banais! Faz lá ideia*!*, „sie [meine Leidenschaften] sind so häßlich und banal! Das können Sie sich gar nicht vorstellen!“; Tr. Coelho, p. 115: *Então muita maçada com a festa? . . . – Muita. Faz lá ideia*?! Maçada e despesa*, „na, wohl viel Plackerei mit dem Fest? . . .“ „Ja, viel. Das können Sie sich gar nicht vorstellen! Plackereien und Auslagen“.

Ein ganz besonderer Typus von Prohibitivsätzen ermahnenden Charakters liegt in den durch *vê lá se . . .* eingeleiteten Verboten vor. Sagt z. B. eine Mutter zu ihrem Kinde: „*vê lá se te constipas!*“, so liegt in dieser Warnung die ganze teilnehmende Gefühlswärme, mit der sie dem Kinde ihr Interesse an seiner Gesundheit zu verstehen gibt: „(wehe dir, ich warne dich, wenn du dich erkältest!) Erkälte dich nur nicht!“. So wird durch das warnende, häufig noch von einer Geste unterstrichene *vê lá* (das etwa ‘nimm dich in acht’ entspricht) und den nachfolgenden mit *se* eingeleiteten Konditionalsatz der schroffe Imperativ *não te constipes!* stark gemildert und ersetzt. Der Konditionalsatz wird heute nicht mehr als solcher empfunden. Vgl. Eça Leal, p. 45: *Mãe – . . . Que novidade me queres dar?* OCTÁVIO – *Prepara-te, mãe. É uma novidade em cheio. Vê lá se desmaias*!*, „fall nur nicht in Ohnmacht!“; id., ib., p. 82: *A minha dedicação é que me torna diferente das outras mulheres.* OCTÁVIO – *Diferente em quê?* LÚCIA – *Na resistência. Vê lá se elas ficaram contigo!* . . .*, („sieh da, ob sie (die anderen Frauen) bei dir geblieben sind“) „sind sie etwa bei der geblieben?!“; Tr. Coelho, p. 235: *Vê lá agora se cais* . . .*, „paß auf (da), daß du nicht fällst!“; Redol, *Porto manso*, p. 149: – *Olha a Isaura, rapaz! – Diz-me dessas. Vê lá se me ralas.*, „red nicht davon [von der Isaura]. Ärgere mich bloß nicht.“[1].

Fassen wir noch einmal kurz zusammen: *cá* ist sehr wahrscheinlich von *não* affiziert worden und hat in negativer Umgebung negativen Wert angenommen. Bei *lá* mag, abgesehen von der ansteckenden Nähe zu *cá* der ursprüngliche, auf einen entfernten Ort hinweisende Sinn für die Entwicklung zur abweisenden Negationspartikel von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein. Jedenfalls hat *lá cá* gegenüber entschieden die Oberhand und ist auch in den meisten Fällen imstande *cá* zu ersetzen, was dafür spricht, daß der ursprüngliche örtliche Sinn nicht mehr empfunden wird.

---

[1] Gelegentlich auch ohne *lá* adhortativ verwendet, vgl. Torga, *Senhor Ventura*, p. 11, wo die Mutter ihrem Sohne, der zum Militär geht, noch gute Ratschläge mit auf den Weg gibt: „*Vê se tens juizo, se te portas bem, se respeitas os superiores, e se comes . . .*“, „sei nur ja vernünftig, betrag dich gut, achte deine Vorgesetzten, und iß . . .“. Genauso positiv ermahnend: Redol, *Anúncio*, p. 180: *Veja lá se se oferece para ir à praça!*, „biete dich [doch] an zum Markt zu gehen!“.

Cá und *lá* sind für das Portugiesische ganz besonders charakteristische Partikel, die in der volkstümlichen Syntax eine bedeutende Rolle spielen und der Rede alle möglichen, oft sehr schwer in einer anderen Sprache adaequat wiederzugebenden Nuancen verleihen.

9. qual

Das fragende *qual?*[1] ist in der Volkssprache zur emphatisch widersprechenden, abwehrenden Verneinungspartikel geworden, die das psychologisch Wichtige aus der Rede des Gesprächspartners heraushebt und als unsinnig, als unrichtig, als nicht zutreffend hinstellt, und die deutsch etwa durch „ach was!", „i wo!" (kein Denken daran!, so ein Unsinn!) wiederzugeben wäre. Die Abweisung der Partnerrede durch eine Admirativfrage: „was? (das ist doch Unsinn!)", die zunächst den Eindruck erweckt, als ob man sich vergewissern wolle auch nicht falsch verstanden zu haben – man tut scheinbar so, als ob der Redende sich geirrt habe –, bringt es mit sich, daß das ursprüngliche Fragewort exklamativ und abweisend wird: *qual!*[2]. Der Ton, mit dem dieses *qual!* vorgebracht wird, ist unwirsch. Es handelt sich auch zunächst nicht um eine Frage informativen Charakters, sondern um eine Frage, die Entrüstung zum Ausdruck bringt und die eine entsprechende Geste noch unterstreichen kann und meistens auch tatsächlich unterstreicht. Im *Primo Bazílio* von Eça lesen wir an einer Stelle (p. 261), wo Luiza in Gedanken versunken über ihr Verhältnis zu Bazílio nachgrübelt: *Quisera-a por vaidade, por capricho, por distracção, para ter uma mulher em Lisboa! É o que era! mas amor? Qual*!*; mit diesem einfachen *qual!* gibt sich Luiza selbst die Antwort auf die Frage, die sie sich stellt, ob Bazílio sie liebt: „ach was!" (kein Denken daran!). Daß es sich hier nicht mehr um das interrogative *qual?* handelt, ergibt sich schon aus der Setzung eines Ausrufezeichens. Vgl. auch Machado de Assis, p. 263: *Então? hoje está mais fortezinho . . .*, „na, fühlen Sie sich heute besser?", – *Qual*! Passei mal a noite: o diabo da asthma não*

---

[1] Vgl. zu *qual* neuerdings die Arbeit von Bertil Maler, *Synonymes romans de l'interrogatif „qualis"*. Stockholm (*Studia Romanica Holmiensia*, hrsg. von G. Tilander), 1949.

[2] Vgl. hier die Bemerkung bei Stolz-Schmalz, *Lat. Grammatik*, 2. Bd., p. 646: *„Speziell der Affektsprache (Altlat., Cic.) eigen ist die erstaunte Zurückweisung einer Äußerung in Frageform mit anaphorischem Asyndeton der Fragewörter, z. B. Plt. Men. 321 quas mulieres, quos tu parasitos loquere?, Cic. de orat. 1, 105 quem tu mihi . . . Staslam, quem Phipateticum narras?"* – Wie leicht ein Fragepronomen in den Dienst der Negation treten kann, läßt sich gut an folgender Stelle bei Torga, *Rua*, p. 156, zeigen, wo es heißt: *E não pensasse lá ele que acreditavam nas aldrabices que dizia do elixir! Quem*?! Mas, enfim, eram só dez tostões, . . .*, „und er brauchte nicht zu denken, daß sie an den Schwindel glaubten, den er ihnen von dem Elixir erzählte! (Wer?! [wo etwa: „Sollte wohl daran glauben" zu ergänzen wäre], d. h. also:) Keiner glaubte das. Aber schließlich kostete es ja nur 10 Tostões . . ." – Vgl. hierzu auch die Verwendung von span. *qué!*, Beinhauer, *SpU.*, pp. 123–125.

me deixa, „ach was! Ich habe eine schlechte Nacht gehabt; das verteufelte Asthma läßt mir keine Ruh"; id., ib., p. 317: *Agora até d'aqui a . . . – Talvez dous annos?*, „heute in . . ." „Vielleicht zwei Jahren?", – *Qual!* elle diz que é só até fazer as eleições*, „ach was! er sagt, es sei nur bis zur Beendigung der Wahlen". Eça Leal, p. 126: OCTÁVIO – *Não há dúvida! Tinha oitenta e sete anos.* JOANA – *Qual*! ia p'rós cem . . .*, O.: „Ganz gewiß! Er war 87 Jahre alt", J.: „I wo! Er war bald hundert . . .". Es ließen sich noch viele Beispiele beibringen, aus denen – wie aus den oben aufgeführten – deutlich hervorginge, daß *qual!* sich im Portugiesischen zu einer negativen Interjektion entwickelt hat.

Wie uns die Belegstellen zeigen, fassen die meisten Autoren *qual* bereits als vorwiegend interjektional auf, was eindeutig durch die Zeichensetzung zum Ausdruck kommt. Daß hierin jedoch noch ein gewisses Schwanken besteht, bezeugen Fälle wie Aquilino Ribeiro, *Filhas da Babilónia*, p. 222: – *E o perfumista deixou-se convencer?*, „Hat sich der Parfümeriehändler überreden lassen", – *Qual*? Dali não arreda: payez et nous verrons après*, (etwa:) „I wo! Er geht nicht davon ab: zahlen Sie und dann werden wir sehen"; Noronha, *Alfama*, p. 299: – *A Maria Petiz é que ia dando cabo dele*, „Maria P. hätte ihn beinahe fertig gemacht", – *Algum espinafre*, „wohl ein magerer Hering", – *Qual* ?!*, „I wo!" – hier setzt der Autor Frage- und Ausrufezeichen, ist sich also des Fragetones bewußt, der dem Ausruf das Erstaunens zukommt; ebenso Metzner Leone, *Quarto alugado*, p. 122: *Tu conheces? . . .*, „Kennst du ihn?", – *Não . . . Não conheço*, „Nein . . . Ich kenne ihn nicht", – *Então como é que lhe sabes o nome?*, „Woher weißt du denn seinen Namen?", – *Qual nome?! . . .*, „Ach was, Namen!". Vgl. hier auch die Bspe vom Typus *qual . . . nem meio . . .* weiter unten.

Die Grammatikalisierung von *qual!* ist zweifellos sehr weit fortgeschritten. Dafür zeugt auch die Unveränderlichkeit bei Wiederaufnahme von pluralischen Begriffen: Metzner Leone, *Quarto alugado*, p. 72: *Geralmente as pessoas finas não aceitam [o dinheiro] . . . . . .*, „Feine Leute nehmen es [das Geld] im allgemeinen nicht an . . . – *Qual finas, nem meio finas: o dinheirinho aqui* –, „Ach was feine Leute, Unsinn! Her mit dem Geld"; Redol, *„Porto manso"*, p. 195: *Então nunca lhes falaram em D. Afonso Henriques? . . .*, „Hat man euch denn nie etwas von D. A. Henriques erzählt? . . ., – *Isso é para os mais adiantados, para os da quarta*, „Das ist für die Fortgeschritteneren, für die aus der vierten Klasse", – *Qual* adiantados! O professor é que não sabe ensinar*, „Ach was Fortgeschrittene! Der Lehrer bringt euch nichts bei"[1].

---

[1] In folgendem Falle handelt es sich um das interrogative *qual*, daher auch die Übereinstimmung im Numerus: Redol, *Porto manso*, p. 51: *Devem ser também os remorsos – sentenciou o Testa de Nabo. – Quais remorsos*?* [dem Kontext nach zu urteilen könnte man dieses *quais remorsos?* als fiktive, zurückweisende Frage auffassen, doch der Gesprächspartner faßt sie als wirkliche auf und antwortet:] – *Da mulher . . .*

Júlio Moreira führt in seinen *Estudos* (Bd. II, p. 42f.) die nicht minder häufige Wendung *qual, quê!* an, in der zwei Interrogativpronomina nebeneinander stehen: *Contesta-se com esta expressão que seja verdade o que alguém afirma, ou que certo facto se tenha dado, por exemplo: Qual, quê! não é nada d'isso; qual, quê! a coisa é outra, tudo isso é falso.* Hier wird das *qual* durch ein zweites Interrogativpronomen mit exklamativem Wert *quê!* erweitert und erweckt so durch eine scheinbare Rückfrage den Eindruck eines gesteigerten Widerspruchs. Sales Loureiro, p. 52: *Foi a primeira vez que apanhou [o Farrusco], não ficando avezado. Cainhara muito a ver se a comovia, mas qual quê* – gente sem coração!*, „es war das erste Mal, daß er [Farrusco] Hiebe bekam, an die er gar nicht gewöhnt war. Er winselte laut, um sie vielleicht zu rühren, aber von wegen – herzloses Volk!". Daneben findet sich auch, vielleicht sogar noch häufiger, *qual o quê!*; so z. B. bei Torga, *Bichos*, p. 95: – *Isto é que vai um ano, Ti Ladino! – A Cacilda, que tinha filhos serôdios e não lhes vencia a fome. – Ano pobre, rapariga . . . Ano pobre . . . Mas o velho solteirão mentia. Quisesse ele, e a desgraçada resolvia num abrir e fechar de olhos a sua crise. Mas qual o quê?**; oder Id., *Rua*, p. 52: *E parecia tão fácil, à primeira vista, contar tudo! Dizer isto, apenas: – Tenho uma filha, lá, em S. Francisco! Mas qual o quê*! Bastava olhar para a mulher, para se ver logo que tudo, tudo menos isso*, „und auf den ersten Blick schien es so leicht, alles zu erzählen. Nur dies zu sagen: „Ich habe da in San Francisco eine Tochter!". Aber nein, es war nicht leicht! Er brauchte nur seine Frau anzusehen, um sich klar zu werden, daß sie alles eher ertragen würde als das"; Nemésio, *O mistério*, p. 136: *Ũa vez que me veio pra cá cum laironas por via dum sesgo do Joséito, botei-lhe ũa aiveca im baixo. Q'al sesgo, q'al o quê!* Queria-se ver mãis era citar o boi a pés juntos*, in diesem letzten Beispiel haben wir es schon mit einem zweigliedrigen, verstärkten negativen Ausdruck zu tun, in dem *qual o quê!* das zweite, verstärkende Glied bildet. Auf diese Art negativer Wendungen werden wir weiter unten zu sprechen kommen.

Auch in der Verbindung mit *nada* „nichts" wird *qual* als Negation verwendet: Nemésio, *O mistério*, p. 158: – *„Aquilho é um home a afogar-se!" – digo eu ò minhoto. – „Qal nada*!" – diz-me ele. – „É um home afruntado! já te disse!"*, „das ist ein Mann, der dem Ertrinken nahe ist", sage ich zu dem Minhoto. „Ach was!", sagt der. „Das ist ein Mann in Gefahr! laß dir's gesagt sein!"; Lins do Rego, p. 160: *E com pouco lá outra vez a desconfiança de não o virem buscar. Qual nada*! Esqueciam-se de verdade*, „und gleich wurde er wieder argwöhnisch. Ach was! Sie würden es tatsächlich vergessen, ihn holen zu kommen". Sehr wahrscheinlich ist *qual* hier auch zunächst als Rückfrage zu verstehen, auf die nach kurzer Pause *nada* als Antwort folgte: *qual? nada!* Daraus wäre dann allmählich unter Verlust des Fragetons *qual nada!* zusammengeschmolzen.

Etwa dem deutschen „Quatsch!" entsprechend wird im Portugiesischen *qual história!* verwendet; so z. B. bei Sousa, *Bairro Alto*,

p. 227: – *Agora é que ela nos tramou! – ciciou o Garraião ao Pé de Chumbo. – Qual história*! Vais ver.*, „jetzt hat sie uns reingelegt!", flüsterte Garrafao Pé de Chumbo zu. „Quatsch! (Unsinn)! du wirst sehen": Eça, *O crime do padre Amaro*, p. 204: *Lá para o mês que vem tem você o seu emprego no governo civil. – Oh, snr. doutor . . . v. exca . . . – Qual história!* Você é um benemérito!*, „nächsten Monat haben Sie ihre Stelle im Governo Civil" „Oh, Herr Doktor . . . Sie . . ." „Unsinn! Sie haben sich Verdienste erworben!". Vgl. auch Fonseca Lebre, p. 147: *Julguei que terias já a partida no papo! – Qual história*! Chorava pela ter perdido, homem*, „ich glaubte, du hättest die Partie schon gewonnen!" „Von wegen! Ich wünschte, ich hätte sie schon verloren, Mensch!".

Wie auch bei anderen Ausdrücken der Verneinung häufig zu beobachten ist, hat die lebendige Rede das Bedürfnis, es nicht bei einem einfachen *qual!* bewenden zu lassen, sondern dieses noch zu verstärken, um mit der ganzen Wucht einer emphatischen Verneinung die Aussage des Gesprächspartners zu negieren und den Eindruck zu erwecken, als ob auch gar nichts davon stimme. *Isto será verdade?*, „soll das wahr sein?", wird dadurch als Vermutung der Boden entzogen, daß der Gesprächspartner darauf negativ mit einem: *Qual verdade, nem meia verdade!* reagiert [1], „was? wieso kannst du nur annehmen, daß das wahr sei! (nicht einmal halb = gar nichts ist daran wahr!)" [2]. Diese weitergetriebene Verneinung leugnet auch die teilweise Wahrheit des Fragesatzes. Hierzu einige Beispiele: Torga, *Rua*, p. 42: – *Estava então no poder . . . Quem era? – O Fontes? – tentou ajudar o Lucas, – Qual Fontes, nem meio Fontes!**, „an der Regierung war damals . . . wer bloß?" „Fontes?", versuchte Lucas zu helfen, „Ach was, Fontes!": oder Id., ib., p. 165: [. . . .] *quando em Palmela ia a iniciar os meus trabalhos, desata a chover, que qual feira, nem meia* feira!*, „als ich in Palmela meine Arbeit aufnehmen will, beginnt es so zu regnen, daß es mit dem Markte Essig war!": E. de Noronha, *Alfama*, p. 69: – *Nã é, sô „Patesca„: é que a gente foi descendo, sem dar por isso e estamos cá em baixo no inferno! – Qual inferno nem meio inferno* ?!*, „nicht wahr, Herr Patesca, wir sind doch immer tiefer gestiegen, ohne es zu merken, und da sind wir mit einem Male unten in der Hölle!", „Ach was, Hölle! so ein Unsinn!": Redol, *Marés*, p. 132: – *Ó Francisco! . . .*, „Francisco! [komm, hilf mir!]", – *Qual Francisco, nem meio Francisco! Passa isso sòzinho*, „ach was, Francisco! Füll das [die Säcke] allein um": Id., *Anúncio*, p. 35: *Conheceu-me a voz? . . .* „Sie haben meine Stimme erkannt? [am Telefon] . . . *Qual voz nem meia*

---

[1] Vgl. Moreira, *Estudos*, Bd. I, p. 159.

[2] Vgl. hierzu Spitzer, *Aufsätze*, p. 208 (Fußnote): *„Anders verfährt das Portug., das nicht Positiv und Negativ, noch Positiv und Positiv, sondern Ganzes und Hälfte aneinanderreiht: Denis, As pupilas, S. 116: Inda se fosse com o Joaquim sachrestão! – Qual sachrestão nem meio sachrestão, offenbar liegt der Gedanke zugrunde: „es kann, geschweige von einem ganzen, nicht einmal von einem halben die Rede sein"*.

voz . . . Eu não sou o Pereira, „Ach was, Unsinn! Ich bin nicht der Pereira.“[1].

In solchen Fällen steht dem Portugiesischen noch eine feste Formel zur Verfügung, in der nicht das psychologisch Wichtige aus der Partnerrede sozusagen ausgeklammert, sondern dieses durch ein ursprünglich obszönes Ersatzwort vertreten wird: *Qual carapuça!*, das nun seinerseits auch wieder gern verstärkt wird: *Qual carapuça, nem meia carapuça!*[2]. Vgl. z. B. Godinho, *Calcanhar*, p. 255: *Lá a tia Anita é que não sei se podera botar até cá. Anda azoinada com o reumático . . . – Qual vir, qual carapuça*! Nada de massadas*, „von der Tante Anita weiß ich nicht, ob die herkommen kann. Der Rheumatismus macht ihr zu schaffen . . .“, „Ach was, herkommen, Unsinn! Die soll sich bloß nicht bemühen“ – die beiden Glieder des Ausrufesatzes stehen unverbunden nebeneinander; Tr. Coelho, p. 86: *Às janelas assomava gente, preguntando se era algum fogo. – Qual fogo, nem qual carapuça*?!*, „Leute kamen ans Fenster und fragten, ob irgendwo ein Feuer ausgebrochen wäre. Wieso Feuer? Unsinn!“. Neben der Verbindung durch *nem* auch *ou*, wie bei Aquilino Ribeiro, *Filhas da Babilónia*, p. 284: – *Correste então com o galaripo . . . não é assim?*, [„du hast also deinem Liebhaber den Laufpaß gegeben . . . nicht wahr?“] – *Qual galaripo ou qual carapuça?! Fale claro!*, „wieso Liebhaber? Unsinn! Sprich dich deutlich aus!“. Das von *qual carapuça!* Gesagte gilt auch von dem nicht ganz so häufigen *qual cabaça!*[3]; vgl.

[1] Vgl. dazu *nem fum nem fum e meio*; so z. B. Aquilino Ribeiro, *Estrada*, p. 108, das neben *nem fum nem fole de ferreiro* soviel bedeutet wie „keinen Ton mehr!“. Hier wird also Ganzes und Anderthalbes gegenübergestellt. – Vgl. eine Stelle bei Fernán Silva Valdés, *Cuentos del Uruguay* (Col. Austral, 538), p. 75: – *„Cuando la limosna es grande“ – volvió a decir uno de los presentes. – Qué limosna ni limosna: yo no quiero ventajas en este baile . . .*, wo Positiv und Negativ sich aneinanderreiht.

[2] *Carapuça* ist euphemistisches Ersatzwort für das obszöne *caralho!*, auf dem ein starkes Zensurverbot liegt. Dieses *caralho!* wird in der ganz vulgären Volkssprache als Interjektion des Erstaunens, der Bewunderung, der Begeisterung, der Entrüstung, usf. gebraucht; Frauen aus dem Volke verwenden es in der bereits genügend verhüllenden Form des span. *carago* (mit Ersatz der dem Portug. unbekannten *jota* durch *–g–*). *Caralho* hat nun eine Menge von Deckwörtern an sich gezogen, die lediglich in der ersten Silbe anklingen. Praktisch können alle Wörter, die auf *ca(r)-* beginnen und rhythmisch und silbenmäßig mit *caralho* übereinstimmen diesem als Euphemismus verfallen. So z. B.: *caramba* (aus dem Span.), *cabaça* (eigentlich „Flaschenkürbis“,), *caracol* (eigentlich „Schnecke“), *carraças* (eigentlich „Zecken“), *carapuça* (eine Art schwarzer Zipfelmütze, wie sie die Bauern und Fischer tragen), u. a. m. Vgl. Beinhauer, *SpU.*, p. 42; Fonseca Lebre, p. 150. – Die von Spitzer, *Aufsätze*, p. 208 (Fußnote) gegebenen Erklärungen von *qual carapuça*, wo er *carapuça* offenbar nicht für einen Euphemismus hält, wollen uns nicht einleuchten. – Vgl. für Brasilien Viotti, p. 77: *qual carapuça! equivale a qual!, qual o quê!, qual nada!*.

[3] Fonseca Lebre, p. 152 bringt diese Formel für die Beira: *Ora se a coisa pega, a Alves é riquíssima. Vê, que feliz casámento. – Qual riquíssima, qual cabaça*! . . . São mais as vozes que as nozes. Pobre não é . . .* Dazu das seltenere *qual barrête „expressão que designa dúvida; não acreditar numa afirmação“*, Lopes s. v. *qual*. *Barrête* ist sicher als weitergesponnenes *carapuça* aufzufassen.

Torga, *Bichos*, p. 27: *Era a honra do convento . . . Mas qual honra, qual cabaça*!*, hier steht Ganzes Ganzem wie in obigem Beispiel unverbunden gegenüber und *honra* wird durch die Gleichsetzung mit *cabaça* seines Wertes entkleidet; vgl. auch E. de Noronha, *Alfama*, p. 201: *– E isso é verdade? – Qual verdade, nem qual cabaça*!*. Besonders instruktiv ist eine Stelle bei Eça, *O crime do padre Amaro*, p. 191, wo der Kaplan Brito, mit dem Hinweis auf die Pflicht eines guten Christen, Beleidigungen zu verzeihen, sich nicht beschwichtigen läßt: *(lembrassem-lhe o dever cristão de perdoar as injúrias. A S. Joaneira com unção citou a bofetada que Jesus Christo suportou. Devia imitar Cristo)* und seinem Zorn in einer für einen Geistlichen ungeziemenden Weise Luft macht: *– Qual Cristo, qual cabaça*! – gritou o Brito apopléctico*. Im Munde des Kaplans wirkt diese Art der Zurückweisung besonders blasphemisch, wie auch das folgende deutlich macht: *Aquela impiedade criou um terror*.

Auch der Name des Teufels muß zur Verstärkung der Negation herhalten. So heißt es z. B. bei Tr. Coelho, p. 81: *– Então, sr. Tomé? olhe que se perde, sr. Tomé! – diziam-lhe, já agarrados a ele. – Largue o cabo, que se desgraça! Tudo se faz a bem, sr. Tomé, largue vossemecê o cabo! – Qual bem nem qual diabo*! Qual larga?!*, „na, aber Herr Tomé? Sie vergehen sich, Herr Tomé!“, sagten sie ihm und hielten ihn schon fest. „Lassen Sie das Seil los, sonst machen Sie sich unglücklich! Alles wird in Güte geregelt, Herr Tomé, lassen Sie das Seil los!“. „Ach was Güte! Unsinn! Ich soll loslassen?!“; Fonseca Lebre, p. 117: *– Pois olha que é o melhor desenho de todos, e apanha o prémio. – Qual prémio nem qual diabo*!*, „jedenfalls ist es die beste Zeichnung von allen und erhält auch den Preis.“ „Ach was, Preis! Unsinn!“. Das psychologisch Wichtige wird also aus der Partnerrede herausgegriffen und im Affekt mit etwas gänzlich Verschiedenem in Parallele gesetzt: weder das eine noch, das andere. *Qual ... nem qual diabo!* ist auch bereits zur affektischen Negationsformel geworden.

10. Zur Negation vom Typus: *é o levas!*

Wie wir mehrfach Gelegenheit hatten festzustellen, sind die Triebkräfte bei der Herausbildung bestimmter Negationsformeln oder -schablonen häufig in der Ironie zu suchen, die bei veränderter Tonbewegung der Stimme in der lebendigen Rede leicht Positives in Negatives verwandeln kann. Auch in den kurzen emphatisch-negativen Ausrufesätzen vom Typus *é o levas!* kommt dies deutlich zum Ausdruck. Nehmen wir als Beispiel eine Stelle bei Sousa, *Bairro Alto*, p. 177: *– Vai-te embora, Micas! . . . Levas um trompázio na juça, que inté vais de ventas à torneira! – É o levas*! . . . chasqueou a Micas, . . .* [„Mach, daß du wegkommst, Micas! . . . Sonst kriegst du einen in die Fresse, daß du gleich mit dem Gesicht zum Wasserkranen läufst!“, „Von wegen, du kriegst einen! . . .“], spottete Micas. Die bedrohte Micas nimmt das Verbum *levar* (schlagen), das psycholo-

gisch im Zentrum des Interesses steht, wieder auf, indem sie es in der 2. Pers. Sg. Praes. Ind. substantiviert und durch *é* einleitet. Damit bietet sie der Drohung ihres Widerparts Trotz und verhöhnt ihn zugleich. Durch das *é*, das viele, besonders umgangssprachliche Kurzsätze, Imperative (Typus: *é entrar!*), usf. einleitet, erhält der ironisch negative Ausrufesatz formelhaften Charakter. Die Anrede zwischen redender und angesprochener Person ist in unserem Beispiel „du". Ebenso im folgenden Cortez, *Lodo*, p. 70, wo sich die beiden Schwestern Luz und Júlia unterhalten: *Agora deixa-me que já tenho direito a descançar um pouco.* JULIA: – *É o deixas** . . ., [„nun verlaß mich, denn es kommt mir jetzt schon ein wenig Ruhe zu" J.: (etwa:) „So siehst du aus!"]. Auch hier wird *deixar* in derselben Weise wieder aufgenommen, obwohl man zunächst eine echohafte Wiederholung des *deixa-me* erwarten sollte. An einer anderen Stelle Id., ib., p. 62 unterhalten sich Luz und Júlia über ihre Mutter: JÚLIA: – . . . *Ora adeus . . . Ela vai lá contigo* . . . [„das glaubst du doch wohl selber nicht . . . Die geht doch nicht mit dir . . ."] LUZ: – *Não?* [„nein?"] JÚLIA: *É o vais**. *Disse que sim naquele primeiro rompante, apalermada com a tua gramática* . . . [(etwa:) „(Was du so gehen nennst) Hast du dir gedacht! Sie hat nur im ersten Augenblick vorschnell ja gesagt, eingewickelt von deiner Rederei . . ."]. Trotzdem es sich um die besprochene Person, die Mutter handelt, greift Júlia das Verbum *ir* nicht in der 3. Pers. Sg., sondern in der 2. Pers. wieder auf. Die 2. Pers. ist also offenbar grammatikalisiert, wie in deutschen Wendungen ähnlicher Art („hast du nicht gesehen!", „was hast du, was kannst du!", usf., wozu Spitzer, *Aufsätze*, p. 195). Noch ein letzter Beleg aus B. de Fonsecas *Porta de Minerva*, p. 59: – *Pode passar* „Sie können vorbeigehen" – *É o passes** . . . (etwa:) „Vorbeigehen? Hast du dir gedacht!" Hier stehen sich zwei einander fremde Gesprächspartner gegenüber, wo als Anredeform die 3. Pers. zu erwarten ist, daher *pode passar*. Trotzdem erwidert der Angeredete höhnisch-drohend mit der 2. Pers. und greift nur *passar* wieder auf. Da der Gebrauch der 2. Pers. der primitiven Grundsituation des Dialogs entspricht (redendes Ich und angeredetes Du) und diese Anredeform die direkteste ist, paßt das zutraulich wirkende „Du" ganz und gar zu dem höhnisch-herausfordernden Tone dieser Negationsausdrücke. Mechanisiert haben sich solche Wendungen wohl aus Situationen heraus wie sie für unser erstes und zweites Beispiel typisch sind.

Die besondere Vorliebe für den affektischen, kurzen Ausrufesatz, der die Umgangssprache weitgehend charakterisiert, zeigt sich deutlich in den hier behandelten exklamativen Negationssätzen.

11. nada

Das altport. *ren, rem*, das Meyer-Lübke für einen Gallizismus im Portugiesischen ansieht (vgl. *R. Gr.* III, § 692), hat in der modernen Sprache keinerlei Spuren hinterlassen und ist heute auf der iberischen Halbinsel auf das katalanische Sprachgebiet beschränkt.

Dagegen hat sich in negativen Sätzen das schon im Altport. gebräuchliche *cousa* als unbestimmte, quantitative Negationspartikel gehalten und in der modernen Volks- und Umgangssprache neue, feste Wendungen entwickelt, die bereits zu Formeln erstarrt sind. In anderem Zusammenhang wollen wir auf das pronominal verwendete „nichts" zurückkommen und bei dieser Gelegenheit auch diese Formeln behandeln.

Allgemein durchgesetzt hat sich im Portugiesischen und Spanischen das schon im Lateinischen vorgebildete, aus *(rem) natam* entwickelte Indefinitpronomen *nada*[1]. Ursprünglich wohl reines Verstärkungswort, hat es – wie bekannt – seine eigentliche Bedeutung eingebüßt und mit einer sekundären, negativen vertauscht. Diese Entwicklung zum selbständigen Träger der Negation ist auf Affizierung durch die eigentliche Negationspartikel zurückzuführen. Der emphatische Akzent, der das stark affektbetonte Verstärkungswort traf, ist unter den Bedingungen, die die Verselbständigung von *nada* bewirkt haben, sicher die wichtigste. Von seiner Verwendung als Indefinitpronomen aus ist es dann auch in den adverbialen Bereich der Negation vorgedrungen[2].

Als Adverb hat *nada* stets stark affektischen Charakter. Oft geht es dann der einfachen Verneinung *não* voraus, die zu affektschwach ist, um in einer gegebenen Situation mit der nötigen Eindringlichkeit zu verneinen; vgl. z. B. Godinho, *Nada mais simples*, p. 172: *[. . .] não se trata apenas de namôro, an? – Nada* não*, „sollte es sich nicht bloß um eine Liebschaft handeln, wie?" „Nein nein". Auch kann *nada* in ähnlichen Situationen *não* vollends ersetzen: *Pois não é médico?* „Ist er denn nicht Arzt?" – *Nada!* (etwa:) „I wo!" In der alltäglichen Rede ist die Wiederholung ein und desselben Wortes ein beliebtes Ausdrucksmittel, das sich bei gesteigertem Affekt leicht einstellt und einem Streben nach Eindringlichkeit nachkommt. Bei lebhafter Beteuerung ist die zweifache und dreifache Wiederholung wohl die häufigste[3], doch läßt sich in der port. Umgangssprache bis zu fünffache Wiederholung ein und desselben Wortes beobachten. Auch das adverbiale *nada* wird auf diese Weise verstärkt und wirkt besonders emphatisch; vgl. z. B. Aquilino Ribeiro, *Mónica*, p. 47: *Mas não era ofício perigoso isto de voar? Nada, nada*, valia mais bater outro terreno*, „aber wäre es denn kein gefährlicher Beruf, Fliegen? Nein, nein, es wäre schon besser etwas anderes anzufangen".

---

[1] „*nihil* wurde in der späteren Volkssprache durch *nullum* verdrängt und ist daher nicht ins Romanische fortgesetzt", Hofmann, *Lat. U.*, p. 80.

[2] Vgl. eine ähnliche Entwicklung im Deutschen, „nichts" als Verbalnegation für „nicht", z. B. „was got wol gefelt, das gefelt den selbigen spöttern nichts", Grimm *DWtb.* VII, p. 726, wo weitere Belege. Ebenso verneinend und abwehrend ein verstärktes „nein", ib., p. 727 (dort auch Belege). – Zu *nihil* = *non* vgl. die von Hofmann, *Lat. U.* § 77 zitierten Stellen.

[3] Vgl. z. B. Eça, *O crime do padre Amaro*, p. 206, wo es der S. Joaneira darum zu tun ist, João Eduardo möglichst eindringlich und überzeugend zu versichern, daß die Beziehungen zwischen ihrer Tochter Amélia und Amaro ganz harmlos sind: *[. . .] não havia entre a pequena e o senhor pároco nada, nada, nada*!*

Vor Adjektiv und Adverb unterstreicht *nada* die Negation *não* und entspricht etwa dem deutschen „gar“: *não é nada tolo,* „er ist gar nicht (keineswegs) dumm“, *não cheira nada bem,* „es riecht gar nicht gut“. Hier wird der Übergang vom Pronomen zum Adverb besonders deutlich und vielleicht ist in solchen Fällen auch der Ausgangspunkt für die adverbiale Entwicklung von *nada* zu erblicken.

Bei bestimmten Verben wie *querer, querer saber* tritt in negativen Aussagen gerne ein *para nada* affektisch verstärkend hinzu: *não quero isto para nada!* „ich will (ich brauche) das nicht“ (das ist mir zu nichts nutze); vgl. z. B. E. de Noronha, *Alfama,* p. 40: *[. . .] desta ocasião não tinha querido saber da gente para nada**, „bei der Gelegenheit hatte er von uns nichts wissen wollen“. Wie *para nada* eine gewisse Gereiztheit des Sprechers ausdrücken kann und dabei als Verstärkung emphatischen Akzent trägt, so bekräftigt *por nada . . .* eine Beteuerung, wie z. B. Nemésio, *O mistério,* p. 275: *[. . .] mas deixar-se agarrar . . . – isso, por nada deste mundo*!,* „aber sich kriegen lassen . . . – das auf keinen Fall (für nichts in der Welt)“; in der *Eufrosina,* p. 24, gebraucht Zelotypo im Gespräch mit Cariophilo eine ganz ähnliche Beteuerungsformel, die gleichwertig neben der soeben erwähnten steht: *[. . .] o que a outrem por nenhum preço deste mundo* dissera,* „was er niemand um keinen Preis (dieser Welt) sagen würde“.

12. Literaturnachweise

Alvellos = Pedro Alvellos, *À lareira do pecado* – Peça em 3 actos, Lisboa, 1946.
Aquilino Ribeiro, *Batalha* = Aquilino Ribeiro, *A batalha sem fim,* 4a ed., Lisboa, s. d.
Aquilino Ribeiro, *Estrada* = Aquilino Ribeiro, *Estrada de Santiago,* 4a ed., Lisboa, s. d.
Aquilino Ribeiro, *Filhas da Babilónia* = Aquilino Ribeiro, *Filhas da Babilónia – Novelas,* 6a ed., Lisboa, s. d.
Aquilino Ribeiro, *Lápides* = Aquilino Ribeiro, *Lápides partidas,* 1a ed., Lisboa, s. d.
Aquilino Ribeiro, *Mónica* = Aquilino Ribeiro, *Mónica,* 5a ed., Lisboa, s. d.
Aquilino Ribeiro, *Quando ao gavião* = Aquilino Ribeiro, *Quando ao gavião cai a pena,* 1a ed., Lisboa, s. d.
Arquivo de Beja, Bd. I–VI.
Battini = B. E. Vidal de Battini, *El habla rural de San Luis.* Biblioteca de Dialectologia Hispanoamericana VII, Buenos Aires, 1949.
Beinhauer, *SpU* = Werner Beinhauer, *Spanische Umgangssprache.* Ferd. Dummlers Verlag, Berlin und Bonn, 1930.
Caldas-A3 = F. J. Caldas Aulete, *Dicionário Contemporâneo da língua portuguesa,* 3a ed., Lisboa, 1948, 2 Bde.
Cervantes, *Novelas ejemplares* = M. de Saavedra Cervantes, *Novelas ejemplares.* Edición y notas de Francisco Rodríguez Marín. Espasa-Calpe, S. A. Madrid, vol. I, 1941, vol. II, 1943. Clásicos Castellanos 27 und 36.
Cortez, *Lodo* = Alfredo Cortez, *O lodo* – Peça em 3 actos, Lisboa, 1923.

Eça, *Capital* = Eca de Queiroz, *A capital.* Livraria Lello & Irmão, 5a ed., Porto, 1943.
Eça, *Maias* = Eça de Queiroz, *Os Maias – Episódios da vida romântica.* Livraria Lello & Irmão, Porto, 1945, 2 Bde.
Eça, *O primo* = Eça de Queiroz, *O primo Bazílio – Episódio doméstico.* Livraria Lello & Irmão, Porto, 1945.
Eça Leal = Olavo d'Eça Leal, *Nem tudo se perde no ar,* 3a selecção de diálogos radiofónicos; edições Universo Lda., Lisboa, 1945.
Eufrosina = Jorge Ferreira de Vasconcellos, *Comédia Eufrosina*; hrsg. von Aubrey F. G. Bell, Imprensa Nacional, Lisboa, 1918.
Figueiredo 10 = Candido de Figueiredo, *Novo dicionário da língua portuguesa,* 10a ed., Lisboa, 1949.
Fonseca Lebre = José da Fonseca Lebre, *Locuções e modos de dizer usados na província da Beira Alta*; Lisboa, Livraria Clássica Editora, 1924.
Gil Vicente = Gil Vicente, *Obras completas.* Reimpressão „fac-similada" da edição de 1562, Lisboa, 1928.
Godinho, *Calcanhar* = Vergílio Godinho, *Calcanhar do mundo*; Ediçoes Gama, Porto, 1941.
Godinho, *Nada mais simples* = Vergílio Godinho, *Não há nada mais simples*; Portugália Editora, Lisboa, s. d.
Hofmann, *Lat. U.* = J. B. Hofmann, *Lateinische Umgangssprache*; zweite vermehrte Auflage, Heidelberg, 1936.
Lapa, *Estilística* = Rodrigues Lapa, *Estilística da língua portuguesa*; edição da «Seara Nova», Lisboa, 1945.
Leal Conselheiro = *Leal Conselheiro o qual fez Dom Eduarte Rey de Portugal e do Algarve e Senhor de Cepta,* edição crítica e anotada, organizada por Joseph *M.* Piel, Livraria Bertrand, Lisboa, 1942.
Lins do Rego = José Lins do Rego, *Doidinho,* 4a ed., 1943.
Llorens = E. L. Llorens, *La negación en español antiguo (con referencias a otros idiomas), Rev. Fil. Esp.,* Anejo XI, Madrid, 1929.
Lopes = Alfredo Augusto Lopes, *Termos de calão e gíria popular,* in: *«Polícia Portuguesa»,* ab Jan./Febr. 1938. Noch nicht abgeschlossen. (Benutzt bis No. 73 einschließlich).
Machado de Assis = Machado de Assis, *Memorias posthumas de Braz Cubas.* W. M. Jackson Inc. Editores; Rio de Janeiro, São Paulo, 1946.
Metzner Leone = Metzner Leone, *Para além do Tejo.* Empresa contemporânea de edições, Lisboa, 1946.
Metzner Leone, *Quarto alugado* = Metzner Leone, *Quarto alugado* – Romance, Lisboa, 1944.
Moreira, *Estudos* = Júlio Moreira, *Estudos da língua portuguesa (Subsídios para a síntaxe histórica e popular).* Lisboa, vol. I (2. Aufl.), 1922, vol. II, 1913.
Nemésio, *O mistério* = Vitorino Nemésio, *O mistério do Paço do Milhafre,* Lisboa, 1949.
Noronha, *Alfama* = Eduardo de Noronha, *Alfama – gente do mar.* Livraria Civilização Editora, Porto, 1939.
Olbrich = R. Olbrich, *Zum bildhaften Ausdruck der Geringwertigkeit und Geringschätzung in den romanischen Sprachen und Mundarten,* in: *Miscelânea de filologia, literatura e história cultural à memória de Francisco Adolfo Coelho (*1847–1919*),* vol. I, pp. 95–118, Centro de Estudos Filológicos, Lisboa, 1949.
Quevedo = Quevedo, *Vida del Buscón.* Prólogo y notas de Luys Santa Marina. Espasa-Calpe, S. A., Madrid, 1941. Clásicos Castellanos 5.
Redol, *Anúncio* = Alves Redol, *Anúncio* – Novela, 2a ed., Editorial Inquérito, Lisboa, 1945.

Redol, *Fanga* = Alves Redol, *Fanga*, 2a ed., Editorial Inquérito, Lisboa, 1943.

Redol, *Marés* = Alves Redol, *Marés*, 2a ed., Editorial Inquérito, Lisboa, 1944.

Redol, *Porto manso* = Alves Redol, *Porto manso* – Romance, 2a ed., Editorial Inquérito, Lisboa, 1946.

RLu = *Revista Lusitana*, Bd. 1–38.

Said. Ali, *Gram. hist.* = M. Said Ali, *Gramática histórica da língua portuguesa*, 2a ed. melhorada e augmentada de lexeologia e formação de palavras e síntaxe do português histórico, 2 Teile, São Paulo, s. d.

Sales Loureiro = Sales Loureiro, *Fome*. Portugália Editora, Lisboa, 1948.

Silva Correia = João da Silva Correia, *O eufemismo e o disfemismo na língua e na literatura portuguesa*, in: *Arquivo da Universidade de Lisboa*, vol. XII (1927, pp. 445–787).

Silva Dias = Augusto Epiphanio da Silva Dias, *Síntaxe histórica portuguesa*, 2a ed., Livraria Clássica Editora, Lisboa, 1933.

Sousa, *Bairro Alto* = Avelino de Sousa, *Bairro Alto*. Romance de costumes populares, Lisboa, 1944.

Spitzer, *Aufsätze* = Leo Spitzer, *Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik*. Max Niemeyer, Halle a. S., 1918.

Tavares = Lorjó Tavares, *Divórcios*. Lisboa, 1934.

Torga, *Diário* I = Miguel Torga, *Diário* I, 2a ed., Coimbra, 1942.

Torga, *Montanha* = Miguel Torga, *Montanha*. Coimbra Editora, Coimbra, 1941.

Torga, *Paraiso* = Miguel Torga, *Paraiso – Farsa*. Coimbra, 1949.

Torga, *Rua* = Miguel Torga, *Rua – Novelas e contos*. Coimbra, 1942.

Torga, *Senhor Ventura* = Miguel Torga, *O Senhor Ventura*. Coimbra, 1943.

Tr. Coelho = Trindade Coelho, *Os meus amores – Contos e baladas*. 9a ed., Portugália Editora, Lisboa, s. d.

Vasconcelos, *Lições* = J. Leite de Vasconcelos, *Lições de filologia portuguesa*, 2a ed. (melhorada), Lisboa, 1926.

Viotti = Manuel Viotti, *Dicionário da gíria brasileira*. São Paulo, 1945,

Wagenaar = K. Wagenaar, *Étude sur la négation en ancien espagnol jusqu'au XVe siècle*. Groningen, 1930.

Wagner, *ZRPh* 49 = Max L. Wagner, *Über den verblümten Ausdruck im Spanischen*, in: *ZRPh* 49 (1929), pp. 1–26.

13. Glossar

Die spanischen Ausdrücke sind durch *Schrägdruck* gekennzeichnet

La Nuance

I

Le Grand Siècle hat das Erhabene und das Vornehme mit einer Leidenschaft gesucht, die den folgenden Zeiten fremd geworden ist. Aber nicht weniger leidenschaftlich als um *grandeur* und *noblesse* hat es sich um *finesse* und *délicatesse* bemüht[1]. *Fin, délicat, subtil, raffiné* sind die Schlüsselwörter der Preziosität, die den großen, den klassischen Stil begleitet. Das erste feierliche Gelübde der Preziösen „est celui de subtilité dans les pensées", berichtet der Abbé de Pure, der ihre „petites délicatesses pour les mots inouïs" aufgezeichnet hat, und *fins, délicats, subtils, raffinés* sind die Gedanken und Gefühle der er-

---

[1] *Finesse* ist das erste Lieblingswort der *personnes polies,* das Bouhours in seinen «Entretiens d'Ariste et d'Eugène», La langue française, erläutert: «Le mot de *finesse* a une signification plus étendue qu'il n'avait au temps passé. Il ne signifiait autrefois qu'artifice, subtilité, fausse prudence; il signifie maintenant délicatesse, perfection. Ainsi l'on dit *finesse* d'esprit, *finesse* de l'art; cet ouvrage a toute la *finesse* de l'art . . . *Fin* s'étend encore plus loin que *finesse.* Il n'y a rien de plus commun que de dire, il en fait le *fin*; vous avez beau en faire le *fin.* Un esprit *fin,* un goût *fin,* un discernement *fin,* une raillerie *fine,* un sourire *fin,* des yeux *fins,* une taille *fine,* un cheval *fin.* Ajoutez à cela le neutre *fin,* et l'adverbe *finement.* Il pense *finement* les choses; il entend tout *finement.* Il sait le *fin* de la langue; voilà le *fin* de l'affaire; peu de gens savent le *fin* du Cabinet.» Weiter: «Quoique *délicat, délicatesse, délicatement* aient toujours été en usage, on ne s'en est pas toujours servi comme l'on s'en sert. Un esprit *délicat,* une raillerie *délicate,* une pensée *délicate*; c'est une affaire *délicate*; tenir une conduite *délicate* avec quelqu'un. Il a beaucoup de *délicatesse* dans l'esprit; il sait toutes les *délicatesses* de la langue. A raisonner un peu *délicatement.*» Das Wesen der *délicatesse* zu bestimmen bemüht er sich in «La manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit», second dialogue. «Ah dites-moi, je vous prie» sagt Philante, «ce que c'est précisément que délicatesse! on ne parle d'autre chose, et j'en parle à toute heure moi-même sans bien savoir ce que je dis, ni sans en avoir une notion nette», und Eudoxe antwortet: «Quand vous me demandez ce que c'est qu'une pensée délicate, je ne sais où prendre des termes pour m'expliquer. Ce sont de ces choses qu'il est difficile de voir d'un coup d'œil, et qui à force d'être subtiles nous échappent lorsque nous pensons les tenir.» Im dritten Dialog heißt es: «On raffine quelquefois à force de penser finement, et alors la pensée dégénère en une subtilité qui va au-delà de ce que nous appelons délicatesse: c'est, si cela se peut définir, une affectation exquise; ce n'est pas finesse, c'est raffinement: les termes manquent pour exprimer des choses si subtiles et si abstraites: à peine les concevons-nous.»

lesenen Gesellschaft, die er belauscht[1]. Das Suchen nach immer feineren Unterscheidungen ist der beliebteste Zeitvertreib dieser Gesellschaft. Man diskutiert und definiert in geistreichen Gesprächen Wesen und Arten der geselligen Tugenden und Vorzüge, unterscheidet *politesse, urbanité, civilité, courtoisie, l'air du monde, l'air galant, la bonne grâce, le savoir vivre, le bel usage du monde.* Madeleine de Scudéry's Clélie unterscheidet sieben Arten von Freunden, ihre *demis amis, nouveaux amis, amis, amis d'habitude, solides amis, amis particuliers, tendres amis.* «Cependant je distingue si bien toutes ces sortes d'amitiés, que je ne les confonds point du tout» (éd. 1660 I 391). So werden die zartesten Regungen des Herzens zergliedert. Die Sprache ist zu arm, so klagt man immer wieder, der Wortschatz reicht nicht aus, um all die feinen Unterschiede, all die zarten Tönungen und Stimmungen, die man deutlich empfindet, auch eindeutig zu benennen. Daher die immer häufiger werdenden Annäherungswerte «un certain . . .», «une espèce de . . .» und schließlich das Eingeständnis «je ne sais quel . . .», «je ne sais quoi de . . .» («un je ne sais quoi de fin» Somaize, Le Grand Dictionnaire des Précieuses, *Etude*). Der Chevalier de Méré gebraucht in seinen «Conversations» nicht weniger als zwanzigmal dieses «je ne sais quoi de . . .», um seine Wertungen feiner abzutönen. Oder er sagt: «Ce que j'aime le mieux, et qu'on doit selon mon sens le plus souhaiter en tout ce qu'on fait pour plaire, c'est je ne sais quoi qui se sent bien, mais qui ne s'explique pas si aisément, et je ne sais de quelle façon me faire entendre si je ne me sers du mot de gentillesse» (Des Agréments)[2].

Das Jahrhundert sucht «ces choses fines, qu'on ne saurait bien exprimer sans avoir recours à toutes les délicatesses du langage» (Méré, De la Conversation). Daher findet es auch Gefallen an dem Wort *nuance.*

II.

Nuancen, immer neue Lieblingsfarben der Mode zu entdecken und zu benennen, das ist seit dem Ende des 16. Jh. ein anderer Zeitvertreib der feinen Gesellschaft.

In Agrippa d'Aubignés «Aventures du Baron de Faeneste» erzählt der weltmännische Windbeutel, worüber man sich bei Hof unterhält: «sur un bleu turquoise, un orangé, feuille morte, isabelle, zinzolin, couleur du Roi, minime, tristamie, ventre de biche (ou de nonnain, si vous voulez)». So heißt es 1617. Die Ausgabe von 1619 fügt hinzu: «amarante, nacarat, pensée, fleur de seigle, gris-de-lin», die von 1630 schließlich: «gris d'été, orangé, pastel,

---

[1] Michel de Pure, La Précieuse, ou le Mystère des Ruelles, éd. Magne I 71, II 334.

[2] Dem *Je ne sais quoi* als dem „gewissen Etwas" widmen Ariste und Eugène eine ihrer Unterhaltungen: «C'est quelque chose de si délicat et de si imperceptible, qu'il échappe à l'intelligence la plus pénétrante et la plus subtile . . .» Zur petrarkistischen Herkunft von it. *non so che,* sp. *no sé qué* Dámaso Alonso, Poesía española, Madrid 1952[2], 238, 285.

Espagnol malade, céladon, astrée, face grattée, couleur de rat, fleur de pêcher, fleur mourante, vert naissant, vert gai, vert brun, vert de mer, vert de pré, vert-de-gris, merde d'oie, jaune pâle, jaune doré, couleur de Judas, de vérolé, d'aurore, de serein, écarlate, rouge sang-de-bœuf, couleur d'eau, couleur d'ormus, argentin, singe mourant, couleur d'ardoise, gris de ramier, gris perlé, bleu mourant, bleu de la fève, gris argenté, merde d'enfant, couleur de selle à dos, de veuve réjouie, de temps perdu, fiammette, de soufre, de la faveur, couleur de pain bis, couleur de constipé, couleur de faute de pisser, jus de nature, singe envenimé, ris de guenon, trépassé-revenu, Espagnol mourant, couleur de baise-moi-ma-mignonne, couleur de péché mortel, couleur de cristalline, couleur de bœuf enfumé, de jambons communs, de soucis, de désirs amoureux, de racleurs de cheminées . . .»

Wenn hier der Hohn offenkundig wird, so kann man in Daniel Martins Sprachbuch ,,New Parlement oder hundert kurtzweilige, doch nutzliche Gespräch, Frantzösisch und Teutsch, Straßburg 1637" im Kapitel ,,Vom Färber" eine ähnliche, aber durchaus ernstgemeinte Liste von 33 französischen Farbennamen finden. Man hat den unerschöpflichen Reichtum der grauen, braunen, gelben Zwischenfarben entdeckt, den Reiz der blassen, zarten Töne, *naissant,* ein erster Hauch, *mourant,* ein letztes Schmachten, und man vergnügt sich an immer gesuchteren, immer ausgefalleneren Benennungen.

Diese Lust am feinsten Farbwert verlangt nach einem Wort dafür. *Nuance* hat eine lange Vorgeschichte. *Nuer* (von *nue* ,,Wolke", so wie *ombrer* von *ombre* ,,Schatten") ist seit dem hohen Mittelalter vorhanden, als ,,dunkler machen", oder im Gegenteil ,,blasser machen"[1], oder einfach ,,eine leichte Tönung geben", so wie der rosige Hauch, der ein zartes Antlitz färbt.

Entour avoit blankes maisseles,
Faisans au rire deus foisseles,
Un peu nuees de vermeil
(Adam le Bossu, Le jeu de la feuillée, éd. Langlois v. 113)

Die schon in der antiken Dichtung so oft besungenen Rosen und Lilien eines weiblichen Antlitzes[2] gehören auch im Mittelalter zu einem lieblichen Gesicht, so wie es etwa in der ,,Prise amoureuse" von Jehan Acart de Hesdin beschrieben wird:

D'entre brune colour et blanche,
Nuee par toute plaisanche
De vermeil si soutieuement
Qu'el dous viaire proprement,
Qui tant est plaisans et eslis,
Samble que la rose ait au lis
Se rougour parti et mellé,
Et que li lis entremellé
Reüst sa blancheur a la rose . . .
(hg. v. Hoepffner v. 942 ff.)

---

[1] Auch *nuble* und *teint* sind bald als ,,verdunkelt, dunkelfarben", bald als ,,entfärbt, blaß" belegt. Vgl. Gamillscheg, Franz. Bedeutungslehre 166.

[2] J. André, Etude sur les termes de couleur dans la langue latine, Paris 1949, 347.

Ein noch etwas schwerfälliges Bemühen um die subtile Nuance („Nuee . . . si soutieuement"), um das zarte Ineinander von Rosenrot und Lilienweiß.

Nuance ist seit dem späten Mittelalter bezeugt (FEW *nubes*). Es ist ein Wort des Kunsthandwerks, über das die Wörterbücher des 17. Jh. genauere Auskunft geben.

Nicot weist auf die Fachsprache der Teppichweber hin. «*Nuage* se prend aussi pour l'ombrage de brun sur clair d'une même couleur, que les tapissiers donnent en leurs ouvrages, commençant du plus brun, et finissant au plus clair: comme quand ils couchent de 4 ou 5 façons de couleur verte queue à queue l'une de l'autre: car l'obscure fait nuée à la gaie, et la moins gaie à la plus gaie. Car si c'est de diverses couleurs que le tapissier fasse assemblance, quoiqu'il y ait ombrage entr'elles, si n'est-il plus appelé nuage, ains mutation ou changement. On l'appelle aussi *nuance,* obumbratio, inumbratio.» Im Genfer Französisch-deutsch-lateinischen Wörterbuch von 1610 heißt es: «*Nuage,* Das Schattiren in denn Teppichen, wenn eine Farbe je liechter, dann die ander ist, Nubes textae.» Cotgrave hat «*nuage, nuance,* a shadowing». Pomey kennt «nuance de couleurs, passage d'une couleur à l'autre, dans les ouvrages faits à l'aiguille». Richelet und Furetière schließlich beschreiben *nuance* ausführlich als Fachausdruck der Teppichweber, der Perückenmacher, der Wollhändler und Färber, der Blumenzüchter.

Älter als *nuance* ist *muance,* vielleicht ist sogar das jüngere Wort nach dem Vorbild des älteren entstanden: *nuance* zu *nuer,* so wie *muance* zu *muer*[1].

Dem lateinischen *mutare colorem* entsprechend heißt *muer couleur* „die Farbe wechseln, sich verfärben". Am häufigsten ist das Erröten oder Erbleichen gemeint. „Sovent mue color sa face: sovent l'a pale, et puis vermeille", so schildert der Trojaroman (v. 17 605 f) den verliebten Achill. Diese Veränderungen der Farben sind *les muances*:

La reïne mout s'an mervoille,
Or la voit pale et or vermoille
Et note bien an son corage
La contenance et le visage
De chascun et d'aus deus ansanble.
Bien aparçoit et voir li sanble
Par les muances des colors,
Que ce sont accidant d'amors.
(Chrestien de Troyes, Cligés v. 1591 ff.)

Als *muer* allmählich durch *changer* verdrängt wird, verliert auch *muance* immer mehr an Boden. Aber noch 1669 sagt La Fontaine am Ende seiner „Psyche" von der Sonne:

Dans un nuage bigarré
Il se coucha cette soirée.

---

[1] Das Französische kennt seit ältester Zeit „des substantifs d'action tirés des racines verbales à l'aide du participe présent: *douter – doutant – doutance*"; A. François, La désinance *-ance* dans le vocabulaire français, une „pédale" de la langue et du style, Société de publications romanes et françaises XXX, Genève 1950.

L'air était peint de cent couleurs:
Jamais parterre plein de fleurs
N'eut tant de sortes de muances.

In der Musik leben die *muances*, ,,Mutationen" noch kurze Zeit weiter (J. J. Rousseau, Dictionnaire de musique).

Der klassischen Sprache gehören weder *muance* noch *nuance* an: das eine ist veraltet, das andere ein Handwerkerwort. Der gehobene Stil vermeidet sogar bei der Beschreibung einer Tapisserie das Fachwort:

Les plus proches objets, selon la perspective,
Etaient d'une manière et plus forte et plus vive;
Mais de loin en plus loin la forme s'effaçait,
Et dans le bleu perdu tout s'évanouissait.
Cette pièce, admirable en toutes ses parties,
Où brillaient cent couleurs aux ombres assorties . . .
(Saint-Amant, Moïse sauvé III; ähnlich X).

Auch die Maler haben andere Ausdrücke, wenn sie von den verschiedenen Abschattungen einer Farbe oder den leichten Tönen und Übergängen zwischen verschiedenen Farben sprechen. Sie ahmen die Italiener nach, sprechen vom *clair-obscur*, von *teintes* und *demi-teintes*, von *tons* und *passages*, von *couleurs rompues, noyées, fondues, éteintes, tuées*, von *ombrer, effumer, dégrader, adoucir, s'unir tendrement*[1].

Was in der Malerei *l'harmonie, l'accord, l'union des couleurs, des teintes* ist, das ist im Kunsthandwerk *la nuance*: aus der Tätigkeit des Abschattens, Abstufens ergibt sich nicht nur eine Vielfalt von Abschattungen, Abstufungen, *les nuances*, sondern auch der Zustand des Zusammenpassens, aus dem Abstimmen das Abgestimmtsein, *la nuance*.

Von der Damenmode der Fünfzigerjahre berichtet der Abbé de Pure:

« On veut une certaine nuance entre les couleurs, afin de ne rien porter qui choque les yeux, ou qui puisse blesser le moindre regard. Si bien que la belle juppe doit répondre aux souliers et à la chaussure; la juppe de dessous doit être assortie avec les rubans et la garniture » (I 361).

Als ein Zusammenpassen, ein Zusammenstimmen gebraucht er, einer der Ersten, das Wort auch in übertragener Bedeutung:

« Je trouve une chose incompatible et qui n'a pu jamais être d'accord ni faire une belle nuance, c'est la foi avec l'infidélité, c'est l'amour avec l'indifférence » (I 162).

Zusammenspiel, Zusammenklang der Farben meint auch Félibien, wenn er einmal, nach der Aufzählung der drei Grundfarben Gelb, Rot, Blau, und der Mischfarben Grün, Orange, Violett fortfährt:

---

[1] A. Bosse, Sentiments sur la distinction des diverses manières de peinture etc. Paris 1649; A. Félibien, Des Principes de l'architecture, de la sculpture, de la peinture et des autres arts qui en dépendent, avec un dictionnaire des termes propres à chacun de ces arts, Paris 1676; R. de Piles, Conversations sur la connaissance de la peinture, Paris 1677, im Anhang: Termes de Peinture par ordre alphabétique.

«de sorte que si de toutes ces couleurs l'on en forme une nuance, les unissant doucement les unes avec les autres, il s'en forme une harmonie comme dans la musique» (Entretiens sur les vies et les ouvrages des plus excellents peintres anciens et modernes 1666–68 III 23).

Als reizendes Zusammenklingen erscheint *nuance* dann auch in der Dichtung.

Mais je vois revenir Lisette,
Qui d'une coiffure de fleurs,
Avec son teint et leurs couleurs,
Fait une nuance parfaite.
(Chaulieu, Les louanges de la vie champêtre, 1710)

Aber auch *les nuances* in zartgetönter Vielfalt gehören zum Bild einer lieblichen Frühlingslandschaft. Sie lösen die bunte Pracht der Blumenwiesen ab, *l'émail des fleurs, l'émail du printemps,* das zu den Smaragden, Rubinen und Saphiren der Renaissance- und Barockpastoralen gehört.

Les plus aimables influences
Qui rajeunissent l'Univers
Ont relevé ces tapis verts
De fleurs de toutes les nuances
(Tristan L'Hermite, Le promenoir des deux amants, Les Amours 1638)

Loret beschreibt das in hundert Farben schillernde Gefieder von Zuchthühnern und fügt hinzu: «Madame Flore . . . a moins d'émail et de nuances» (La muse historique 30. 3. 1658).

Les nuances in übertragener Bedeutung in die Sprache der Schöngeister eingeführt zu haben ist dann das Verdienst Mérés.

Seine Schriften, sagt Sainte-Beuve, «fourniraient matière à une infinité de remarques pour les définitions précises et pour les fines nuances des mots en usage dans le langage poli» (Le chevalier de Méré, ou l'honnête homme au XVIIe siècle, Portraits littéraires III 126). Méré selbst aber antwortet auf die Frage, was denn eigentlich ein *honnête homme* sei: «une chose de si grande étendue a trop d'égards, et de nuances, pour être expliquée en deux ou trois mots» (Les conversations V, I 74, die Ausgabe von 1668 hat *nuances,* die von 1671 *muances*!). In ,,Des Agréments" (1677) rühmt er ein gefällig wechselndes Mienenspiel: «Les nuances vont à l'infini» (II 17). Im gleichen Jahr schreibt er in ,,De la Conversation":

«L'extrême difficulté ne paraît qu'à penser sur chaque sujet ce qu'il y a de meilleur à dire, et à trouver dans le langage je ne sais quelles nuances qui dépendent de se connaître à ce qui sied le mieux en fait d'expression, et de le savoir pratiquer» (II 105).

«Je ne sais quelles nuances . . .», damit ist dem Wort der Weg in alle Bereiche des Geistes geebnet. Die meisten Wörterbücher bringen diesen letzten Satz Mérés als die entscheidende Neuerung. «Ce mot est beau et nouveau dans le figuré» fügt Richelet hinzu. Der Wortschatz der *finesse* und *délicatesse,* dessen ist man sich bewußt, hat eine weitere Bereicherung erfahren.

Als die Bayernprinzessin Marianne Viktoria nach Frankreich kam, um den Dauphin zu heiraten, schrieb Mme de Sévigné:

> «Elle n'a pas regretté son pays, elle est toute Française. Elle a écrit à Monsieur le Dauphin des nuances de style, selon qu'elle a été près d'être sa femme, qui ont marqué bien de l'esprit: c'est à Monseigneur à mettre la dernière couleur, et à ne la point faire souvenir du pays qu'elle quitte avec tant de joie» (28. 2. 1680).

Und nun beginnt sich unser Wort erst richtig zu entfalten. Ein Wort kann jahrhundertelang vorhanden sein, bevor seine Stunde kommt, in der es die Geistesart und das Lebensgefühl einer Zeit ausdrückt. Das 18. Jh. ist die Stunde der Nuance.

III.

Wer das Jahrhundert Watteaus, Bouchers, Fragonards zu schildern unternimmt, kann das Wort *nuance* nicht entbehren, so sehr gehört es zum Wesen dieser Zeit, seinem Seidenschimmer, Perlglanz, Spitzengetändel, Puderduft, seinem Pastell und Porzellan, seinen feinsten und zartesten Farbtönen, Mattrosa und Silbergrau, Graugelb und Goldgrün, Blaßlila, Taubenblau und Honigbraun[1].

In dieser Zeit tritt unser Wort seinen Siegeszug an, *nuances* als eine Vielzahl, Unzahl feinster Unterschiede, und daraus *nuance* als ein einzelner feinster Wert. Der Singular erwächst hier aus dem Plural: der einzelne Wert wird ja als solcher erst dadurch erfaßt, daß er sich von anderen abhebt. Die älteren Bedeutungen, *nuance* als Tätigkeit des Abstufens, Abschattens, und *nuance* als deren Ergebnis, als Zustand des Abgestimmtseins, des Zusammenpassens, werden dadurch verdrängt. Nun entfaltet sich auch *nuancer,* während *nuer* den Fachsprachen verhaftet bleibt.

> «Les femmes même faisaient un arc-en-ciel nuancé de mille couleurs, qui m'entourait» berichtet Rica von seinem Spaziergang durch die Tuilerien (Montesquieu, Lettres persanes XXX)[2];
>
> Die Komödien von Congreve sind «pleines de caractères nuancés avec une extrême finesse» (Voltaire, Lettres sur les Anglais XX); vom Redner will man nicht Worte, sondern Gedanken hören: «il faut savoir les présenter, les nuancer, les ordonner» (Buffon, Discours sur le style); Schauspieler, die ganz in ihrem Spiel aufgehen: des sensibilités «qui se diapasonnent, qui s'affaiblissent, qui se fortifient, qui se nuancent pour former un tout qui soit un» (Diderot, Paradoxe sur le comédien).

---

[1] Über die Namen neuer Modefarben wie *vive bergère, cuisse de nymphe émue, entrailles de petit-maître, boue de Paris, merde d'oie, puce, ventre de puce en fièvre de lait, vieille puce, jeune puce, dos, ventre, cuisse, tête de puce, cheveux de la Reine* vgl. E. et J. de Goncourt, La femme au XVIIIe siècle II 90, und Brunot VI/II 1109. *Nuance* dringt nun auch in die Malersprache ein, vgl. Dandré Bardon, Traité de Peinture 1765. Dagegen die Encyclopédie: «on ne se sert cependant guère de ce terme en peinture» und Watelet-Lévesque, Dictionnaire des Arts 1792: «il appartient plus à la langue commune qu'à celle des arts».

[2] «Un arc-en-ciel nué de cent sortes de soies» La Fontaine, Fables II/XVII.

Nuance wird zu einem Kennwort des sensualistischen Jahrhunderts.

> So heißt es etwa nach der Aufzählung aller benennbaren Geschmacksempfindungen: « enfin toutes les autres saveurs composées des précédentes, qui sont des nuances de goût à l'infini, et pour l'impression desquelles nous n'avons point de noms » (Encycl. art. *saveur*); für den Blindgeborenen haben die Stimmen « une infinité de nuances qui nous échappent », aber auch « le poli des corps n'a guère moins de nuances pour lui que le son de la voix » (Diderot, Lettre sur les aveugles); Condillac spricht von den « nuances insensibles » der Düfte (Traité des sensations I/II 17, III/III 33) und beschreibt die wachsende Fähigkeit unserer Sinne, Nuancen zu unterscheiden (I/IV 1, II/VII 4).

Der Abgott des Jahrhunderts ist der Geschmack, *le Dieu du Goût,* dessen Tempel Voltaire errichtet. Geschmack aber erweist und bestätigt sich in Nuancen.

> « Il ne suffit pas, pour le goût, de voir, de connaître la beauté d'un ouvrage; il faut la sentir, en être touché. Il ne suffit pas de sentir, d'être touché d'une manière confuse; il faut démêler les différentes nuances » (Voltaire, Dict. phil. art. *goût*).
>
> « Le goût . . . cette faculté qui aperçoit tous les caractères, qui distingue tous les signes, qui apprécie toutes les nuances » (Encycl. d'Yverdon, art. *goût*).

Das Jahrhundert des Geschmacks ist auch das Jahrhundert der Nuancen. *Les nuances* sind *délicates,* das ist ihr häufigstes Beiwort, sie sind *fines, légères, douces, insensibles, imperceptibles, fugitives* (« les nuances les plus fines, les plus délicates, les plus imperceptibles » Grimm Corresp. litt. 15. 6. 1753). Die nun erst recht unablässig angerufene *finesse* und *délicatesse*[1] zeigt sich darin, sie klar zu erkennen und zu unterscheiden: *saisir, discerner, distinguer, démêler,* sodann sie geschmackvoll zusammenzustellen: *assortir, réunir.*

Das Bemühen um immer subtilere Differenzierungen verdichtet sich im Bereich der Sprache zur Synonymik, und auch hier erscheint an entscheidender Stelle das Wort *nuance.* Der Abbé Girard wies den Weg mit seiner „Justesse de la langue française" (1719), später als „Synonymes français" vielfach erweitert, umgearbeitet und im übrigen Europa nachgeahmt. Es gibt keine vollkommen gleichbedeutenden Wörter, heißt es im Vorwort:

> On les distingue comme les diverses nuances d'une même couleur. Je ne disconviens pas qu'il n'y ait des occasions où il soit assez indifférent de choisir: mais je soutiens qu'il y en a encore plus où ils ne doivent ni ne peuvent figurer l'un pour l'autre, surtout dans les ouvrages médités et composés avec réflexion. S'il n'est question que d'un habit jaune, on peut prendre le souci ou le jonquille: mais s'il faut assortir, on est obligé à consulter la nuance. Eh! quand est-ce que l'esprit n'est pas dans le cas de l'assortiment? Cela est rare, puisque c'est en quoi consiste l'art d'écrire.

---

[1] Vauvenargues, Introduction à la connaissance de l'esprit humain, De la délicatesse, de la finesse; Voltaire, Dict. phil. art. *finesse*; Marmontel, Eléments de littérature, *délicatesse.*

Girards „manière de voir et de démêler les nuances distinctives des synonymes" entwickelten Beauzée und Roubaud weiter, immer auf der Suche nach den *nuances fines,* den *nuances délicates.* D'Alembert, in seinen „Eléments de philosophie" (XIII), untersuchte als „grammairien philosophe" die aus der Synonymik und Metaphorik einer gebildeten Sprache sich entfaltenden Nuancen.

Keine Sprache vermag dem menschlichen Reichtum an feinsten Gedanken und zartesten Empfindungen gerecht zu werden, erklärt Voltaire. «Il n'est aucune langue complète, aucune qui puisse exprimer toutes nos idées et toutes nos sensations; leurs nuances sont trop imperceptibles et trop nombreuses» (Dict. phil. art. *langues*). Aber wie reich ist doch die französische Sprache an Nuancen!

> «Nous avons *orgueil, superbe, hauteur, fierté, morgue, élévation, dédain, arrogance, insolence, gloire, gloriole, présomption, outrecuidance.* Tous ces mots expriment des nuances différentes» (Lettre à Deodati de Tovazzi, 24. 1. 1761). «Il y a encore des nuances entre avoir des fantaisies et être fantasque: le fantasque approche beaucoup plus du bizarre» (Dict. art. *fantaisie*). «Les nuances sont si délicates, qu'on dit un orateur fécond, et non pas un orateur fertile» (art. *fécond*). «Je sais bien qu'il est nécessaire d'avoir une connaissance un peu fine de notre langue pour bien distinguer ces nuances» (Connaissance des beautés et des défauts de la poésie et de l'éloquence, art. *fable*).

Unter Ludwig XIV., so erkennt das 18. Jh. immer deutlicher, haben die Franzosen die Vollendung ihrer Gesellschaftskultur und Lebensart erreicht, »une douce aisance dans la vie, une aménité dans les mœurs, une attention secrète à varier leurs amusements, et à distinguer les nuances diverses de tous les objets» (Encycl. art. *joli*). Der verfeinerte Geschmack dieser Gesellschaft schafft die Sprache, die dann in ganz Europa den Ton angibt. «On commence à distinguer autant de nuances dans le langage que dans la société; la délicatesse des procédés amène celle des propos» (Rivarol, De l'universalité de la langue française. Ähnliche Antworten auf die Preisfrage der Berliner Akademie Brunot VIII/II 929, 955).

Die hüllenlose Natur herrscht in der griechischen Antike. Der Geschmack der modernen Gesellschaft ist ungleich empfindlicher für das Schickliche:

> «De là tous les ménagements, toutes ces adresses de style, toutes ces expressions vagues ou détournées, ces demi-jours, ces demi-teintes, en un mot, ces délicatesses et ces finesses de langage, qui rendent aujourd'hui si difficile l'art d'écrire avec goût les choses de pur agrément. Et combien cet art d'éluder, de voiler, de dissimuler, de rendre l'expression timide et modeste, lors même que la pensée ne l'est pas, combien cet art a dû se raffiner dans une langue où la galanterie et l'amour ont été si subtilement et si savamment analysés! De combien de nuances devait être assortie la palette d'un peintre comme Racine, pour exprimer le caractère de Phèdre, de manière que d'honnêtes femmes pussent l'admirer sans rougir!» Was Racine von Euripides unterscheidet, sind die «nuances dans la peinture des caractères», die er der vornehmen Gesellschaft

seiner Zeit verdankt. «Ce fut ce monde, plus raffiné que le peuple d'Athènes et que celui de Rome, qui fut l'école de Racine» (Marmontel, Essai sur le goût).

«La classe qui dominait en France sur la nation était exercée à saisir les nuances les plus fines» (Mme de Staël, De la littérature XVIII). Diese Nuancen sind es auch, die Racine von Shakespeare unterscheiden (XIX).

Le besoin de soumettre au joug des circonstances
De l'intraitable vérité
L'incommode sévérité,
Le tact de l'à-propos, le soin des convenances:
Tant de fugitives nuances,
De bonne heure exerçant votre jeune raison,
Ont de votre pensée étendu l'horizon,

so preist Delille die Französin, die Königin der Pariser Salons (La conversation III).

Der Engländer, freimütig bis zur Grobheit, verachtet die Nuancen, die Umschweife und Verbrämungen der Höflichkeit (Cartaud de la Villate, Essais sur le goût 110). Der englische Charakter ,,demande des couleurs fortes", der französische feine und geschmackvolle Tönungen[1]. «Nous connaissons l'art des nuances», – die Schweizer, die Engländer haben keine Nuancen (Mme de Genlis, Le Voyageur II/V). Die Nuancen der geistreichen französischen Heiterkeit, des feinen französischen Geschmacks, sind für Engländer und Deutsche unerreichbar (Mme de Staël, De la littérature XIV, XVII). «Les Allemands préfèrent dans la gaîté ce qui est fort à ce qui est nuancé» (De l'Allemagne II/XXVI). «La politesse allemande est plus cordiale, mais moins nuancée que la politesse française» (I/XII).

So ist *la nuance* ein Schlüsselwort des französischen 18. Jh., ein Wort, in dem man sich erkennt, auf das man sich beruft. Man sucht und findet überall Nuancen, in der Sprache, in der Musik, im Ausdruck der Stimme, des Gesichts, der Gebärde, vor allem immer wieder in der Darstellungskunst des Schauspielers:

«toutes les nuances fines de son jeu» Corr. litt. 1. 9. 1761, «on ne peut pousser plus loin la science des nuances» 1. 8. 1763, von einem Schauspieler heißt es: «il a trop de chaleur et pas assez de nuances» 15. 10. 1771, eine Schauspielerin ist umgekehrt «froide, et sans la plus petite nuance d'enthousiasme» 1. 11. 1771.

Man erörtert Nuancen des Stils, der Dichtungsgattungen:

«entre le simple et le sublime, il y a plusieurs nuances, et c'est l'art de les assortir qui contribue à la perfection de l'éloquence et de la poésie» Voltaire, Dict. art. *genre de style*. «Il serait dangereux d'emprunter, dans une même composition, des nuances du genre comique et du genre tragique . . . Le Fils naturel a des nuances de la tragédie; le Père de famille prendra une teinte comique» Diderot, Dorval et moi III.

[1] M. M. Miller, The English People as portrayed in certain French Journals, 1700–1760, Modern Philology, May 1937.

Man entwirft ein Gemälde der menschlichen Leidenschaften und ordnet sie nach ihren Nuancen (Encycl. d'Yverdon art. *passion*). Man untersucht die Nuancen des Gefühls.

Le sentiment de la décence: «lorsqu'il est porté à l'extrême délicatesse, la nuance s'en répand sur tout, sur les actions, sur le discours, sur les écrits, sur le silence, sur les gestes, sur le maintien» (Encycl. art. *indécent*). «Répandez sur un discours délié la nuance du sentiment, et vous le rendrez délicat» (art. *délié*).

Man spricht von den Nuancen eines Charakters:

«Il en est des caractères en général comme des couleurs: il y en a de primitives; il y en a de changeantes; il y a des nuances à l'infini pour passer de l'une à l'autre» (Encycl. art. *femme*); «combien de nuances dans le même caractère!» (art. *critique*).

Man verwendet das Wort weit über seinen heutigen Bereich hinaus.

«Les Latins ayant placé les nuances de la déclinaison et de la conjugaison dans les finales des mots . . .» Rivarol, Discours.

Manchmal ist es nur ein leichter Schleier.

Man sagt von morgendlichem Unmut, «qu'il reste quelques légères nuances de mélancolie sur le cerveau» (Cartaud 133), in deutlicher Anlehnung an übliche Wendungen wie «les nuages de la sombre mélancolie» (Gresset, Discours sur l'harmonie), oder vom schicklichen Verhüllen, es sei ein «jeter les nuances sur le récit d'une aventure galante» (Cartaud 39).

Dann wieder ist statt einer feinsten Qualität nur eine geringste Quantität gemeint:

«Si l'on s'avisait aujourd'hui de faire la liste de ceux à qui l'on donne, ou qui s'attribuent le titre de Seigneur, on ne serait pas embarassé de savoir par qui la commencer; mais il serait impossible de marquer précisément où elle doit finir. On arriverait jusqu'à la bourgeoisie, sans avoir distingué une nuance de séparation» Duclos, Considérations sur les mœurs V; oder als leichter Anflug: «une certaine bourgeoisie, qui à son tour a des nuances d'orgueil» VII.

In dieser Bedeutung berührt sich *nuance* mit einem anderen Modewort, mit *soupçon* (Voltaire, Dict. art. *langues*).

Im Jahrhundert der Enzyklopädie weitet sich schließlich der Blick zu einer die gesamte Schöpfung umfassenden Schau, zu einer großartigen Heerschau aller Geschöpfe, der unübersehbaren Fülle der Wesen, der Arten, Unterarten, Abarten, Spielarten, und das letzte Wort ist auch hier wieder die Nuance. Die Natur macht keinen Sprung, die Natur verändert und entwickelt sich immer nur in unmerklichen Nuancen, ist einer der Leitgedanken Buffons.

«Elle n'a formé que des individus, elle va par nuances des uns aux autres, et nous voulons des couleurs tranchées, nous imaginons des espèces, des genres, des classes» Bonnet, Corr. litt. 15. 12. 1759.

Die Nuance ist es, die das gewaltige Gebäude der Natur zusammenhält, eine unendliche Vielfalt von Nuancen bildet die allumschließende *chaîne des êtres* (Robinet, Considérations philosophiques de la gradation naturelle des formes de l'Etre).

So sind die Polypen «la nuance entre les animaux et les végétaux» Buffon Hist. anim. I, das Schwein «fait la nuance, à certains égards, entre les solipèdes et les pieds fourchus, et à d'autres égards, entre les pieds fourchus et les fissipèdes» Hist. nat. des quadrupèdes, die Ostiaken «paraissent faire la nuance entre la race lappone et la race tartare» Hist. nat. de l'homme.

Tel qu'un peintre savant joint la lumière et l'ombre,
Dieu se plaît à créer des nuances sans nombre,

dichtet Delille (Les trois règnes VIII). Er nennt die Polypen «de deux états nuance merveilleuse» (VI) und ruft den blühenden Sträuchern zu: «Vous êtes la nuance entre l'arbre et la fleur» (Les jardins II).

Es versteht sich, daß *nuance* und *nuancer* zum festen Wortschatz der Tier- und Pflanzenbeschreibungen dieser Zeit gehören, und erst recht zu den liebevoll ausmalenden Schilderungen der *poésie descriptive,* die unermüdlich das Spiel der Farben „de nuance en nuance" verfolgt (Dorat, Le mois de mai; Delille, L'Imagination III).

«Soyez peintre. Les champs, leurs nuances sans nombre . . .» (Delille, Les jardins I).

Die Welt mit Maleraugen zu sehen war Bernardin de Saint-Pierre gegeben. «Figurez-vous à l'horizon une belle couleur orange qui se nuance de vert et vient se perdre au zénith dans une teinte lilas . . .» (Voyage à l'Ile-de-France mai 1768). Nach ihm Chateaubriand: «une teinte singulièrement harmonieuse marie la terre, le ciel et les eaux: toutes les surfaces, au moyen d'une gradation insensible de couleurs, s'unissent par leurs extrêmités, sans qu'on puisse déterminer le point où une nuance finit et où l'autre commence» (Die römische Campagna, an Fontanes 10. 1. 1804)[1].

Sind es nicht überhaupt die Nuancen, die die moderne Literatur von der antiken unterscheiden?

«L'art d'écrire semble avoir suivi l'art de la peinture: la palette du poète moderne se couvre d'une variété infinie de teintes et de nuances: le poète antique compose ses tableaux avec les trois couleurs de Polygnote» (Chateaubriand, Génie du christianisme II/II/2). «Les anciens avaient, pour ainsi dire, une âme corporelle, dont tous les mouvements étaient forts, directs et conséquents; il n'en est pas de même du cœur humain développé par le christianisme: les modernes ont puisé dans le repentir chrétien l'habitude de se plier continuellement sur eux-mêmes. Mais, pour manifester cette existence tout intérieure, il faut qu'une grande variété dans les faits présente sous toutes les formes les nuances infinies de ce qui se passe dans l'âme» (Mme de Staël, De l'Allemagne II/XI). «La

[1] Über die Nuance im dichterischen Werk der beiden vgl. W. Heege, Die optischen und akustischen Sinnesdaten in Bernardin de Saint-Pierre's „Paul et Virginie" und Chateaubriand's „Atala", Diss. Tübingen 1914.

civilisation moderne a multiplié les observations sur le cœur humain: l'homme connaît mieux l'homme, et l'âme, pour ainsi dire disséminée, offre à l'écrivain mille nuances nouvelles» (II/XXVI).

Die Entdeckungsfahrten in die germanischen Literaturen erkunden dem französischen Geist neue Nuancen, Nuancen Shakespeares (De la littérature XIII), Nuancen Goethes (De l'Allemagne II/XIII). Die Nuance ist ein Wertmaß der Sprachen. Dem Englischen fehlen noch sehr viele Nuancen (De la littérature XVI). Der deutsche Satzbau begünstigt eine Fülle von Nuancen (De l'Allemagne II/IX). Seit Mme de Staël ist die deutsche Sprache, die bis dahin immer nur als grob und unbeholfen gegolten, die Sprache der „teintes vaporeuses", der „nuances infinies et insaisissables du sentiment" geworden, die das Französische nicht wiederzugeben vermag[1].

IV.

In der Zeit der stärksten Ausstrahlung des französischen Geistes blieb auch die französische Nuance nicht ohne Wirkung auf die anderen europäischen Völker.

In Italien ist seit den ersten Schriften über die Malerei *sfumare, sfumato, sfumatura* als Fachausdruck geläufig (Tommaseo). Die Dichtersprache macht ihn sich nicht zu eigen. Dagegen wird er wie so viele andere Begriffe der Malerei von der literarischen Kritik übernommen. Galilei beginnt seine „Considerazioni al Tasso" mit einem ausführlichen Vergleich zwischen dem Abschatten und Abtönen in der Malerei und in der Dichtung, zwischen der Fülle feinster sprachlicher Zwischenwerte bei Ariosto, und dem Fehlen solcher Übergänge bei Tasso. Die Technik des einen lasse sich mit der Ölmalerei, die des anderen mit Intarsia vergleichen.

Seit dem 18. Jh. gebraucht man dann *sfumature* als Entsprechung von *nuances* in allen Bereichen des Geistes. «Il francese ha a quest'uso una bella parola, *nuances*» (Tommaseo).

Auch Spanien besitzt ein eigenständiges Wort, *matizar, matiz.* Es erscheint schon früh auch in der Sprache der Dichter («Vestra color matysada Mas que rrosa del rrosal», Cancionero de Baena folio 8; vgl. folio 149: «Por ende conviene que yo la matise E ponga colores . . .» und folio 153: «la tynta conpuesta Con oro, asul d'acre é fynas colores . . . pintado con fino matys»).

Garcilaso zeigt uns vier Nymphen des Tajo beim Sticken mythologischer Tapisserien, «el oro y las colores matizando» (Egloga tercera 170).

Destas historias tales variadas
eran las telas de las cuatro hermanas,
las cuales, con colores matizadas
y claras luces de las sombras vanas,

---

[1] P. Lévy, La langue allemande en France, Paris 1950–52, I 256, II 32, 116, 158.

mostraban a los ojos relevadas
las cosas y figuras que eran llanas;
tanto que, al parecer, el cuerpo vano
pudiera ser tomado con la mano (265 ff.),

Die sinnenfrohe, farbengesättigte Lyrik der Renaissance und des Barock lebt sich in *mil matices* aus, in der leuchtenden Pracht der Blumenwiesen, der satten Färbung der reifen Früchte, dem bunten Gefieder der Vögel, dem Farbenspiel des Morgen- und Abendhimmels. Meist geht es dabei weniger um feinste Zwischenwerte als um Buntheit und Glanz. Proserpina stickt eine Tapisserie:

Bordó las aguas de Ostro, y las riberas
de esmeraldas y perlas matizaba . . .[1]

Francisco de Medina sagt von der dichterischen Sprache Garcilaso's: «el arreo de toda la oración está retocado de lumbres y matices que despiden un resplandor nunca visto» (Prólogo a las Anotaciones a Garcilaso, de Fernando de Herrera).

So wie in Frankreich ist auch in Spanien die Fachsprache der Malerei der italienischen Malersprache nachgebildet. Daher wird *matiz* hier, so wie dort *nuance*, nur gelegentlich in diesem Zusammenhang gebraucht. Der Schriftsteller muß wie der Maler die Kunst des *matizar* verstehen, sagt Francisco de Holanda in seinen Diálogos de la Pintura (F. J. Sánchez Cantón, Fuentes literarias para la historia del arte español, Madrid 1923, 72). Calderón bringt in einem „Traktat über die Malerei" ihre *matices* mit den Übereinstimmungen der Grammatik und den Wendungen der Rhetorik in Verbindung (E. R. Curtius, Calderón und die Malerei, mit Abdruck des Traktats, Rom.Fgen 50, 1936, 92).

Die *afrancesados* des 18. Jh. übertragen dann all die neuen Bedeutungen und Verwendungen von *nuance* auf *matiz*. Aber noch 1848 protestiert J. J. de Mora gegen diesen Gallizismus (G. Bleiberg, Antología de elogios de la lengua española, Madrid 1951, 352).

Ähnlich in England: *shade* und *hue* (neben *tint* und *tinge*) stehen zur Verfügung. Thomsons „Seasons", ein Werk, von dem so starke Wirkungen auf die europäischen Literaturen ausgegangen sind, ist voll buntleuchtender, aber auch fein abgestimmter und abgeschatteter Farben. Das Aufspüren von *shades* in allen Bereichen des Geistes aber erfolgt wieder unter dem Einfluß der *nuances*. Noch 1691 gibt Guy Miège *nuances de langage* mit „a neat variety of expression" wieder. Der erste Beleg für *shade* in diesem Sinn findet sich in Smolletts Übersetzung des Gil Blas von Lesage (IX, 2):

Il mettait, pour ainsi dire, des nuances de considération dans les civilités qu'il faisait.

---

[1] J. M. de Cossío, Fábulas mitológicas en España, Madrid 1952, 542. Vgl. pp. 162, 183, 283, 295, 316, 323, 325 (wieder eine Tapisserie), 377, 388, 463, 478, 619.

He put (to use the expression) different shades of consideration in the civilities he shewed[1].

Auch das Wort *nuance* selbst wird ins Englische übernommen, kennzeichnenderweise zuerst in der übertragenen Bedeutung (1781), viel später als Farbwert (1856).

In Deutschland schließlich setzt sich neben dem seit Beginn des 17. Jh. eingebürgerten Fachausdruck *schattieren, Schattierung* in den Sechzigerjahren des 18. Jh. *Nüance, nüancieren* durch (Schulz-Basler, Deutsches Fremdwörterbuch). Man versucht es eine Zeitlang mit verschiedenen Verdeutschungen, *Abschattung, Abänderung, Schatten, Schein,* stellt aber schließlich fest: „Nüancieren läßt sich nicht gut deutsch ausdrücken" (Feldmann, Fremdwörter und Verdeutschungen des 18. Jh., ZdWf VIII, 82). Justus Möser greift auf die Herkunft von *nuance* zurück und spricht von „diesen feinen Wölkungen, diesen unmerklichen Verwandtschaften der Thorheit und Weisheit". Nicolai bemerkt dazu: „Möser gebraucht auch in andern seiner früheren Schriften dieses Wort statt des Französischen und itzt auch im Deutschen allgemein aufgenommenen Wortes *Nüancen*" (J. Möser, Vermischte Schriften, hg. v. F. Nicolai, Berlin 1797, I 13).

Aber in den gleichen Jahrzehnten, in denen die *Nüance* dem deutschen Wortschatz einverleibt wird, erhebt sich auch der stärkste Widerstand gegen den französischen Nuancenkult, seine verschleiernde Unaufrichtigkeit, seine überfeinerte Oberflächlichkeit, von Lessings Riccaut de la Marlinière bis zu Clausewitz, der dem regen und lebendigen Verstand der Franzosen vorwirft, gern an der Oberfläche stehen zu bleiben. „Hier weiß er die feinsten Nuancen schnell aufzufassen; in das Wesen dringt er selten ein. Diesen Charakter trägt ihre Sprache und Literatur auf eine auffallende Weise" („Die Deutschen und die Franzosen" 1807).

In der Auseinandersetzung zwischen französischem Esprit und deutschem Geist hat seither die Nuance ihren festen Platz. „Der Deutsche hat keine Finger für *nuances*" erklärt Nietzsche (Götzendämmerung, Was den Deutschen abgeht 7), „jene Finger für *nuances*" die er sich selbst zuspricht (Ecce Homo 1). Die Kunst der Nuance macht für ihn den besten Gewinn des Lebens aus (Jenseits von Gut und Böse 31). „Der Sinn und die Lust an der *Nuance*" ist, im Gegensatz zum Griechentum, „die eigentliche Modernität" (Der Wille zur Macht 819).

« Una bella parola, *nuances.* » Daß man dieses Wort als schön, wohllautend, ausdrucksvoll empfinden konnte, hat seine Entfaltung, seine Aufnahme in andere Sprachen sicher begünstigt. Zwischen *n* und *s,* dem nasalen und dem spirantischen Zungenspitzenlaut, der Hiatus: *ü,* ein getrübter Zwischenvokal, und *ã,* ein verschleierter Nasalvokal. Als Ausklang das *ə*, von dem Voltaire sagt, es sei « un son qui subsiste encore après le mot prononcé, comme un clavecin qui résonne quand

[1] Murray NED. Auch die weiteren dort aufgeführten Beispiele zeigen die Abhängigkeit vom französischen Vorbild.

es doigts ne frappent plus les touches» (Lettre à Deodati de Tovazzil 24. 1. 1761), und Rivarol, es sei «semblable à la dernière vibration des corps sonores» (De l'universalité de la langue française). Die Endung *-ance* wurde in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zu neuem Leben erweckt. Paul Adam fand in ihrem Klang einen besonderen Stimmungsgehalt: «*ance* marque plus particulièrement une atténuation du sens primitif qui devient alors moins déterminé, plus vague, et se nuance d'un recul. Ex. *lueur, luisance. Lueur,* c'est l'effet direct de la flamme, *luisance* sera un reflet de flamme dans un panneau verni, dans la nacre humide de l'œil, dans le froncis d'une sombre et soyeuse étoffe, etc., la syllabe *ance* produisant l'illusion sonore des dernières vibrations d'une corde harmonique au moment où elle va cesser de bruire» (François 22).

In dieser Zeit entdeckte man die *nuance impressioniste* in der Dichtung, der Malerei, der Musik, und es ist kein Zufall, daß zu der gleichen Zeit das achtzehnte Jahrhundert wiederentdeckt wurde. Ein verklärtes achtzehntes Jahrhundert, das Jahrhundert der ,,Fêtes galantes'' spricht aus den Versen Verlaines:

Car nous voulons la Nuance encor,
Pas la Couleur, rien que la nuance!
Oh! la nuance seule fiance
Le rêve au rêve et la flûte au cor!

MARIO WANDRUSZKA

Zum Aufbau eines Ordnungsschemas für Wortschatzdarstellungen

In Jahrgang 74, Heft 7/8 (Juli/August 1953), Sp. 397 ff., der *Deutschen Literaturzeitung* hat Franz Dornseiff eine Besprechung[1] des Buches von Rudolf Hallig und Walther von Wartburg: *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie. Versuch eines Ordnungsschemas* (=Abh. d. Dt. Akad. d. Wiss. zu Berlin. Kl. f. Sprachen, Literatur u. Kunst, Jg. 1952, Nr. 4) veröffentlicht, die den Eindruck hinterläßt, als würde sie den Absichten der Verfasser nicht gerecht und als könnte sie infolgedessen ein unzulängliches Bild von Sinn und Aufbau dieses Buches vermitteln. Das ist um so mehr zu befürchten, als Dornseiff zwar das Grundgerüst des Gliederungsplanes abdruckt, jedoch darauf verzichtet, auf die Gedankengänge einzugehen, die der Planung und dem Aufbau dieses *Begriffssystems* zugrunde liegen und die in der Einführung (S. V–XXIII)[2] dargestellt worden sind.

Unsere Absicht war, im Anschluß an Auffassungen von W. v. Humboldt und von F. de Saussure ein Hilfsmittel für die Lexikographie zu schaffen, das 1. die Darstellung des Wortschatzes einer Sprache im Hinblick auf den Gedanken der Synchronie fördern, 2. die Einsicht in das Weltbild der betreffenden Sprache vorbereiten, 3. den Vergleich des Wortgutes verschiedener Sprachen bzw. Mundarten oder verschiedener Epochen einer und derselben Sprache ermöglichen und 4. auf dieser stets gleichbleibenden Grundlage die sinnvolle Durchführung des diachronischen Studiums des Wortschatzes einer Sprache und damit die Einsicht in dessen Geschichte erleichtern könnte.

Bei der Verwirklichung dessen, was uns vorschwebte, mußte eine Auswahl von Begriffen, die vor allem andern dem in der Sprache niedergelegten vorwissenschaftlichen Begriffsgut entstammen und möglichst allen Lebensbereichen und allen kulturellen und zivilisatorischen Verhältnissen der Gegenwart Rechnung tragen sollten, nach einem einheitlichen Gesichtspunkt so geordnet werden, daß das Ganze sich zu einem festen Gefüge zusammenschließt, welches – soweit das erreichbar ist – zugleich die innere Verknüpfung der Seinsbereiche be-

---

[1] Hinweise auf diese Besprechung geschehen durch Angabe der Spaltenzahl.

[2] Seitenzahlen, die aus römischen Ziffern bestehen, beziehen sich auf das *Begriffssystem*.

rücksichtigt. Auf diese Weise sollte ein Hilfsmittel geschaffen werden, das es erlaubt, bei Wortschatzdarstellungen jedem Wort den ihm nach seinem begrifflichen Gehalt zukommenden Platz anzuweisen. Die Begriffe, die in dieses Ordnungsschema aufgenommen wurden, sind, wie es anders ja nicht denkbar ist, durch sprachliche Zeichen symbolisiert worden; wir haben uns dazu des Französischen bedient. Unser Begriffssystem stellt also nicht eine nach Sachgruppen geordnete Auswahl aus dem neufranzösischen Wortschatz dar.

Gemäß der Herkunft des verarbeiteten Begriffsgutes konnte der Standpunkt, von dem aus die „Einteilung der Welt" und die Ausgliederung der verschiedenen Bereiche zu erfolgen hatte, nur der der vorwissenschaftlichen, natürlichen Betrachtungsweise sein, d. h. „der des begabten Durchschnittsindividuums, dessen Weltbild durch die sprachlich bedingten vorwissenschaftlichen Allgemeinbegriffe bestimmt ist und das mit naivem Realismus die ‚Welt' und die Menschen betrachtet" (S. XIV).

Trotz der Wahl dieses Standpunktes ist keineswegs „die Philosophie herausbefördert" worden (Sp. 397), im Gegenteil: die Anwendung der phänomenologischen Methode – dies in ganz schlichtem Sinne gemeint – setzt an sich schon eine entsprechende Haltung voraus. Daß weiterhin ein „Weltkatalog" in philosophische Bezirke führt (Sp. 397) und daß dabei Anklänge an philosophische Systeme sich ergeben, ist zwangsläufig; es erscheint aber nicht angängig, diese Anklänge mit den Etiketten solcher Systeme zu versehen (Sp. 397), weil letztere unserem Ordnungsschema nicht zugrunde liegen.

Von dem von uns gewählten Standpunkt aus ergab sich als erstes die Gegenüberstellung des Selbst und der gegenständlichen Welt, die in dem Korrelatverhältnis beider begründet ist. Damit waren zunächst zwei Hauptteile gegeben: A und B. Dem Hauptteil A wurden die Begriffe zugeordnet, die sich beziehen auf Objekte und Sachverhalte der anorganischen und der organischen Natur (ohne Einbeziehung des Menschen). Als zusammenfassende Bezeichnung für diesen Hauptabschnitt wurde der Ausdruck „L'Univers" gewählt. Der Hauptteil B (L'Homme) handelt vom Menschen als Individuum und als sozialem Wesen. Auch das Körperliche ist hier mit aufgeführt worden, weil unserer Betrachtungsweise gemäß der Mensch als Einheit erscheinen mußte. Und „der Leib ist dem Menschen nahe wie sonst nichts, . . ."[1].

In einem dritten Hauptteil, überschrieben „L'Homme et l'Univers" (C), wurden die Begriffe aufgeführt, die der Mensch als denkendes Wesen in der Auseinandersetzung mit der Welt und sich selber gewinnt. Der Abschnitt I dieses Hauptteiles C enthält einerseits die Begriffe für die Beziehungen und Zusammenhänge, die im Gegenständlichen obwalten, und andrerseits diejenigen für die „Setzungen, die der Verstand vornehmen muß, wenn er alles Erfaßbare ordnen

[1] Der Große Herder, 15. Aufl., 10. Band: Der Mensch in seiner Welt. Freiburg 1953, Sp. 391.

und in seinem inneren Zusammenhang begreifen will" (S. XIX). Dieser Abschnitt ist mit der Überschrift „L'a priori" versehen worden (C I). An ihn schließt sich folgerichtig das Begriffsgut an, welches der methodischen Forschung seine Entstehung verdankt, also dasjenige der einzelnen Wissenschaften und weiterhin das der modernen Technik und Industrie, die auf den Ergebnissen der Forschung aufbauen (C II).

Das Gerüst des Ganzen hat also folgendes Aussehen:

A. L'Univers: I. Le ciel et l'atmosphère. II. La terre. III. Les plantes. IV. Les animaux.

B. L'Homme: I. L'homme, être physique. II. L'âme et l'intellect. III. L'homme, être social. IV. L'organisation sociale.

C. L'Homme et l'Univers: I. L'a priori. II. La science et la technique.

Dornseiff verwirft diese Dreiteilung und meint, C I gehöre zu A und C II zu B, so daß eine Zweiteilung übrigbliebe. Nun setzen die in C I aufgeführten Begriffe natürlich die gegenständliche Welt, die Vorgänge in ihr, den Menschen mit seiner Umwelt voraus, aber sie halten eben doch etwas fest, was meist über die bloße Sinneserkenntnis und Erfahrung hinausgeht, etwas, was über das bloße Beachten hinaus das Beobachten voraussetzt, oder Denkakte, die die Beziehungen innerhalb der gegenständlichen Welt und des Menschen und seiner Umwelt zu erfassen trachten. Begriffe wie Eigenschaft, Zustand, Veränderung, Wert, wichtig, größer, verschieden, regelmäßig usw. sind eben anderer Art als diejenigen, die den Abschnitten A und B zugeordnet worden sind. Sie halten Blickrichtungen und Normen fest, die den Menschen befähigen, die Ordnung der Welt zu erkennen oder sie in seinem eigenen Denken und Wollen und in der Gestaltung seiner Umwelt zu verwirklichen. Warum diese Begriffe in neun Unterabteilungen zusammengefaßt und warum diese wieder in den von uns gewählten Zusammenhang gebracht wurden, ist in der Einführung (S. XIX f.) zu erläutern versucht worden. Es sollte damit natürlich keine „Erkenntnistheorie", wie Dornseiff sich ausdrückt (Sp. 397), aufgestellt, sondern lediglich dem „psychologischen Apriori" Rechnung getragen werden, das die Wahrnehmung auch des Durchschnittsindividuums bestimmt. Zahlreiche Verweise dieses Abschnittes C I stellen die Beziehung her zu den Teilen A und B, so daß es kaum stichhaltig ist, wenn Dornseiff bemängelt, es gäbe „in der gesamten Vorführung der Dinge und Vorgänge des Universums (Abt. A) und des Menschendaseins (Abt. B) kein Sein, keine Größenmaße, keine Formen, kein Gewicht, keine Zahl, keinen Kausalzusammenhang, keine Bewegung, keinen Raum, keine Zeit" (Sp. 397).

Wenn dieser Abschnitt mit L'a priori bezeichnet worden ist, wobei die Einführung (S. XV und S. XIX) erläutert, was darunter verstanden werden soll, so war die Wahl dieses Terminus durch die Schwierigkeit bedingt, einen treffenden französischen Ausdruck zu

finden; denn Ausdrücke wie etwa „relations générales“ oder „abstraction“ erschienen unbefriedigend. Deswegen wurde nach dem Vorgange von Bally[1] dieser Terminus gewählt. Auch Dornseiff hat ihn in seinem *Deutschen Wortschatz nach Sachgruppen*[2] bei der Erläuterung seines Planes (ib. S. I) für die Zusammenfassung dessen gebraucht, was den Inhalt der Abteilungen 1–4 seines Werkes bildet und was zum großen Teil mit dem unseres Abschnittes C I zusammenfällt. Warum er bei uns diesen Ausdruck beanstandet, ist nicht recht ersichtlich, es sei denn, er wolle ihn vermieden wissen, weil der so überschriebene Abschnitt nicht die erste Stelle einnimmt. Ihm diese einzuräumen war von dem von uns eingenommenen Standpunkt aus nicht möglich.

Obgleich dieser Abschnitt bei uns nicht am Anfang steht, so bildet er trotzdem nicht einen „Exkursanhang“ (Sp. 397), sondern im Gegenteil den ersten Abschnitt einer Hauptabteilung, dessen Inhalt in engem Zusammenhang steht mit den in dem Abschnitt C II aufgeführten Begriffen. Wir haben diesen Teil (C II) nicht an den Schluß von B verwiesen, weil die Begriffe, die er enthält, nicht Allgemeinbesitz sind, und aus dem praktischen Bedürfnis, den Wortschatz von Wissenschaft, Technik und Industrie von vornherein von dem allgemeinen Wortschatz abzuheben. Dadurch daß in den Hauptabteilungen A und B immer auf die verschiedenen Wissenschaften hingewiesen wird, deren Bereiche die einzelnen Teile der Gliederung bilden, ist die Verbindung der Hauptabteilungen untereinander stets gegeben.

Für die Auswahl der Begriffe und für die Ausfüllung des Gliederungsgerüstes war u. a. der Grundsatz der Sparsamkeit maßgebend (S. XIII u. S. XXI). Infolgedessen stehen Begriffe, die an verschiedenen Stellen hätten untergebracht werden können, im allgemeinen nur dort, wo deren Einordnung uns naheliegend schien (S. XXII). Deshalb treten z. B. Sinnesempfindungen, Wollen, Handeln, Gefühle, Affekte, Charaktereigenschaften (Sp. 398) nur beim Menschen und nicht noch einmal beim Tier auf. Zudem haben wir der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß jemand „für das, was er aus dem Blickwinkel seiner eigenen Arbeit heraus sucht, aber vermißt, leicht den Ort finden wird, an dem es einzureihen wäre“ (S. XXII). Aber daß bei uns die Tiere z. B. nicht „Mann“ und „Frau“ hätten (Sp. 398), stimmt nicht: mâle und femelle sind aufgenommen und außerdem sind bei den einzelnen Arten dann, wenn es, wie bei den Haustieren, wesentlich schien, beide Geschlechter aufgeführt worden.

In den Naturreichen bietet die Verwendung der wissenschaftlichen Klassifizierungssysteme ohne Zweifel praktische Vorteile. Aber von unserer Blickrichtung aus mußten wir auf sie verzichten und zu zeigen versuchen, wie eine Anordnung aussehen könnte, die dem Verhältnis des Menschen zu Pflanzen und Tieren Rechnung trägt. Wir haben

[1] Ch. Bally, Traité de stylistique française. Second volume, seconde édition. Heidelberg et Paris, s. d., S. 227.

[2] 1. Aufl. Berlin und Leipzig 1934, 3. Aufl. Berlin 1943.

aber ausdrücklich darauf hingewiesen, daß unsere Vorschläge naturgemäß durch unsere Erfahrungen bestimmt sind. Wir wollten hier nur veranschaulichen, auf welche Weise die wissenschaftliche Systematik ersetzt werden könnte.

In B IV (L'organisation sociale) sind zusammen mit Staat, Gerichtswesen u. ä. auch Literatur und Kunst eingereiht worden, und zwar deshalb, weil sie, obschon in der Schöpferkraft des einzelnen begründet, zu ihrer vollen Auswirkung der Gemeinschaft bedürfen (S. XVIII).

Es sollte niemand überraschen, daß in dem Abschnitt über Religion und Kirche dem Christentum ein breiter Raum gewährt wird. Als Grundlage der abendländischen Kultur und wegen seines weltweiten Einflusses hat es ihn zu beanspruchen. Sollte je der Wortschatz etwa einer der indischen Sprachen nach unserem Schema dargestellt werden, so würde u. U. das Begriffsgut des Hinduismus den Vorrang genießen. Im übrigen verzeichnet unser Begriffssystem durchaus die Stelle, an denen Begriffe auch anderer Religionen einzureihen wären. Es ist auf S. 79 der Abschnitt betitelt ,,La mythologie et les cultes non-chrétiens" (und nicht ,,Heidentum", wie Dornseiff Sp. 398 angibt). Und wenn dieses ,,ganz kleine Schubfach" nicht größer geraten ist, so deshalb, weil hier – wiederum nach dem Grundsatze der Sparsamkeit – auf die Aufzählung weiterer Begriffe verzichtet wurde.

Bei der Schaffung von Abschnitten wie etwa ,,La vie chevaleresque du moyen âge" haben wir an Darstellungen des Wortschatzes früherer Epochen gedacht. Wie die Beispiele zeigen, wollten wir damit den Ort für d i e Begriffe festlegen, die als historische nicht mehr Allgemeingut sind. Es scheint daher nicht ratsam, einen solchen Abschnitt aufzulösen.

Zurückgewiesen werden muß Dornseiffs Äußerung, wir suchten die ,,vielgesuchte Grenzlinie zwischen konkret und abstrakt" von neuem (Sp. 399). Das ist nirgends ausgesprochen worden oder bewußt geschehen. Falsch ist seine Behauptung, in der Einleitung stände unter Berufung auf Bally die ,,Forderung, alles zweispaltig zu machen, immer in polaren Gegensätzen" (Sp. 398). Nirgends wird das von uns gefordert. Es findet sich auf S. XVI, Anm. 2, lediglich der Hinweis, daß uns Bally ,,manchen Gesichtspunkt nahegelegt hat – wie etwa die Anordnung der Begriffe in Gegensatzpaaren in dem Abschnitt über die Gefühlswelt – . . ." In diesem Abschnitt sind 13 von 26 Überschriften der Unterabschnitte in Gegensatzpaaren abgefaßt (vgl. S. XXVIII), desgleichen eine Überschrift in dem Abschnitt ,,La morale" (vgl. S. XXIX). Wohl aber ist das gesamte Begriffssystem zweispaltig g e d r u c k t, aber die Spalten sind nie aufeinander bezogen, sondern jede ist senkrecht für sich zu lesen. Es ist unverständlich, wie Dornseiff diese Tatsache in die Forderung nach Anordnung der Begriffe in Gegensatzpaaren umdeuten konnte.

Die Planung unseres Unternehmens und die Vorarbeiten dazu erforderten die Auseinandersetzung mit den Grundlagen der bisher erschienenen Wörterbücher in nichtalphabetischer Anordnung und die

Beantwortung der Frage, warum trotz all der früheren Bemühungen ein weiterer Versuch von uns vorgelegt wurde. Daß bei dieser Prüfung *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen* von Franz Dornseiff eine besondere Rolle spielen mußte, liegt vor allem daran, daß die Absicht seines Buches „bestimmten sprachwissenschaftlichen Zielen zugewandt" ist, „die nicht nur die deutsche Sprache betreffen" (S. 1* bzw. 3)[1], daß er den Versuch macht, „den ganzen Reichtum der deutschen Ausdrucksmittel . . . nach Begriffen geordnet aufzuzeichnen" (ib.), daß er zu diesem Zwecke ein „Verzeichnis der Welt nach Gegenständen und Beziehungen" zugrunde legt (ib.) und schließlich die Ansicht äußert, es könne die von ihm vorgeschlagene Wortschatzgliederung auch als Grundlage für diejenige anderer Sprachen dienen (vgl. S. 32* bzw. 61). Eine Prüfung dieses Anspruches im Hinblick auf die Erschließung des Weltbildes einer Sprache und auf die Einsicht in die Struktur ihres Wortschatzes hat ergeben, daß das nicht möglich erscheint, und zwar deshalb, weil der Zusammenhang der 20 Hauptabteilungen und auch derjenige der Begriffsnummern, in die erstere jeweils aufgeteilt sind, manchmal enger, manchmal loser ist, und weil Aufstellung und Anordnung der Gliederungsteile ein einheitliches Prinzip nicht erkennen lassen. Unsere Einwände, die wir nur – das sei ausdrücklich hervorgehoben – unter dem Gesichtspunkt der Brauchbarkeit seines Schemas auch für andere Sprachen vorgebracht haben, wurden in dem Satze zusammengefaßt: „Zwar gliedert Dornseiff, aber er gliedert nicht aus" (S. VIII). Der Begriff „ausgliedern" steht in der Nähe der Begriffe „Ganzheit" und „Ordnung", und seine Verwendung hier sollte besagen, daß die von Dornseiff herausgestellten Teile einen inneren Zusammenhang unter Bezug auf einen einheitlichen Einteilungsgrund und auf das Ganze vermissen lassen. Es war natürlich nicht gemeint, daß Dornseiff „noch viel mehr Unterabteilungen machen müßte" (Sp. 399).

Bei der Zurückweisung unserer Einwände gegen sein Wortschatzschema erschwert Dornseiff dem Leser seiner Besprechung eine eigene Urteilsbildung, weil er die von uns zur Begründung unserer Stellungnahme gegebenen Beispiele entweder gar nicht oder gekürzt anführt. Es soll hier nur kurz auf einiges hingewiesen werden. Wir hatten z. B. nicht gefragt: „Wie kommt der Begriff ‚Aussehen' zwischen sichtbar und unsichtbar?" (Sp. 399). Die Stelle lautet vielmehr: „Diese Hauptabteilung (= 5) beginnt mit den bezifferten Begriffen: 1. Sichtbarkeit, 2. Aussehen, 3. Unsichtbarkeit, 4. Licht, Glanz. Wie kommt der Begriff ‚Aussehen' an diese Stelle?" (S. VIII). Bei dem Begriff „dazwischen" (8.26) hatten wir nicht nur Überschwemmung angeführt, sondern dieses Wort zusammengestellt mit den unter dieser Nummer ebenfalls aufgeführten Wörtern Bad und Klammer (S. VIII)[2]. Es ist

[1] Seitenzahlen mit Sternchen betreffen die erste, die anderen die dritte Auflage dieses Werkes.

[2] Wir weisen darauf hin, daß sich in der 3. Aufl. das Wort Bad hier nicht mehr findet.

uns nicht entgangen, daß unter 5.49 pulverförmig (so in der 1. Auflage) bzw. Pulver (3. Auflage) die Eigenschaften ,,körnig" und ,,sandig" mit angeführt sind. Aber das zeigt ja gerade, wie lose der begriffliche Zusammenhang auch innerhalb der Begriffsnummern ist; wir haben diese Tatsache für diese Nummer verdeutlicht durch Anführung der in ihr enthaltenen Wörter Grauwacke, Lehm, Mergel, Sandstein, Späne (vgl. S. VIII).

Die Körperteile von Mensch und Tier, die in einem Begriffsverzeichnis unbedingt getrennt werden müssen, sollten auch in einem ,,Synonymenthesaurus", der ,,in sachlicher Anordnung eine Führung durch die Bezeichnungsmittel einer Sprache" geben soll (S. 7* bzw. S. 33), nicht ungeschieden beieinanderstehen, weil so nicht jeder Benutzer erkennen kann, welche Bezeichnungen von Körperteilen des Menschen dem Tierreich entnommen worden sind. Deutschsprechende wissen es ja, aber der Ausländer, der sich im *Deutschen Wortschatz nach Sachgruppen* Rat holen will?

Anders als es Dornseiff in seinem Wortschatzschema getan hat, suchten wir nach einem Gefüge, geschlossen und folgerecht genug, um die Einordnung der Begriffe in möglichst eindeutiger und einleuchtender Weise zu gewährleisten, und gleichzeitig so offen, daß jeder Benutzer in der Lage wäre, Gebieten, die von uns nicht berücksichtigt wurden, ihren Platz im System nach ihrem begrifflichen Gehalt zuzuweisen.

Daß in unserem Schema infolge des Grundsatzes der Sparsamkeit die Grenzlinien deutlicher hervortreten, war nicht zu vermeiden. Aber die zahlreichen Hinweise, die das Ganze durchziehen, und das alphabetische Register am Schluß, in welches alle Wörter, die wir zur Symbolisierung der Begriffe verwandt haben, mit ihren Stellen aufgenommen wurden, spannen die Fäden über die Grenzen hinweg und verknüpfen eines mit dem anderen.

Allen Fragen, die mit Planung und Durchführung des Gliederungsgedankens in Beziehung stehen, wurde in der Einführung nachgegangen, und es scheint wünschenswert, daß der Benutzer an ihr nicht vorübergeht, wenn er sich mit Sinn und Aufbau unseres Gliederungszusammenhanges vertraut machen will. Er wird dann auch vor dem Irrtum bewahrt bleiben, unser Begriffssystem als eine Auswahl aus dem neufranzösischen Wortschatz zu betrachten. Das ist es – wir wiesen bereits darauf hin – eben nicht, sondern es soll Wortschatzdarstellungen wirklich linguistischer Natur als Ordnungsschema dienen. Wenn also Dornseiff meint, die Einführung habe ,,mit dem Unternehmen dieses Buches nichts zu tun", und statt dessen wünscht, wir hätten vielmehr ,,den eigentlichen onomasiologischen Methodenfragen nachgehen" sollen (Sp. 399), so scheint diese Äußerung darauf hinzudeuten, daß er diesem Irrtum unterlegen ist.

Wir haben in der Einführung deutlich ausgesprochen: ,,Jede Ordnung dieser Art ist subjektiv, durch viele Faktoren bedingt, die Weltbild und Lebensansicht ihrer Urheber bestimmt haben" (S. XXII), und wir betonten dort und wiederholen es hier, daß es sich um einen

Versuch handelt und daß ihm naturgemäß noch Mängel anhaften. Das bedeutet aber zugleich, daß wir Hinweise auf solche und Vorschläge zur Besserung begrüßen. Beides wird in besonders fruchtbarer Weise dann geschehen können, wenn unser Ordnungsschema in seiner jetzigen Gestalt in einem konkreten Falle einer Wortschatzdarstellung zugrunde gelegt worden ist. Der Ausdruck „in seiner jetzigen Gestalt" erlaubt den Hinweis, daß Vorstufen dieses Begriffssystems in früheren Jahren schon für die Gliederung lexikologischer Materialien benutzt worden sind und daß so die Nützlichkeit unseres Schemas erprobt werden konnte. Dabei fällt besonders ins Gewicht, daß es sich bei diesen Veröffentlichungen um das Wortgut früherer Epochen des Französischen handelt[1]. Es besteht die Hoffnung, daß in nicht allzu ferner Zeit die Untersuchung über eine germanische Mundartengruppe im Mittelalter erscheinen wird, die sich unseres Ordnungsschemas bedient, und es erlauben wird, über dessen Brauchbarkeit in seiner heutigen Form – und zwar als Begriffssystem auch für Sprachen außerhalb des Kreises der romanischen – zu entscheiden.

[1] Wir erwähnen hier die folgenden, in den Leipziger Romanistischen Studien erschienenen Arbeiten:

G. Heidel, La langue et le style de Philippe de Commynes (= Heft 8), Leipzig 1934. – W. Runkewitz, Der Wortschatz der Grafschaft Rethel in Beziehung zur modernen Mundart nach dem „Trésor des Chartes du Comté de Rethel" (= Heft 16), Leipzig 1937. – K. Heilemann, Der Wortschatz von Georges Chastellain nach seiner Chronik (= Heft 19), Leipzig 1937.

RUDOLF HALLIG.

[Die Vorstufen dieses Begriffssystems haben noch weiteren Arbeiten zugrunde gelegen. So der Arbeit von Caleb Bevans, The old french vocabulary of Champagne, Diss. Chicago 1941, und vor allem der ausgezeichneten Darstellung des Wortschatzes des ersten altfranzösischen Dichters, der uns mit Namen bekannt ist und mit einem umfangreichen und daher lexikalisch fast in alle Gebiete der sprachlich erschlossenen Welt eindringenden Werk vor uns tritt, die H. E. Keller uns gegeben hat: Étude descriptive sur le vocabulaire de Wace; Veröffentlichungen des Instituts für romanische Sprachwissenschaft der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Nr. 7 (1953).

W.]

Vermischtes

Ancien français *engit*

Les dictionnaires de Godefroy, III, 172 b, et de Tobler-Lommatzsch, III, 390, enregistrent le mot *engis*, qui apparaît comme un hapax et qu'ils traduisent par un point d'interrogation. Le seul exemple cité est pris à la *Chronique rimée*, dans laquelle le tournaisien Philippe Mousket pousse, comme on sait, le récit des événements jusqu'à 1241. De la longue citation que fait Godefroy, il nous suffit d'extraire les vers suivants:

> Tot autresi com ot Longis,
> Ki del cop ne fu pas engis 6779
> Dont li [*à Jésus*] ot perciét le costé.
> (édit. Reiffenberg)

Dans une note de son édition, Reiffenberg avait risqué: »*Engis*, coupable par malice?«.

Nous pouvons proposer une traduction à peu près sûre, grâce à deux autres textes.

Le premier est un texte d'archives écrit à Nivelles, entre mai 1257 et février 1261:

> Li ballius tolit Fomereit XXX s. por cho ke Jehans Oliviers se plainst a lui ke cilh mimmes Fomerés li dist qu'il le veut faire *engis* a un respeus[1].

Le second texte invoqué est le fabliau *De deus vilains*, attribué à Gautier le Leu. M. Ch. H. Livingston, qui vient d'éditer l'œuvre de Gautier, a montré que cet auteur était probablement un Hennuyer de la région de Valenciennes, et qu'il composait vers les années 1250 et suivantes[2].

---

[1] Voir J.-J. Hoebanx, »*Injurie ducis*«, *Contribution à l'histoire de l'abbaye de Nivelles au* XIIIe *siècle*, dans le *Bulletin de la Commission Royale d'Histoire*, CXIII (1948), pp. 41–69; pour le passage cité, voir p. 63.

Respeus = *respons*, »défense ou plainte en justice«. La forme *respeus* (responsum) apparaît encore dans les *Dialogues du pape Grégoire* (cf. L. Remacle, *Le Problème de l'ancien wallon*, Liège, 1948, p. 125) et dans le *Corpus des records de coutumes et des lois de chef-lieu de l'ancien Comté de Hainaut*, publié par L. Verriest (cf. *Bull. de la Comm. de Top. et Dial.*, XXII (1948) p. 415).

Dans le texte nivellois, on attendrait plutôt *engit*.

[2] *Le Jongleur Gautier le Leu, Etude sur les fabliaux*, par Ch. H. Livingston, Cambridge (Mass.) 1951; pour la patrie de l'auteur, cf. pp. 31 et ss.; pour la date, pp. 88 et ss. En ce qui concerne la localisation, M. L. confirme ou précise les observations de Mad. R. Lejeune et de M. M. Delbouille.

Le texte qui nous occupe se trouve à la page 206.

Et li dame fu molt estrine[1],
Vers son segnor et molt sogite,
Car ele cuidoit estre *engite*,
Et si cuide bien avoir fait
Le vilonie et le mesfait
Poruec qu'ele l'avoit songiet.

Au glossaire, l'éditeur traduit, sans hésitation, »chassée, dépossédée«, mais j'ignore sur quoi il s'appuie.

De l'examen philologique des trois textes, il me paraît qu'on peut affirmer l'existence en ancien français d'un adjectif *engit, engite* (cas sujet masc. *engis* pour *engiz*, en picard). Il signifie »coupable«; *faire engit aucun*, »prouver la culpabilité de quelqu'un«, »le confondre« (ou »assigner«?).

Jusqu'à nouvel ordre, il s'agit d'un mot des environs de 1250, connu en Hainaut et dans le Brabant limitrophe[2].

Je n'ai aucune idée précise quant à l'origine du terme. Est-il, avec un verbe **engire*, dans le même rapport que *sougit* (*sougite*, *sougiz* ou *sougis*) avec *sougire*? Mais, si l'on a signalé *engir* à côté de *engesir*[3], et *gire* à côté de *gesir*[4], je n'ai pas trouvé trace d'un **engire*, pour *engesir* (encore faudrait-il déterminer la nature du lien sémantique éventuel) ou pour *engehir* »avouer«, ou indépendant de ces deux verbes (< in-jĭcĕre, par ex.).

Peut-être faut-il rattacher à notre adjectif *engit* le substantif, hapax hennuyer lui aussi, que relève Godefroy, III, 172 b, en le coiffant d'un point d'interrogation:

Qui est trouvés en autrui courtil u gardin par nuit damage faisant, il est a cinq sols, et se c'est par jour il est a deux sols, et s'il rend le damage, li capiteles oste l'*engith* as us et as coustumes de Haynnau. (1247, *Cart. de Hainaut*, Loi des vill. d'Onnaing et de Quaroube, Reiff.).

Ce substantif est de la même époque et de la même région que l'adjectif *engit*, et il paraît signifier »amende« ou »condamnation«.

Mais, malgré une certaine parenté sémantique et formelle, je ne vois pas de lien étymologique direct entre l'adjectif *engit* de l'ancien français et l'ancien provençal *engitar*, »assigner, engager (un bien)«, *enget*, »assignation« (cf. E. Levy, *Prov. Suppl. W.*, s. v. *engetar*, *enget*; id., *Petit Dict. prov.-franç.*, s. v. *enget*, *engitar*; *FEW*, s. v. jactare, Bd V, 21 a); on attendrait, en effet, dans l'hypothèse d'un rapport direct, une forme **engeté*, **enjeté*. *Engeter* existe bien en ancien français, mais dans le sens de »chasser« (cf. God., III, 168 b; TL, III, 431 et 432).

---

[1] »Honteuse«, d'après l'éditeur.

[2] M. Ch. Livingston n'en fait pas mention dans son chapitre »Mots dialectaux et régionaux des poèmes de Gautier le Leu«, pp. 72 et ss.

[3] Dans le *Corpus* cité ci-dessus; cf. N. Dupire, dans *Neuph. Mitt.*, L, 136 (*engir*, »être situé«).

[4] God. enregistre trois exemples de *gire* = *gesir*, dont deux hennuyers. Voir aussi *FEW*, V, 1.

ALBERT HENRY

Ancien français *rape*

Dans un poème en alexandrins édité récemment, *La Venjance Nostre Seigneur* [1], on peut lire les vers suivants:

> Nostre Sires le [= *Vespasien*] vout a sa loi atorner,
> Tot li fist le viaire et le nes tempester
> Et la barbe croïr [2] et la boche aleprer,
> Bien le manga la rape jusqu'as denz maisellers.

En note, l'éditeur nous dit: „*Rape*, which is found only in A, is probably an orthographic error for *rage*. The other manuscripts read as follows: B *cranche*, CI *chancre*, D *chaincre*, E *cancre*, F *chancres*, G *cranque*, H *levre*".

Rape n'est probablement pas une erreur du scribe de A, mais un mot intéressant, à ajouter aux dictionnaires d'ancien français, avec le sens de „chancre, lupus".

C'est, historiquement, le même mot que *rappes*, dont Godefroy dit simplement (VI, 602 a): »s. f. pl. mal de cheval«, avec deux témoignages du XVIIe siècle: »*rappes*, f. The paines; a disease in a horse legs (Cotgrave, 1611) – *rappes*, f. mal de cheval. Cierto mal de cavallo, grietas (C. Oudin)«. – Selon toute probabilité, le terme *rappes* désigne, plus exactement, comme l'italien *rappa*, des crevasses au genou du cheval. Godefroy lui-même et Tobler-Lommatzsch ont enregistré, mais à l'article *crape*, un exemple plus ancien de ce mot *rappes*, et au singulier: „Qu'il (le cheval) ne s'entretaille ne n'ait crape ne rape ne derriere ne devant" *(Ménagier de Paris)*.

Rape et *rappes* sont à rattacher au moyen haut allemand r a p p e, »croûte« (d'un ulcère, etc.). Les deux mots sont à ajouter à l'article 7059 du *REW*, qui n'enregistre, comme descendants de r a p p e, que des mots du domaine roumain et du domaine italien.

Comme on l'a vu, *rape* ne se trouve que dans un seul manuscrit (*A* = Paris, B. N., fr. 1374) de la *Venjance Nostre Seigneur*, qui nous a transmis la version la plus ancienne de l'œuvre (environs de 1200?). D'après ceux qui ont étudié ce manuscrit, le copiste serait un »Südfranzose« (W. Foerster, A. C. Ott) ou »eastern, and not very far north from Franco-Provençal« (L. Gryting). Quant à la langue de la version *A*, l'éditeur nous dit: »the A redactor is clearly eastern or northeastern« [3]. Il ne semble pas que le mot ait été introduit par le copiste, connu pour sa négligence et son esprit obtus.

Peut-être ce mot *rape* – à distinguer, naturellement, de *rappe*, etc. = grappe – survit-il encore dans certains patois franc-comtois, franco-provençaux ou provençaux.

ALBERT HENRY.

---

[1] *The oldest version of the twelfth-century poem* La Venjance Nostre Seigneur, *edited by* Loyal A. T. Gryting, University of Michigan Press, 1952.

[2] Sic. Quid?

[3] Édition citée, pp. 23, 24, 30. – A mon avis, »northeastern« est très improbable.

Zu den sardischen Etymologien von Giandomenico Serra in ZRPH LXVI, 360–362

Die an der angegebenen Stelle von Giandomenico Serra vorgebrachten etymologischen Vorschläge geben uns zu folgenden Bemerkungen Anlaß:

1. Camp. grivillosu „schifiltoso"; Austis: grighilliosu „schizzinoso" will Serra als ein **gra(v)abiliosu* aus lat. *gravabilis* „gravis, molestus" deuten. Das lat. *gravabilis* ist ein seltenes Wort, das nach Ausweis des Thes. L. L. ein „vocabulum medicorum" ist. Georges belegt es nur aus Caelius Aurelianus (5. Jhd.), und der Thesaurus bringt noch einige andere Stellen aus medizinischen Schriftstellern der Spätzeit; in allen diesen Texten hat das Wort die spezifische Bedeutung „de rebus gravantibus sive membra sive sensus hominis (imprimis caput et nares)". Daß nun von einem so ausgesprochen technischen Wort (in einer Bedeutung, die gar nicht zur sardischen paßt) eine so höchst seltsame Ableitung, wie die von Serra angesetzte, gebildet worden sein soll und daß sich diese gerade in Sardinien einstellen sollte, während sonst keinerlei Fortsetzer von *gravabilis,* und natürlich noch weniger von der angeblichen Ableitung auffindbar sind, ist an und für sich schon wenig wahrscheinlich. Dazu kommt, daß es sich im Sardischen um ein abstraktes Adjektiv handelt, und jeder, der die sprachlichen Verhältnisse der Insel aus der Nähe kennt, weiß, daß solche abstrakte Bildungen nie einheimisch sind. Da allgemein bekannt ist, daß das Sardische eine archaische Sprache ist, scheinen viele sich einzubilden, daß alles, was Sardisch ist, auch uralt sein müsse[1]. Wenn das Laut- und Formensystem und die Syntax im allgemeinen wirk-

---

[1] Selbst ein Wort wie log. birgóndza, camp. bregúnǧa das früher (Lautlehre 1907, §§ 176 und 181) auch ich für einheimisch hielt, erweist sich bei näherem Zusehen als Lehnwort aus dem Italienischen (in den Sassar. Statuten: virgo[n]gna), HLS, § 30; trotzdem hat es wieder Y. Malkiel, The development of VERECUNDIA in Ibero-Romance, in „Studies in Philology" 1944, 501 ff. als „sehr archaisch" angesehen; Gamillscheg, Romanen und Basken, 1950, S. 44 hält sard. barra „Kiefer" für beweisend für ein hohes Alter, so daß er sogar ein vulgärlat. *barrilla* ansetzt, und dabei zeigen die Sprachkarten, daß das alte Wort, das im Zentrum vorherrscht, *maxilla* war und daß daneben andere einheimische Wörter bestehen, während barra als Katalanismus sich vom Süden her ausgebreitet hat (vgl. Studien über den sardischen Wortschatz, Genève 1930, S. 80 ff.). Battisti, Avviamento allo studio del latino volgare, Bari, s. a., p. 61 hält sard. iskatta „Schuppe (der Fische)" für alt, während es katalanisches Lehnwort ist, wie schon die Form beweist, denn wenn die romanischen Formen auf *squatus* zurückgehen, so würde im Sardischen skw- zu anderen Ergebnissen führen (vgl. *squilla* > arbiḍḍa, usw.). Man kann nur davor warnen, beliebige sardische Wörter allzu schnell auf lateinische Grundwörter zurückzuführen, ohne den lautlichen Verhältnissen, den kulturellen Strömungen und Fremdeinflüssen und der geographischen Verteilung Rechnung zu tragen. Nicht alles was glänzt ist Gold, und nicht alles was sardisch ist, ist uralt.

lich einen hohen Grad von Altertümlichkeit aufweisen, und die Wörter, die sich auf die gewöhnlichsten und grundlegenden Ausdrücke beziehen (Verwandtschaftsnamen, Körperteile, Zahlen und der ganze konkrete Wortschatz, der Ackerbau, Viehzucht und Hirtenleben betrifft) in der Tat altes Gut sind, so kann man das weder von den sich auf die städtische Kultur bezüglichen Ausdrücken, noch von den abstrakten Begriffen behaupten.

Wenn man sich die Ausdrücke vergegenwärtigt, die den italienischen Wörtern „schizzinoso, schifiltoso" u. ähnl. entsprechen, so stellt man fest, daß sie alle Lehnwörter sind. Die gewöhnlichsten sind: iskivoṡu = ital. schifoso; skinitsoṡu, das Umstellung aus ital. schizzinoso ist, und iskivittsoṡu, das eine Kreuzung von ischivoṡu und skinittsoṡu darstellt. Auch die sonstigen Wörter, die eine Laune ausdrücken, sind Lehnwörter, so kapričču, kappriččoṡu, und camp. skiribíttsu, das toskan. schiribizzo (Fanfani) ist und in ähnlichen Formen in ganz Süd- und Mittelitalien häufiger ist als ghiribizzo. Dazu kommt noch grillu, gril'u für „Laune", = ital., bzw. span. grillo („E si cherferat rupper in foresta . . . nde li ogo ogni grigliu dae testa": Pietro Casu, A Antoni Cubeddu).

Hinsichtlich der von Serra besprochenen Formen ist zu sagen, daß neben diesen im Nordcampidanesischen und im Campo di Milis gavilloṡu in genau derselben Bedeutung und auch in der von „vergognoso" verbreitet ist. Ich möchte nicht bezweifeln, daß dieses dem ital. cavilloso mit Umdeutung entspricht (denn wie so häufig werden nicht ganz richtig in ihrer Bedeutung erfaßte Fremdwörter begrifflich ausgeweitet) und daß auch die übrigen Formen auf dieses zurückgehen, wobei sich grillu oder das sehr verbreitete griṡu „ribrezzo", auch „gricciolo, brivido" (griṡare, -ai und griṡoṡu werden gerne auf scheuende Pferde angewendet) eingemischt haben werden. Auch griṡare, griṡu entsprechen italienischen Formen mit -s-, wie sie in Oberitalien häufig sind ([s]grísolo u. ähnl.; vgl. REW 3873). Des weiteren ist zu erwähnen, daß Porru als t(erm.) r(ust.) in demselben Sinne auch camp. bribiddosu, d. h. bribiḍḍoṡu anführt, in dem eine Kreuzung mit ital. brivido vorliegen wird.

2. log., camp. ínniđu: Dieses typische Hirtenwort hat die verschiedensten Auslegungen erfahren. Guarnerio, Rom. XXXIII, 56 hatte *gignĭtus* vorgeschlagen; Subak, ZRPh XXXIII, 479: *agnĭtus;* ich selbst im LLS 115, 2 (nicht 109, 2, wie im REW 3761): **innĭtus* für *innatus.* Meyer-Lübke lehnte alle diese Erklärungsversuche ab, auch mein **innĭtus,* das er für „lautlich nicht möglich" hält. Alessio, Studi Sardi III (1937), 137 ff. setzt auch **innĭtus* „intatto, immacolato" an, aber als Ableitung von *nōta* („avrebbe il valore semantico di sin nota"), wobei er das ticin. borm. noda, bergam. nöda „segno con cui le capre sono marcate" (REW 5962) vergleicht. Schon in ZRPh LXI, 321 f. wendete ich ein, daß ein noda in dieser Bedeutung im Sardischen nicht existiert und daß **innĭtus* eben nicht belegt ist. Nun kehrt Serra wieder zu **innĭtus* zurück, das er aber

weder zu *natus*, noch zu *nota* stellt, sondern das einer „voce latina **ignĭtus*, corrispondente all'altra *ignōtus* (da *ignoscere*) entspreche, „rifatta evidentemente da un anteriore **ignĭtus* (cfr. *cognĭtus* da *cognoscere*, *agnĭtus* da *agnoscere*) con un adeguamento formale a fine espressivo sul suo contrario *nōtus*, vivace d'influenza per la sua vasta serie di voci affini e derivate".

Eine solche Basis würde nicht, wie Alessio meinte, „semanticamente insufficiente" sein, sondern entspräche dem „ignotus pecori" Catulls (wie haedulus inscius herbae, etc.).

Sard. bakka ínniđa „vacca che non ha ancora figliato" würde also einem „vacca ignota tauro" entsprechen. Die anderen Anwendungen, wie cresura ínniđa „siepe viva, non per anco potata, intatta", usw. würden sich sekundär von der ersten Bedeutung herleiten.

Zunächst ist einzuwenden, daß im Gegensatz zu *cognĭtus* und *agnĭtus* ein **ignĭtus* nirgends belegt ist. Sodann besteht nicht die geringste Unterlage dafür, daß ínniđu, auf noch nicht „berührte" Kühe angewendet, die ursprünglich zugrunde liegende Anwendung war, im Gegenteil, ist in der Carta de Logu, wo das Wort zum ersten Male auftaucht, von einer terra binjda die Rede (45r, cap. 144).

Die Herkunft von einem „vacca ignota tauro" ist schon deshalb fraglich, weil dieser Ausdruck rein poetisch ist und nichts dafür spricht, daß er auch von den Landleuten und Viehzüchtern gebraucht wurde. Und wieso die von Serra aus Catull, Carmen nuptiale, vv. 29–54 angeführte Stelle:

„Ut flos in septis secretus nascitur hortis,
Ignotus pecori, nullo contusus aratro..."

(„Come negli orti chiusi germoglia un fiore solingo, / non conosciuto al gregge, non tocco mai dall'aratro . . . „in der Übersetzung Guido Mazzoni's, Bologna 1939, p. 145)
irgendwelche Beweiskraft haben sollte, ist mir schlechterdings unverständlich.

Ich halte es für sehr bedenklich, für sardische Wörter und noch dazu für solche aus der ländlichen Terminologie (die sich als so konservativ erweist und zum größten Teile genau der von römischen Fachschriftstellern verwendeten entspricht), erschlossene und nirgends belegte Grundformen anzusetzen (und deshalb bin ich auch längst von meinem eigenen **innĭtus* abgerückt). *Gignĭtus*, das lautlich keine Schwierigkeiten macht und begrifflich verständlich ist, ist wenigstens eine wirklich existierende Form, und deshalb bin ich auch ZRPh LXVI, 322 zu ihr zurückgekehrt.

Ebendort habe ich aber auch darauf aufmerksam gemacht, daß Griera, BDC X (1937), 149 in einer Besprechung meines LLS das sard. ínniđu mit dem kat. nèdeu, nedu des Pyrenäengebiets vergleicht, das genau dieselbe Bedeutung hat wie das sardische Wort (vgl. auch Alta Ribagorza: nedio „se dice de un pasto donde aún no ha entrado el ganado a pastar": Ferraz y Castán, Vocabulario del dialecto

que se habla en la Alta Ribagorza, Madrid 1934, p. 80) und Dicc. Aguiló V, 196: nedo, term. de pastor: l'herbatge que no han pasturat encara les ovelles"; (Ribes): nèdol „tros de herba no tocada que els pastors reserven per el dia que els convé"). Die begriffliche Übereinstimmung ist vollkommen, und da die ländliche Terminologie des Pyrenäengebietes mit der sardischen mannigfache Berührungen zeigt, wofür Griera, l. c. schon bezeichnende Beispiele anführt, die wir bald noch zu vermehren in der Lage sein werden[1], so ist diese Parallele auf jeden Fall überaus beachtenswert. Das katalanische Wort entspricht *nitĭdus*, und man kann sich fragen, ob die sardischen Wörter sich nicht auch mit diesem Etymon übereinbringen lassen können. Für ganz unmöglich halte ich das nicht, besonders wenn man annimmt, was durch andere Parallelfälle gestützt wird, daß es sich um ein Wort handelt, das von den Hirten der Barbagia verbreitet wurde. *Nitĭdus* würde in den Barbagiadialekten *níđiđu ergeben und könnte mit Metathese und Anpassung an die vielen mit inn- beginnenden Wörter zu ínniđu führen; im Log. und Camp. hat *nitĭdu* mit dem normalen Fall des -đ-: niđu ergeben, das „candido, pulito" bedeutet, aber auch „vergine, senza difetto" (so übersetzt V. Martelli, Vocabolario sardo- italiano, p. 116 das log. niđa, das er – ich glaube mit Recht – für identisch mit ínniđa hält[2]).

Die Etymologie Serras beruht zu sehr auf hypothetischen Annahmen, als daß man ihr zustimmen könnte. Ich halte heute *nitĭdus* für das Wahrscheinlichste; sonst würde aber immerhin *gignĭtus* noch mehr für sich haben als die verschiedenen rein hypothetischen **innitus*.

3. log. traskía „vento gelido, bufera"; camp. straččía „scroscio di pioggia con vento impetuoso" wurde bisher von *stillicidium*, bzw. *stiricidium* abgeleitet (Salvioni, ZRPh XXIII [1899], 531;

[1] Die stattliche Zahl von spanischen Dialektwörterbüchern und Monographien, insbesondere über nordspanische Mundarten, die in den letzten Jahren erschienen ist, erweitert zusammen mit dem aus Katalonien und Portugal vorliegenden umfangreichen lexikalischen Material, unsere Kenntnis des iberoromanischen Wortschatzes in erheblichem Maße, und es zeigt sich immer mehr, daß diese Mundarten, besonders die des Nordens, mit dem sardischen und süditalienischen und ganz besonders mit der ländlichen Terminologie dieser Gegenden, d. h. mit dem altertümlichen lateinischen Wortgut viel mehr Gemeinsamkeiten teilen, als man bisher annehmen konnte. Im REW ist dieses ursprüngliche pyrenäische Wortgut nur sehr spärlich vertreten, da zur Zeit des Erscheinens des REW die heutigen Hilfsmittel noch nicht vorhanden waren. Vgl. dazu meinen Aufsatz in dieser Ztschr. Bd. 69, 347-391.

[2] Vgl.: „S'anzone bianca nida
m'ind'at furadu marzane"
(Antioco Casula, in Seb. e Rosalia Pirodda, La Sardegna, Milano, p. 148), und
„un'anzone biancu nidu" (An. Maria Scanu, bei Mulas, Poesie tissesi, p. 319), wobei nicht ersichtlich ist, ob nidu, -a in diesem Zusammenhang sich auf das glänzende Fell des Lammes beziehen soll oder auf die Jungfräulichkeit des Tieres.

Guarnerio, Rom. XX, 66 n.; REW 8266; Wagner, HLS, p. 187). Serra befriedigt diese Basis weder begrifflich, noch formal, und er glaubt daher ,,che possano risalire alla voce greco-latina *thrascias* ,,circius, ventus flans inter septentrionem et occasum solstitialem", ein Wort, das Seneca, Plinius und andere verwenden. Kein Zweifel, daß diese Etymologie die richtige ist, wozu nur zu sagen ist, daß sowohl Serra als mir entgangen ist, daß diese Etymologie, die lautlich und begrifflich tadellos ist, schon vor über 50 Jahren Pietro Rolla in seiner ,,Dialettologia e toponimia spicciola", Nicosia 1898, p. 7 gefunden hat, wie überhaupt in den Schriften dieses bescheidenen irgendwie vorübergehend nach Sardinien verschlagenen Kalabresen neben unannehmbaren Etymologien sich recht beachtliche finden, die nur deshalb übersehen werden, weil diese Schriften Rollas wenig bekannt und schwer erreichbar sind.

MAX L. WAGNER

Zu port. amuar ,,schmollen"

Port. amuar bedeutet ,,mostrar por obstinado silêncio ou pelas maneiras que se está enfadado, escandalizado, de mau humor"; ,,insistir muito, obstinar-se". Schon Bluteau hat es von mu = *mulu* abgeleitet, und auch das REW 5742 bringt es unter *mulus*. Gonçalves Viana, Apostilas I, 63 hat es allerdings mit franz. faire la moue verglichen, aber dieser lautliche Anklang ist ein rein zufälliger. Da das ,,Schmollen" meist aus Eigensinn geschieht, ist die Etymologie einleuchtend, doch wurde sie bezweifelt. Figueiredo z. B., zieht wieder das franz. *moue* heran, und Caldas Aulete fügt dem Worte ein ,,F(ormação) incerta" hinzu. Doch kann an der Ableitung kein Zweifel sein; in der älteren Sprache (Gil Vicente) begegnet im gleichen Sinne tomar o mu (Obras de Gil Vicente, ed. Mendes dos Remédios, tm. III (Coimbra 1914), S. 386 (Glossário), und in der heutigen Sprache sagt man auch estar com o burro ,,amuar-se", im Alentejo: emburriscar-se (Figueiredo[11]) und allgemein emburrar-se; dazu burrão ,,amuo, casmurrice" und (fam.) burrice ,,teimosia, casmurrice", mau humor, amuo"[1]. Sollte an dem Zusammenhang zwischen amuar und mu ,,Maultier" noch ein Zweifel sein, so wird er durch die Form amularse ,,enojarse, enfadarse"; mulo ,,mohín, enfado, enojo" in dem leonesischen Cespedosa de Tormes (Sánchez Sevilla, RFE XV, 257) behoben (auch bei Lamano).

Mu, fem. mua waren die alten, heute nicht mehr gebräuchlichen Formen, die ,,lautgerecht" entwickelt sind. Heute sagt man muar, masc. und fem. je nach dem Geschlecht des Tieres, ursprünglich nur

[1] Daneben alent. esberriar-se ,,amuar, embezerrar, zangarse" (Fig. 11), das auf einer Vermischung von emburrar-se und embezerrar-se beruhen dürfte (auch die bezerros, die Kälber, können störrisch sein).

Adjektiv (besta muar); für das weibliche Tier auch mula, eine latinisierende Form.

Amuar hat auch noch eine andere Bedeutung: „não chegar a amadurecer ou a resolver“ („a péra amuou; o tumor amuou); ein „tumor amuado“ ist ein „tumor, que não amadurece, que não resolve“; dinheiro amuado „o que está aferrolhado, morto, que não rende“. Liegt diesem Ausdruck auch die ursprüngliche Bedeutung zugrunde? Wir möchten es annehmen. Offenbar schwebt die Vorstellung vor, daß eine Frucht, eine Eiterbeule hartnäckig nicht reifen will, und ebenso, daß das Geld nicht reift, d. h. keine Früchte trägt.

MAX L. WAGNER

Port. abibe, abecuinha, etc. „Kiebitz“

In einem Aufsatze über portugiesische Vogelnamen onomatopoetischen Charakters (Boletim de Filologia XII [1951], 104–115) kommt José Inês Louro auch (p. 111) auf die Namen des Kiebitz zu sprechen. Er geht von cuim aus, womit, wie er richtig bemerkt, der klagende hinausgezogene Schrei des Vogels, der wie cu-uí, ki-uí, knuí klinge, nachgeahmt wird; daraus cuinha, abecuinha, u. ähnl., die aus ave + cuinha zusammengesetzt wären. Andere Formen würden lautliche Umgestaltungen sein mit „substituição do *c* por *t* (por equivalência acústica) e epéntese de um *n* (que desfez o hiato), que já aparece em abesconinha. Na escrita destas formas talvez se possa admitir certa influência (gráfica) de toninha“.

Würde der Verf. den Artikel von R. Riegler, Schallnachahmende Kiebitznamen im Romanischen und Germanischen (AStNSp 147 [1924], 254–255) gelesen haben (es wird darauf im REW 6474 hingewiesen), so würde er gesehen haben, daß Riegler längst vor ihm die portugiesischen Kiebitznamen mit den übrigen romanischen einer eingehenden und sachkundigen Behandlung unterzogen hat und daß er dabei auch abecuinha aus dem die Stimme des Tierchens nachahmenden Typus -uig- erklärt hat, der in italienischen Dialekten durch Namen wie cviga (Modena), cuiga (Carpi, Rovigo), zuiga (Venetien), tzuiga (Coreggio), civiga, giuiga (Polesine) vertreten ist; auch Riegler nimmt für die port. Form Einmischung von ave an.

In den Formen avetoninha, usw., eine Lautsubstitution und noch dazu auf Grund von „akustischer Gleichschaltung“ zu sehen, ist bedenklich; da es sich sichtlich um lautmalende Benennungen handelt, kann man keine „regelmäßigen“ Lautübergänge verlangen; zudem ist der angenommene Übergang von *c (k)* > *t* alles eher als regelmäßig und kann schwerlich als „akustische Gleichschaltung“ angesehen werden falls man unter einer solchen, wie es sich gehört, eine Lautverwechslung auf Grund akustischer Ähnlichkeit versteht, wie es etwa Verwechs-

lungen zwischen ϑ, *f* und *s* sind. Ich glaube, daß die Vermutung des Verf., es konne sich um Einmischung von toninha handeln, eher richtig sein dürfte; nur sieht man wieder nicht ein, weshalb das nur eine Schreibung (escrita) und eine „certa influência (gráfica)" sein soll; denn entweder existieren die Formen in dieser Lautgestalt (was man doch schließlich annehmen muß), dann handelt es sich um keine „escrita", oder wenn sie nicht existieren, kann man auch nicht einsehen, wie und warum sie dann so geschrieben würden. Das Nächstliegende bei solchen Spielformen ist immer eine Verschränkung mit anderen Vorstellungen. Der Verf. schreibt toninha mit kleinem Anfangsbuchstaben; daraus muß man wohl schließen, daß er an toninha „Tunfisch" denkt; eine solche begriffliche Annäherung liegt aber durchaus ferne. Ich würde vielmehr an Einmischung des Personennamens Toninha denken. Benennungen von bekannten oder beliebten Vögeln nach Personennamen sind derartig häufig und bekannt, daß wir davon absehen, Parallelen anzuführen.

Auch in der Nebenform abeconinha wird das -n- keineswegs „epenthetisch" sein, wofür man keinen Grund erkennen kann (denn die Lautgruppen -oinho, -ainho u. ähnl. sind im Port. überaus häufig, ohne daß ein Bedürfnis zur Beseitigung des Hiats empfunden wird; warum sollte das nun gerade bei diesem Worte der Fall sein?); vielmehr wird es sich auch bei dieser Form um eine Verschränkung mit einem anderen Worte handeln, das ich nicht schriftlich wiederzugeben wage, um nicht bei den „melindrösen" Portugiesen anzustoßen. Wie gerne dieses „unanständige" Wort sich in volkstümliche Benennungen einschleicht, kann man aus Jos. M. Piels Artikel über rapacona, rapaconinho, rapaconicho (Anales del Instituto de Lingüística, Universidad Nacional de Cuyo, Mendoza IV [1950], 235–236) ersehen[1].

In Anm. 8 zu S. 111 kommt Louro auf den häufigsten port. Kiebitznamen abibe zu sprechen und sagt: „Os étimos de abibe dados por Meyer-Lübke (REW³ 3288a e 6474) não nos parecem razoáveis. Mal por mal, antes o antigo avis + ibis (ave + ibe), que satisfaz fonèticamente e tem certa justificação semântica. – De abibe proviriam, portanto, os provincianismos bibe e bibes, por simples aférese do *a* inicial. No entanto, Fr. Moura (em „Vestígios de Língua Arábica, 2. s. ed.) dá por bibe um étimo árabe bib (voz africana), e Dozy (Suplemento) cita o mesmo nome árabe bibat (ou bibit)[2], precisamente para a mesma ave, que apontam ainda para outra origem diferente e para um sentido evolutivo inverso (bibe > abibe)."

Der Verf. scheint also zum Schlusse an einen arabischen Ursprung des port. Wortes zu glauben und erkennt in seinem Bestreben, auch in solche lautnachahmende Bildungen die starren Gesetze regelrechten Lautwandels hineinzutragen, nicht einmal, daß die arabischen Na-

---

[1] Das betr. Wort ist so anstößig, daß man in Portugal sogar den Namen der italienischen Stadt Ancona: Ancona sprechen muß.

[2] Richtiger bibāṭ (بيبط).

men genau so lautnachahmend sind wie die im Romanischen, Germanischen und Slavischen und vermutlich auch noch in sonstigen Sprachen. Oder stammt etwa ungar. bibic (gesprochen bíbits) auch aus dem Arabischen, und schwed. vipa, dän. vibe?

Die Angaben des REW erscheinen also dem Verf. nicht zutreffend zu sein. Meyer-Lübke hat unter 3288 a: fifa (Schallwort) „Kiebitz“: ital. fifa, port. abibe; unter 6474: pi (Schallwort) „piepsen“: ital. pifa und andere Dialektformen, port. abibe „Kiebitz“ mit Verweis auf Rieglers Aufsatz, den, wie gesagt, Louro nicht gelesen hat oder jedenfalls nicht berücksichtigt. Richard Riegler, der bedeutendste Kenner der romanischen (und sonstigen) Tiernamen, hat in diesem Aufsatz die verschiedenen Schalltypen zusammengestellt, auf denen die Benennungen des Kiebitz in der Hauptsache beruhen, nach den Lock- und Warnungsrufen des Vogels, aus denen sich die Mannigfaltigkeit der Wiedergabe in den lautmalenden Namen ergibt. Die Ausführungen Rieglers sind sachlich so gut begründet und so einleuchtend, daß es wahrhaftig sinnlos ist, für solche Benennungen fremden Ursprung (arabischen oder anderen) anzunehmen und alle die verschiedenen Formen durch Lautschiebungskunststücke erklären zu wollen, und es geht nicht an, die wohlbegründeten Aufstellungen Rieglers und Meyer-Lübkes mit einer oberflächlichen Bemerkung abtun zu wollen, statt sie sich einmal gründlich anzusehen. Daß Louro dann noch auf die lächerliche Verbindung avis + ibis zurückkommt und diese als „lautlich befriedigend“ und „begrifflich bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt“ ansieht, setzt dem Ganzen die Krone auf. Wie soll es denkbar sein, daß ein dem portugiesischen Volke völlig unbekannter ägyptischer Vogel sich in Portugal mit dem Kiebitz vermählt hat?

Das einzige, was man zugeben wird, ist, was schon Riegler annahm, daß sich in die portugiesischen Lautbildungen ave eingemischt hat, und zwar ist es viel wahrscheinlicher, daß abibe zunächst aus *a* (Artikel) + bibe entstanden ist und daß man dann in der ersten Silbe ave zu fühlen glaubte, als daß abibe, wie Louro annimmt, das Ursprüngliche ist. Vgl. im übrigen auch bisbi, bisbis auf Madeira (Figueiredo[11]), dessen lautmalender Charakter offensichtlich ist.

Max L. Wagner

Span. mangón, mangonear; port. mangar, mangão

Im REW 5298 a: *mango* „Händler“ werden zwei französische Wörter, ein wallonisches und ein lothringisches, auf diese Basis zurückgeführt, die sich meiner Beurteilung entziehen. Daneben span. mangón „Krämer“ und port. mangar „zum Besten haben“ und mangão „Spaßvogel“. Um mit den letzteren zu beginnen, so sind diese hier zu streichen; mangar ist ein plebejischer Ausdruck, der, wie Figueiredo ganz richtig sagt, mit manguito zusammenhängt „gesto

obsceno, que consiste em pôr um dos antebraços na curva interna do outro, oscilando com este e com a mão fechada", genau das, was man in Spanien corte de mangas nennt (s. darüber Verf. in Don. Nat. Jaberg, p. 95 f.). Mangar ist port. fazer o manguito, übertragen allgemein ,,j. verhöhnen" und davon mangão (nach Fig. ,,chul.") ,,aquele que manga".

Mangón ,,revendedor" ist ein veraltetes Wort; es ist möglich, aber nicht ganz sicher, daß es auf das lateinische Wort zurückgeht (Jud, ZRPh XXXVIII, 34 drückt sich in dieser Hinsicht auch etwas skeptisch aus); das abgeleitete Verbum mangonear ,,vagabundar, errar" wird von den span. Wörterbüchern als ,,poco usado" bezeichnet. Da die Händler oder Hausierer herumziehen, würde begrifflich nichts einzuwenden sein. Die Sache kompliziert sich aber dadurch, daß heute ein anderes mangón existiert, das sehr populär und auch dialektisch sehr verbreitet ist und ,,holgazán, perezoso, ocioso, zanguango" bedeutet, das von dem ebenso volkstümlichen mangar ,,pedir, pedigüeñar, pordiosear"[1]) kommt, das ein Zigeunerwort ist und in allen zigeunerischen Spielarten vertreten ist (s. Verf., Argot barcel., p. 64; J. Sampson, The dialect of the Gypsies of Wales, Oxford 1926, p. 210). Zuletzt hat darüber Carlos Clavería, in NRFH II (1948), 373 ff. gehandelt und gezeigt, welche Beliebtheit sich mangante und mangón in der volkstümlichen Sprache erworben haben. Ob mangonear Ableitung von diesem mangón oder von dem alten Wort für ,,Hausierer" ist, läßt sich schwer entscheiden.

Neben mangón, das besonders für Andalusien, das Land der Zigeuner, bezeugt ist (Alcalá Venc. 249; Murcia: Sevilla 124) finden wir in den nördlichen Mundarten vor allem manguán (astur.: Rato y Hévia 81; Canellada 260; Babia-Laciana: Álvarez 313; westastur.: Acev.-Fern. 143; arag. [Bielsa]: Badía Margarit 300); -án ist hier sichtlich statt -ón nach dem Vorbild von holgazán, haragán eingetreten; auch Bildungen mit anderen Suffixen begegnen: astur. mangullón, ,,haragán, comedor" (Rato 81), das nach grandullón, zangarullón[2] gebildet ist; mangulán ,,holgazán, perezoso" in Cespedosa (Sánchez Sevilla, RFE XV, 261), eine Kompromißform von manguán × grandulón; arag. mangarra ,,negligente, poco activo" (Borao[1],

---

[1] mangar fehlt in den meisten spanischen Wörterbüchern, wird aber z. B. von Besses p. 196 gebracht, und auch von Slabý-Großmann mit der nicht ganz zutreffenden Definition ,,verlangen", die span. pedir wiedergeben soll (richtiger wäre ,,betteln"); auch in literarischen Texten, die die vulgäre Sprache nachahmen, kommt es vor; ein Beispiel aus E. Carrere bei Clavería, l. c., p. 373; so auch bei Pérez Lugín, Currito de la Cruz I, 50: „Mis hijas no van a „mangá" casa de sus maridos"; II, 276: „las pesetas que haciendo el bufón conseguía ‚mangar' de algún señorito juerguista".

[2] Die Einwirkung dieser Wörter erklärt sich daraus, daß grandullón, zangarullón einen hochstämmigen Burschen bezeichnet, das was man in Berlin einen großen ,,Schlacks" nennt, und solche zeichnen sich häufig durch geringe Arbeitslust aus.

272), Mérida id. „roto, desharrapado“ (Zamora Vicente 112) und Cespedosa mangana (RFE XV, 261) mit einem Suffix -ana, das sich besonders im benachbarten Portugal großer Beliebtheit erfreut (babana, barrigana, basbana, bebedana, etc.) und dessen Ursprung erst zu erforschen ist.

Max L. Wagner

Judenspanisch fendrís, endrís

In allen judenspanischen Spielarten des Orients sagt man für „Spalte, Ritze“ so, wie im Titel angegeben: Bitolj (Monastir) fendrís (Subak, § 29), findrís (Luria, p. 557); Salonik: id. (Subak, § 29; Crews, p. 242, no. 869); Konstantinopel: indrís; Craĭova (Rumänien): indrís (Subak, Vorläuf. Bericht, p. 3); Dúpnitza (Rumänien): endrís (eigene Aufnahme), und so bei Chérézli: אינדריז „fente“ (p. 24).

Das Wort entspricht natürlich dem span. hendrija = (Dicc. de Autor.) **findicula* (REW 7154). Diese Form ist heute in Spanien nicht mehr üblich; man sagt heute rendija = altspan. rehendija (neben hendidura und anderen Ausdrücken, wie grieta). Die Form hendrija war aber noch zur Zeit Bartolomé Leonardo de Argensola's (1562–1631) gebräuchlich, wie man aus Cuervo, Apunt., § 796 ersehen kann. In ganz Amerika ist die vorherrschende Form hendija (daneben gelegentlich rehendija, so bezeugt für Mexiko (Michoacán) durch Ramos 435 und für Nicaragua durch Castellón 107, in beiden Fällen mit der vulgären Aussprache rejendija); hendrija neben hendija gibt Medrano [2] für Maracaíbo (Venezuela) an; rendija, die heutige Schriftform, dringt, wie es scheint, allmählich durch die Schule ein; Berta Elena Vidal de Battini, El habla rural de San Luís, Buenos Aires 1949, p. 77 sagt: „rendija se oye también entre los campesinos, pero la voz usada por todas las clases sociales es hendija“. Aber alle übrigen hispano-amerikanischen Wörterbücher haben nur hendija. Und dies ist auch die auf den kanarischen Inseln gebräuchliche Form (Sebastián de Lugo, Colección de voces y frases provinciales de Canarias, La Laguna de Tenerife 1946, p. 120–121). Eine Form mit *r* hat sich noch in Murcia erhalten: rendrija (A. Sevilla 163).

An der judenspan. Form ist der Ausgang ungewöhnlich. Subak (ZRPh XXX, 155) wollte ihn durch den Einfluß von narís, raís (nariz, raíz) erklären; Crews, l. c. durch Wörter wie emperadriz, nodriz. Es hält schwer zu glauben, daß ein Ausdruck für „Spalte“ durch Wörter, die begrifflich gar nichts mit ihm zu tun haben, beeinflußt worden wäre; auch handelt es sich nicht um eine reihenweise Übertragung eines Suffixes, sondern um einen Einzelfall. Man kann sich unter diesen Umständen die Änderung des ursprünglichen Ausgangs nur durch Einwirkung eines Ähnliches bedeutenden Wortes denken, und ich möchte annehmen, daß das das arab. فراض ferîḍ, (in

spanisch-arabischer Aussprache für firâḍ, ferâḍ nach Dozy-Engelm. 98), Plur. von فرض farḍ „incisura, crena" (Freytag), „entaille" (Bocthor) ist; aus dem Plural al-ferîḍ und „par transposition" al-efrîḍ (Dozy-Engelm., l. c.) ist der span.-port. nautische Ausdruck alefriz, alefris entstanden (Dozy-Engelm., l. c.; Eguílaz 60; Lokotsch. no. 588)[1]. Vgl. auch Steiger, Contr., p. 165[2].

Die spanischen Juden, die ja zum größten Teile des Arabischen kundig waren, werden das arabische Wort (in der Pluralform) gegenwärtig gehabt und es mit dem span. Wort hendrija in Zusammenhang gebracht haben, was wahrscheinlicher ist, als daß ihnen der daraus entstandene spanische nautische Ausdruck vorgeschwebt hätte.

Die Symbiose zwischen spanischen Juden und Arabern und die Einwirkung des Arabischen auf die von den Juden in Spanien gesprochene Sprache (die u. a. bewirkte, daß an sich auch im Spanischen bestehende Wörter im Judenspanischen eine etwas abweichende, der arabischen Lautung näher stehende Form aufweisen; s. bes. Kurt Levy, ZRPh LI, 703–705), hat ja auch zu anderen Entlehnungen und Beeinflussungen geführt (vgl. Verf., ZRPh L, 749; Caracteres Generales, p. 32).

---

[1] Span. alefriz, alefris „muesca que se abre en la quilla, roda y codaste para que encajen las tablas del costado del navío"; port. alefriz „fenda, encaixe, aberto na quilha do navio, na roda de proa e no cadaste, onde se fixa a primeira tábua de forro exterior" (Figueiredo; Caldas Aulete); ähnlich António Marques Esparteiro, Dicionário ilustrado de Marinharia, 2. ed., Lisboa 1942, p. 10: alefriz „ranura ou entalhe triangular na roda de proa, etc.".

[2]) Lautlich vergleicht Steiger altspan. alcayaz „alcaide".

Max L. Wagner

Zu den iberoromanischen Bezeichnungen für „Schimmel" (Pilzüberzug) u. ähnl.

Die in den Sprachen und Dialekten der Halbinsel am häufigsten begegnenden Ausdrücke sind die folgenden, die unter sich verwandt sind:

1. span. moho, port. mofo (das aber weniger volkstümlich und gebräuchlich ist als bolor, worüber später)[1]; auch in den nordspani-

---

[1] Doch gibt es in den Dialekten Ableitungen, die darauf schließen lassen, daß mofo immerhin auch im Portugiesischen lebendig ist. Im Alentejo bedeutet mofêda „moita de silvas, funcho, herva, etc." (Leite de Vasconcelos, RE IV, 67) und Figueiredo hat für die Beira (Fundão): mofêdo „excesso de ramagem, que prejudica o desenvolvimento da árvore" mit einer Stelle aus Raul Brandão, As Ilhas Desconhecidas, S. 121: „O mato é severo, encostas revestidas de mofedo". Mofo hat also, von der Bedeutung „Schimmel" ausgehend, wie andere derartige Wörter (worüber weiter unten) die allgemeinere Bedeutung „wuchernder Pflanzenüberzug" angenommen.

schen Mundarten vielfach mit *f:* leon. mufosu „mohoso, enmohecido“ (Garrote[2], 272); Babia-Laciana: mofu „moho“ (Álvarez 313); Bierzo: mofu „moho“, mofoso „mohoso“ (García Rey 115); vielfach auch in der Bedeutung „Moos“: astur. mofo „musgo“ (Canellada 270), bei Rato y Hévia: moflu „id.“ (S. 84); salmant. mofo „musgo“ (Lamano); für Cespedosa de Tormes gibt Sánchez Sevilla, RFE XV, 150: mojo „líquen“.

2. Formen mit *a:* astur. (Cabranes) mafa „viscosidad de las vasijas que contienen líquido y no se friegan, de los estanques y de los dientes que no se limpian“; mafiento „mohoso“, mafecer „ponerse mafiento“ (Canellada 257–258); Babia-Laciana: mafa „aspecto viscoso que le da a las vasijas húmedas y poco limpias el englena viridis (microorganismo)“: Álvarez 313.

3. Formen mit -g-: santand. mogo „roña que crían las piedras de los ríos“, auch „musgo“ (García-Lomas[2], 207); andal. mogo, mogoso „moho“, „mohoso“ (Alcalá Venceslada 267), und so in Columbien (Cuervo, Apunt.[5], § 736) und in Chile.

Zum Typus 1 ist nichts zu bemerken; er entspricht der Basis *muff-*, germanischen Ursprungs (REW 5713); vgl. Gamillscheg, Romania Germanica I, S. 371 f.

Der 2. Typus hat sein *a* offenbar der Einwirkung eines anderen Wortes zu verdanken; am nächstliegenden ist bafo (astur. vafu Rato y Hévia 121; port. bafo, bafio „cheiro peculiar aos objectos húmidos ou privados da renovação do ar; mofo“ (Figueiredo) oder auch tafo, das gerade in den nördlichen Mundarten „tufo, mal olor“ bedeutet (leon.: Garrote [2], 326; Babia-Laciana: Álvarez 333; álav.: Baraíbar 237). Das REW 9024 führt álav. tafo unter *typhus* mit Einmischungs des Stammes baff (878) an, also tufo + bafo.

Typus 3 ist weniger durchsichtig; man könnte zwar, wie es Cuervo, l. c. tut, rein lautlichen Wandel von aspiriertem *h (j)* > *g* annehmen, aber ein solcher Wandel ist keineswegs regelmäßig und daher wenig wahrscheinlich. Auch ein german. **mŭgan* „schimmeln“, von dem Gamillscheg ausgeht (der allerdings sagt, daß dieses zu mŭfum, mọfum romanisiert worden sei), kommt nicht in Betracht, da ja sonst regelrecht mofo, mojo, moho gesprochen wird. Wenn man aber in Betracht zieht, daß im Westastur. (Acevedo-Fernández 154) und in Babia-Laciana (Álvarez 316) mugor „moho“ bedeutet, wird man die -g--Formen eher einer Vermischung mit dem begriffsverwandten mugor = *mucore* (REW 5712) zuschreiben. *Mucor* bedeutet ja schon im Lateinischen „Schimmel“; als magor, mogor, mugor lebt es in dieser Bedeutung im galiz.-astur. Grenzgebiet (Acevedo-Fernández, S. 142, 154, der zu magor bemerkt: „telilla de color verdoso y con pelusa que cría el pan, principalmente el de maíz, cuando está empezado y hace mucho que se ha cocido. No es, propiamente, ni moho ni mugre“, und dazu magorentu „lo que tiene „magor“ mit der Bemerkung: „en otros concejos de Asturias alterna con mugriento, magoriento y mauriento“. Für Cabranes verzeichnet Canellada

275: mugor „olor a sucio y húmedo, especialmente el de la ropa sucia" und S. 270: mogorizu „el mal olor de las cosas sucias, como la ropa", bei Rato y Hévia 86: mugor „suciedad, sudor". Für die Litera (Aragon) gibt Coll 40: mugor „aire enrarecido que se encuentra en los silos y lagares". – In Sardinien ist nuor. und log. mukóre, mugóre die gewöhnliche Bezeichnung für „Schimmel", auch für den schlechten Geruch des Öls oder Specks (Busachi: su imbukkóre „tanfo dell'olio, lardo, pane[1], ecc.") auch in Italien kommt mucore in der Bedeutung „Schimmel" vor (abruzz.: Bielli 211; kalabr. mucari, muca; reat. mukore „la muffa del vino" (Campanelli 142); siz. muca „muffa" (Traina 258).

Auf iberoromanischem Gebiete ergeben sich neben den regelmäßigen Fortsetzern von muff- und mucor Mischformen aus beiden, und auch hier stellen wir wieder die Übertragung der ursprünglichen Bedeutung auf ähnliche wuchernde Überzüge und deren Geruch fest.

Die Bedeutungen „Schimmel", „Moos", „schleimiger Überzug", „Schmutz am Geschirr oder an den Kleidern" gehen, wie man sieht, durcheinander, was einer Erklärung erübrigt und für die etymologische Beurteilung selbst belanglos ist.

Doch ist es in diesem Zusammenhang nicht überflüssig, festzustellen, daß sich ähnliche Bedeutungsübertragungen, bzw. Beeinflussungen auch bei einer anderen Wortsippe beobachten lassen. García de Diego, Contr., no. 285 hat ausführlich die Fortsetzer von *malum folium*, bzw. *mala folia* im Iberoromanischen besprochen (warum sie im REW völlig unbeachtet geblieben sind, verstehe ich nicht). Marhojo, malhojo bedeutet meist „desperdicio o deshecho de hierbas y plantas" u. ähnl. und wird dann oft für das Maisstroh zur Verfütterung der Tiere gebraucht. Schon bei Nebrija steht: „marhojo o modo (verdruckt für moho oder mofo) de los árboles: musculus", und ähnlich bei Covarrubias: marhojo „es el moho que se cría en los árboles". Im galizisch-asturischen Grenzgebiet bedeutet heute marfoyo, marfollo „musgo de mar", also offenbar eine Art Alge, die man sonst auch „alga coralina" nennt (Acevedo-Fernández 145). Rato y Hévia, S. 81 hat: marfueyu, und S. 14: arfueyu „planta parásita que crece sobre el manzano, peral, avellano y roble"; „visco corilino (verdruckt für „coralino"); daß darunter die Mistel zu verstehen ist, ergibt sich aus Canellada, S. 97–98, die arfueyu, arhueyo mit „muérdago de los pumares" wiedergibt. Auch die spanischen Wörterbücher verzeichnen marojo als „muérdago de bayas rojas"; doch ist dieses Wort keineswegs allgemein gebräuchlich und wird vermutlich aus irgendeinem Dialekt stammen. Die Benennung ist wohl deshalb auf die Alge übertragen worden, weil sie schleimig und klebrig wie die Mistel ist, und vielleicht erklären sich die auffallenden *m*-losen Formen durch die Anlehnung an arga (alga). Daneben hat nun Rato, l. c. eine Nebenform argüellu, für die er zwei Bedeutungen angibt:

---

[1] Im Süden der Insel ist der Italianismus muffa gebräuchlich.

1. „terreno de abrojos y áspero“; 2. „la mugre del hábito alrededor del cuello“. Diese zweite Bedeutung geht offenbar von der klebrigen Mistel oder von der Korallenalge aus, so daß sich eine ähnliche Bedeutungsübertragung ergibt wie bei mugor „Schimmel“ und mugor, mugre „Schmutz (auf Kleidern)“.

Im Aragonesischen besteht für „musgo“ und „moho“ ein Wort molla (Borao 204), das man mit dem molla „miga“ des Bierzo („este pan tiene mucha molla“: García Rey 116) um so eher identifizieren darf, als im Bierzo daneben das Adj. mollo „ahuecado, esponjoso, podrido“ („El árbol está mollo“; „la tierra está molla“), ibd. besteht; auch darf an das port. moliço „Alge“ („limos e outras plantas aquáticas que se colhem para adubos de terras“) erinnert werden, das auch „Dachstroh“ („colmo em coberturas de choupanas“), im Minho „trockene am Boden herumliegende Piniennadeln („caruma seca“) bedeutet, aber keineswegs „Schmutz“, wie das REW 5649 angibt.

Das am meisten übliche Wort für „Schimmel“ ist in Portugal bolor, in den Mundarten vielfach balor oder barol (trasm. balor: Gomes Pereira, RL XV, 334; (Régua) barol (ibd.) XV, 343; (Sabrosa) barôlo (ibd. 346); barol auch als „prov.“ bei Figueiredo; dazu galiz. valor „moho, orín“ (Valladares 574); galiz.-astur. valorento „mohoso“ (Acevedo-Fernández 218). Es sind Fortsetzer von lat. *pallor* (REW 6169), das auch in Norditalien vertreten ist (ibd.); das anlautende b- statt p- ist allerdings seltsam; Meyer-Lübke, RG I, S. 354, § 427 denkt etwa an Einmischung von bolha, wozu ich aber keinen begrifflichen Anhaltspunkt sehe (bolha bedeutet „Blase“); Leite de Vasconcelos (RL II, 371; XIII, 260) geht vom Verbum abalorecer, abolorecer aus, in dem das *b* intervokalisch entstanden sein könnte.

Im Katalanischen sagt man für „Schimmel“: floridura und für „schimmeln“: florirse, für „schimmelig, verschimmelt“ florit; so auch andal. florecido „mohoso“ (Alcalá Venceslada 185) und auch span. florecerse „ponerse mohoso el queso, pan. usw.“. Dieselbe Bedeutung haben Ableitungen von *flos* auch in französischen, besonders südfranz. Mundarten (v. Wartburg, FEW III, 628 und in italienischen Dialekten (Castro dei Volsci: fjurì „muffire“ Vignoli 207); Amaseno: id. (Vignoli, Amas. 32); Ascrea (Rieti): fiorisse „muffire“ (Fanti, Ital. Dial. XVI, 90); abruzz. fiurirese (Finamore 190), und fiori del vino heißt man im Italienischen den kamigen Überzug, der sich auf verderbendem Wein bildet.

Für das Moos dagegen sagt man in Katalonien und den Randgebieten molsa, so auch in der Alta Ribagorza (Ferraz y Castán 79), das mit prov. molsa übereinstimmt; auch das molsa bei Gonzalo de Berceo wird wohl, wie Brüch, RFE XVII, S. 4 wahrscheinlich gemacht hat, ein navarro-aragonesisches Wort sein. In Aragon bedeutet molsa nach Borao [2], S. 283 den Schlamm, den eine Überschwemmung auf den Feldern hinterläßt, also wieder eine Ausdehnung der Bedeutung, die den schon erwähnten entspricht. Andere abgeleitete Bedeutungen bespricht Brüch, l. c., S. 5 und meint, je weiter sich das

Wort von seinem Ausgangspunkt entferne, desto mehr entferne es sich auch von seiner ursprünglichen Bedeutung. Darauf einzugehen, liegt außerhalb unserer gegenwärtigen Absicht. Doch verdient hervorgehoben zu werden, daß Baráibar für Álava (S. 180): musirse „enmohecerse, ajarse, criar moho" und musido „mohoso, canecido, ajado" verzeichnet, die wohl über mols- entstanden sein werden, und daß Lamano 546: mos „mofo, el musgo que crece en las piedras y en la corteza de los árboles", und moso „mohoso" kennt (wobei man allerdings sich auch denken könnte, daß moso aus dem Schriftwort mohoso zusammengezogen und mos [masc.!] daraus rückgebildet sei). Die Etymologie von molsa, das sich in Frankreich fortsetzt (mousse), ist noch nicht mit Sicherheit bestimmt (s. darüber Meyer-Lübke, ZFSL LVIII [1934], 28–36 und REW 5733 und Brüch, l. c.).

Endlich ist noch das von Baráibar verwendete canecido im Sinne von „schimmelig" zu erwähnen, das als canido „con moho" in Guadilla de Villamar (Burgos): de la Fuenta Caminals, RDTP V, 147, und ebenso in Palencia für „moho del pan o de la fruta" (RDTP I, 670) wiederkehrt; es gehört zu *canus*, das in dieser Bedeutung („Schimmel", „schimmelig") im Galloromanischen mit zahlreichen Formen und Ableitungen vertreten ist und auch nach Norditalien herüberreicht (v. Wartburg, FEW II, 238); die Benennung nach dem grau-weißen Überzug liegt auf der Hand.

Auch zwischen „Rost" (des Metalls) und „Schimmel" bestehen Beziehungen. Für das arag. rebuñ gibt Coll 47 als Bedeutung „moho, orín" an, und ebenso für robín in Bielsa (Hocharagon) Badía Margarit, El habla del Valle de Bielsa, Barcelona 1950, S. 327; andererseits bedeutet im Bierzo (Folgoso de la Rivera) megín „Rost" (orín): García Rey 114, in dem man nur eine Ableitung von moho sehen kann, desgleichen port. *mugre* (pop.) „ferrugem dos metais" „*Vou-me ao sino e raspo o mugre*": Filinto nach Figueiredo[11]; und auch roña, das im Hocharagon (Híjar) auch „orín de los metales" bedeutet (Felix Monge, RDTP VII, 227; ebenso Casacuberta-Coromines, BDC XXIV, 179) hat im Salmantinischen die Bedeutung „musgo" (Lamano), und auch die Definition „roña que crían las piedras de los ríos", die García-Lomas [2], von mogo gibt, zeigt, daß dort roña auch auf die auf den Steinen in den Bächen sich bildenden algenartigen Überzüge angewendet wird; und ebenso wird dort caspa für „musgo" verwendet (ibd. 328), also ein Wort, das sonst die Kopfschuppen bezeichnet, was man mit den von Meyer-Lübke, ZFSL LVIII, 32 für Italien festgestellten Bezeichnungen wie forfora in Sinigaglia (Siena) nach AIS 620, Punkt 553 und rüfa in Oberitalien vergleichen kann, wo also das Moos als ein „Auswuchs", ein „Ausschlag" angesehen wird.

Ein mehr allgemeiner Ausdruck ist tonga in der Montaña von Santander, zu dem García-Lomas [1], 237 bemerkt: „La acepción castellana se restringe en el dialecto popular montañés y solo emplean los aldeanos este vocablo, refiriéndose al musgo que se forma en algunas fuen-

tes o lugares pantanosos“; in der Neubearbeitung[2], 290 heißt es: tonga „lama o telilla que cría el agua u otro líquido en su superficie“, „capa de porquería que tienen las cosas sucias“; in Westasturien: tonga „capa de hierba sobrepuesta a otra“ (Acevedo-Fernández 212). Tonga = *tunĭca* (REW 8985, wo aber diese Bedeutungen fehlen) und tongada ist im heutigen Spanischen eine Schicht von irgend etwas: „capa de una cosa“, wie una tongada de cal, de ladrillos“; in Aragon: tongada „capa de tierra“ (Borao 247), abgesehen von anderen Bedeutungen, die an die ursprüngliche von *tunica* „Rock“ anknüpfen.

Max L. Wagner

Zeitschriftenschau

Studi urbinati di storia, filosofia e letteratura. Anno XXIV. Nuova Serie B. N. 1–2 (1950). Urbino, Presso l'Università degli Studi. 247 S.

In der vorliegenden Sammlung wissenschaftlicher Studien der Universität Urbino entstammt nur ein Aufsatz dem Bereich der romanischen Philologie; nämlich die Abhandlung von Oreste Macrí über Fernando de Herrera (S. 126–173). Es handelt sich dabei um eine zusammenfassende monographische Darstellung vom Leben und Werk des bekannten spanischen Renaissancedichters, den schon seine Zeitgenossen mit dem Beinamen „el divino" auszeichneten und der auch heute unbestritten als einer der bedeutendsten spanischen Lyriker gilt. Wie aus einer Andeutung des Verf.s (S. 169) hervorgeht, bildet seine Studie die Grundlage für weitere eigene Forschungen über Herreras Dichtung, die nach Ansicht des Verf.s bisher bei der Kritik nicht die ihr gebührende Beachtung und vor allem nicht das richtige Verständnis gefunden hat.

Im Gegensatz zu der im wesentlichen auf A. Coster (Fernando de Herrera el divino. Paris 1908) begründeten herrschenden Meinung bestreitet Macrí den künstlerischen Wert von Herreras heroisch-patriotischen Gedichten (also auch der berühmten „Canción por la vitoria de Lepanto"), ohne allerdings diese Behauptung im einzelnen zu beweisen. Das Hauptgewicht legt Macrí auf die Analyse von Herreras Liebeslyrik, deren Eigenständigkeit er gegenüber den Vorbildern Petrarca und Ausias March hervorhebt. Ob es freilich zur Aufhellung dieses Sachverhalts beiträgt, wenn der Verf. feststellt, Herrera sei „in der gleichen Weise" Petrarkist gewesen wie Ronsard, Mallarmé (!), Foscolo und Leopardi, erscheint doch recht zweifelhaft. Bei der Behandlung von Herreras Dichtungstheorie wünschte man sich eine eingehendere, durch Belege fundierte Interpretation von Herreras Garcilaso-Kommentar. Eine Untersuchung des „ingenio"-Begriffs hätte befruchtend werden können für die Fragestellung, die dem Rezensenten das eigentlich Neue an Macrís Darlegungen zu sein scheint: das Bemühen, Herreras Verhältnis zum Barock näher zu bestimmen. Unter Berücksichtigung der (vom Verf. nicht herangezogenen) neueren Arbeiten zur spanischen Barockdichtung (vor allem von Dámaso Alonso) dürften sich neue Aspekte für die Deutung Herreras ergeben. Jedenfalls muß einer weiteren Verfolgung der vom Verf. aufgeworfenen Frage eine grundsätzliche Klärung dessen vorausgehen, was unter Barock zu verstehen ist.

Kiel — August Buck

Revista de dialectología y tradiciones populares. Director: Vicente García de Diego. Tomos VI–VIII. Madrid 1950–1952. Consejo superior de investigaciones científicas. Centro de estudios de etnología peninsular.

Die Bände VI–VIII der spanischen führenden dialektologischen und volkskundlichen Zeitschrift enthalten, abgesehen von Notizen über Kongresse und Vorträge, Nekrologen, zahlreichen Rezensionen, darunter die Rezension in Aufsatzform von C. E. D(ubler) über R. Weiss, *Volkskunde der Schweiz* (VI, 214–231), sowie der sorgfältig zusammengestellten einschlägigen Bibliographie für Spanien, Portugal und Iberoamerika die folgenden wertvollen Abhandlungen und Materialveröffentlichungen:

Sprachliches:

M. Menéndez García, *Cruce de dialectos en el habla de Sisterna (Asturias)* (VI, 355–402). Sisterna liegt im SW der Provinz Oviedo. Beachtenswerte Bemerkungen über Kulturwandel, Laut- und Formenlehre, Vokabular. Die Md. zeigt eine Reihe von galicischen Zügen und phonetische Besonderheiten.

V. García de Diego, *Encuestas dialectales* (VII, 3–16). Fordert das Studium der kastilischen (und andalusischen) Untermundarten, insbesondere der Gegenden, in denen das Fortleben einzelner phonetischer und lexikologischer Elemente aus der Zeit vor der Kastilianisierung zu erwarten ist. Andere Abschnitte verweisen auf die z. Z. noch mangelnde geographische Abgrenzung einer großen Zahl sprachlicher Erscheinungen auf der Pyrenäenhalbinsel. Schließlich stellt García de Diego die Mundartenforschung, die sprachliche und sachliche Forschung vereinigt, als das Ideal hin. Als Ganzes ein sehr nützlicher sachkundiger und verständiger Überblick über die zukünftigen Aufgaben der spanischen dialektologischen Forschung. Neben der Arbeit von Voigt über die Sierra Nevada wäre für die Provinz Granada mein Aufsatz *Volkskundliches aus Ost-Granada,* VKR VII, 25–54 zu nennen.

F. Monge, *El habla de la Puebla de Híjar* (VII, 187–241). La Puebla de Híjar liegt in der Provinz Teruel, 72 km südöstl. von Zaragoza. Zugrundegelegt wurden die Fragebögen des Atlas Lingüístico de la Península Ibérica, erweitert durch die Ergebnisse der Untersuchungen an Ort und Stelle. In der Bibliographie fehlen F. Krüger, *Die Hochpyrenäen* und der Aufsatz von R. Wilmes über den Hausrat im Valle de Vió, VKR X, 213–246. Die Arbeit umfaßt Lautlehre, Bemerkungen zur Wortbildung und zur Flexion sowie ein umfangreiches Vokabular mit sprachvergleichenden und etymologischen Hinweisen. Durch den Einfluß von Zaragoza und auch durch katalanische Einflüsse sind die dialektologischen Eigentümlichkeiten der Md. im Schwinden begriffen. Wenn sich auch in der Grammatik Aragonismen finden, so ist die Sprache von La Puebla als Ganzes doch bereits ein castellano vulgar. Dagegen sind die aragonischen Elemente im Wortschatz noch überaus zahlreich. Der Wortschatz zeigt auch eine Reihe von Katalanismen, die phonetisch angepaßt werden. Wir sind dem Verf. dankbar, daß er die sprachlichen Verhältnisse, insbesondere den Wortschatz festgehalten hat, ehe es zu spät ist.

F. Schürr, *La diptongación ibero-románica* (VII, 279–390). Auszug aus Verfassers *Umlaut und Diphthongierung in der Romania,* RF 50 (1936), 275 ff. nebst Hinzufügungen.

Lexikologisches im allgemeinen:

V. Serra Irueste, *Nombres de la umbría* (VI, 133–138). Ergänzung zu einer Studie in Bd. II und III.

A. Carballo Picazo, *Algunos derivados españoles del lat.* MĬNARE (VI, 301–303).

A. Carballo Picazo, *Algunos derivados de* SĒRUS *y* SĒRŌTĬNUS (VI, 304–306).

M.a Carmen Cuadrado Vázquez, *Sinonimia de la palabra colcha* (VII, 518–523).

J. Pérez Vidal, *Influencias marineras en el español de Canarias* (VIII, 3–25).

Pilar Ahedo, *Nombres de la llovizna* (VIII, 367–368).

Dazu das kleine Vokabular von J. de la Fuente Caminals, *Algunas palabras de Renera (Guadalajara)* (VII, 136–140).

Personennamen:

G. M. Vergara, *Apodos que aplican a los naturales de algunas localidades de la provincia de Burgos los habitantes de los pueblos próximos a ellos* (VI, 531–553). Letzte Arbeit, die der große spanische Folklorist Vergara Martín vor seinem Tode (21. 12. 1948) geschrieben hat.

R. Wallace Thompson, *Ocho apodos en el Alto Aragón* (VIII, 465–470). Aus dem Valle de Vió.

Tiernamen (und Tierfarben):

P. Aebischer, *Les couleurs de la robe des équidés et des bovidés et quelques noms de chevaux, de mules et de vaches d'après les chartes espagnoles et portugaises du moyen âge* (VI, 28–40).

A. Riera, *Nombres de la mariquita* (VI, 621–639).

M.a Luisa Santos Rincón, *Nombres de la Aguzanieves* (VII, 508 bis 517). Ohne Berücksichtigung der Arbeit von R. Hallig, *Die Benennungen der Bachstelze in den romanischen Sprachen und Mundarten*, Leipzig-Paris 1933.

G. de la Cruz, *Carta de la ardilla* (VII, 685–693).

F. Bouza-Brey, *Nuevos nombres de la „Mantis religiosa" en Galicia* (VIII, 596–599).

Pflanzennamen:

F. Bouza-Brey, *Nombres y tradiciones de la digital en Galicia y Asturias* (VI, 3–27).

F. González Ollé, *Nombres de la fresa* (VII, 694–696).

Genoveva Gálvez Ortuño, *Nombres del espliego* (VIII, 144–147).

F. Bouza-Brey, *Onomástica y tradición de la fresa en Galicia y Asturias* (VIII, 195–211).

Pilar Ahedo, *Nombres de las cabezas o frutos del cadillo* (VIII, 369 bis 370).

Namengebung (außer Personen-, Tier- und Pflanzennamen):

C. J. Cela, *Nombres que dan los ciegos de Cartagena a los números de su lotería* (VII, 132–135).

Volkskunde allgemein:

J. Caro Baroja, *Ideas y personas en una población rural* (VII, 17 bis 55). Fordert Berücksichtigung der Intensität, mit der sich Anschauungen im Volke halten, sowie psychologische und soziologische Orientierung der Forschung (Auseinandersetzung mit der Soziologie Dürkheims und mit Lévy Bruhl). An dem Beispiel eines baskischen Alten wird die Bedeutung des vorlogischen Denkens auch für die euro-

päische Volkskunde aufgezeigt. Wichtig ist die von C. B. aufgestellte Leitidee vom sozialen Druck, der das Individuum dazu bringt, Gedankengut anzunehmen ohne selbst über dessen Richtigkeit nachzudenken. Reiches Beispielmaterial über Hexenglauben bei den Basken (aus Vera de Bidasoa). S. 39: der krähende gebratene Kapaun ist das bekannte Motiv der Santiagolegende. Dieses Hühnerwunder ist auch auf dem Altar der Jakobskirche in Rothenburg ob der Tauber dargestellt.

J. Caro Baroja, *Sobre psicología étnica* (VII, 254–265). Lehnt mit Recht die vorschnell verallgemeinernde Psychologie ab, die den Typ des Engländers, Spaniers usw. ein für allemal festlegen will (man vergleiche den unglückseligen Typ des „Dauerfranzosen", der eine Zeitlang in der Wissenschaft umhergegeistert hat), ebenso aber auch die Werke vom Typ von Wundts *Völkerpsychologie,* die die geistige Entwicklungsgeschichte der frühen Menschheit aufzeigen wollen an Hand von Daten, die besser durch die modernen soziologischen und kulturgeschichtlichen Methoden geklärt würden, und die sicherlich zu sehr schematisieren. C. B. schlägt vor, in der Völkerpsychologie von den Personen, ihren Gefühlen, Beweggründen und Gedanken auszugehen und nicht von den Ideen.

L. de Hoyos Sáinz †, *Lugar y límites de la etnología y el folklore en las ciencias sociológicas* (VIII, 26–30).

Sachkultur:

V. Bejarano, *El cultivo del lino en las regiones salmantinas de Las Bardas y La Huebra* (VI, 243–263). Darstellung der Flachskultur in den etwa 50 km südl. von Salamanca gelegenen Gebieten (mit der mundartlichen Terminologie).

A. García Suárez, *Contribución al léxico del asturiano occidental* (VI, 264–300). Küstengebiet zwischen dem Navia und dem Canero. Besonders landwirtschaftliche Geräte und Haus. Mit Zeichnungen.

J. Caro Baroja, *Disertación sobre los molinos de viento* (VIII, 212 bis 366). Mit vielen Zeichnungen, Photos und Kartenskizzen. Umfassende Studie der Windmühlen in Vergangenheit und Gegenwart, unter Berücksichtigung des Altertums (Heron von Alexandrien), Sijistans (persisch-afghanisches Grenzgebiet), Chinas, Europas und besonders Spaniens (Mancha, Andalusien, Kanarische Inseln, spanische Kolonien) und Portugals. Benutzt umfangreiches historisches Material und die gesamte moderne Fachliteratur. Eingehende Darstellung der heutigen Verteilung in Spanien, technisch genaue Beschreibungen mit ausgezeichneten instruktiven Abbildungen. Der Ursprung der Windmühle zum Getreidemahlen oder Wasserheben ist nach S. 354 Persien. Die technischen Einzelglieder waren den späteren Griechen bereits bekannt (Heron), nicht aber die Anwendung als Windmühle. – S. 267: Eine Windmühle mit turmartigem Steinbau von kreisförmigem Grundriß steht auch in der Stadtmauer von Xanten (Rheinland), wo ich sie jedenfalls 1939 in Betrieb gesehen habe. S. 280: Eine Mühle von der Insel Mykonos ist auch bei M. Hürlimann, *Das Mittelmeer,* Berlin-Zürich 1937, Taf. 66 zu sehen; daselbst Taf. 73 Windmühlen auf Kreta (Lasithi-Gebirge). Windmühlen von den Inseln Paros und Santorin zeigen Taf. 287 bzw. 285 bei H. Holdt – H. von Hofmannsthal, *Griechenland,* 3. Aufl., Berlin 1928. S. 315/6: Windmühlen von Campo de Criptana sind auch abgebildet bei O. Jessen, *Die Mancha,* Mitt. der Geogr. Gesellschaft in Hamburg XLI (1930), Taf. 22 und 23.

L. L. Cortés y Vázquez, *Ganadería y pastoreo en Berrocal de Huebra (Salamanca)* (VIII, 425–464 und 563–595). Darstellung der Hirtenkultur mit instruktiven Abbildungen von Geräten, Hütten und Hirtenkunst. Der 2. Teil ist ein wertvolles Vokabular.

G. Manrique, *San Pedro Manrique. Cultura popular pastoril* (VIII, 494–525). Hirtenkultur im gebirgigen Norden der Provinz Soria. Daten über Leben und Wanderungen (nach Extremadura) der Hirten. Der Hauptwert besteht in der Mitteilung der volkstümlichen Dichtung sowie der Sitten und Gebräuche. Mit Karte und Photos.

Haus:

R. Violant y Simorra, *Características tradicionales, antiguas y evolucionadas, del hogar doméstico popular en Cataluña* (VI, 430–495). Ausgezeichnete, klare und das kleinste Detail berücksichtigende Darstellung der Herdstellen Kataloniens in ihrer mannigfachen sachlichen und räumlichen Differenzierung, mit Terminologie sowie lehrreichen und kunstvollen Zeichnungen und Photos. Viele gute Beobachtungen. S. 488: zur zentralen Lage der Feuerstelle in der Küche vgl. für Korsika meine Ausführungen WS XIV (1932), S. 114 und 117/8. Die gleiche Anlage ist mir auch aus dem nördl. Friaul bekannt.

R. Violant y Simorra, *Mitología, folklore y etnografía del fuego en Cataluña* (VII, 602–651 und VIII, 67–116). Die gründliche Studie behandelt den Ursprung und die Gewinnung des Feuers im allgemeinen und speziell für Katalonien das Entfachen und Bewahren des Herdfeuers (mit Abb.), den Herd als Zentrum des Familienlebens, die Rolle des Feuers am Festtag, das Feuer als Symbol und die Personifizierung des Feuers. Umfassendes Belegmaterial aus Katalonien und reiches Vergleichsmaterial.

G. Manrique, *La casa popular del alto Duero* (VI, 574–582). Beschreibt das ländliche Haus dieses Teils Altkastiliens (tierras de Soria) in seinen Beziehungen zum Klima, zum Baumaterial und zum Leben der Bewohner. Es ergeben sich drei Haustypen: das Bauernhaus der Ebene, das Gebirgshaus der Viehzüchter und die casa pinariega. Schöne Photos.

W. Giese, *Los tipos de casa de la Península Ibérica* (VII, 563–601). Mit einer Kartenskizze, 8 Tafeln Zeichnungen, 16 Photos. Versuch einer systematischen Darstellung der bäuerlichen und städtischen Haustypen Spaniens und Portugals unter Aufzeigung ihres Ursprungs, ihrer Entwicklung und ihrer Verbreitung im Raum. Für den Sprachhistoriker von Interesse ist die Ausbreitung des mittelitalienischen Weinbauernhauses von der Tarraconensis aus, eine Parallele zur sprachlichen Romanisierung im Nordosten der Halbinsel.

Tracht:

S. García Sanz, *Notas sobre el traje popular en la provincia de Guadalajara* (VII, 141–151). Mit Karte und acht guten Photos. Ausführliche Beschreibung der Trachten der vier Zonen, in die Verf. die Provinz einteilt. Der Südwesten (Zone 1) zeigt Einflüsse der Tracht der Mancha.

Keramik:

F. Gonçalves, *Assobios onomatopaicos dos barristas de Barcelos* (VII, 327–336). Über in Barcelos (Minho) aus Ton hergestellte Instrumente zur Vogelstimmenimitation: *rouxinol* und *cuco*.

Sitten und Gebräuche:

M. Marcos de Sande, *Costumbres funerarias* (VI, 139–143). Bezieht sich auf Cáceres und La Alberca (Salamanca).

C. Morán, *Los „casorios"* (VI, 232–242). Bringt aus Rosales in León den Silvesterbrauch, durch Auslosen für ein Jahr je einen Burschen und ein Mädchen zusammen zu tun, bei. Zum Vergleich werden entsprechende Sitten aus anderen Gegenden Spaniens und darüber hinaus angeführt. Vergleichsweise sei hier noch aufmerksam gemacht auf die in einigen Dörfern in Trás-os-Montes an Fasnacht übliche „Verheiratung" von jungen Burschen und Mädchen sowie auf die Ugadias, die heute noch im Schamstal üblich sind und früher im romanischen Graubünden weiter verbreitet waren (hierzu G. Caduff, *Die Knabenschaften Graubündens,* Chur 1932).

Corridas de gallos (VIII, 154–158). Daten verschiedener Autoren aus Alhóndiga (Guadalajara), Aldeagordo (Ávila), Calamonte (Badajoz), La Albarca (Salamanca).

Volksglauben:

V. Risco, *Los tesoros legendarios de Galicia* (VI, 185–213 und 403 bis 429). Glaube an im Boden verborgene Schätze in Vergangenheit und Gegenwart. Magie des Entzauberns der „verzauberten Schätze".

Pilar García de Diego, *Devociones populares* (VI, 315–327).

J. Amades, *Piedras de virtud* (VII, 84–131). Reich dokumentierte Abhandlung über Steinkult in Katalonien.

J. R. Figueras, *Folklore de la lluvia y de las tempestades en el Pirineo catalán* (VII, 292–326). Gut dokumentierte Studie über Wettervoraussage, Regenheischen von den Heiligen, Beziehungen zwischen Hexen und Wetter und Schutzmaßnahmen gegen Unwetter.

J. Amades, *El mito de la fiera malvada* (VIII, 117–143). Volkstümliches Thema der literatura de cordel.

J. Ramón y Fernández Oxea, *Amuletos lunares en Cáceres* (VIII, 407–424). Mit Abbildungen. Man vergleiche für Portugal die bei H. Urtel, *Beiträge zur portugiesischen Volkskunde,* Hamburg 1928, Taf. 1, 2 und 4 abgebildeten Mondamulette.

V. Lis Quibén, *El conjuro de la tronada en Galicia* (VIII, 471–493).

Heiligenkult:

M. Brugarola, *Las tradiciones populares de Santo Domingo de la Calzada* (VI, 640–649). Geschichte und Brauchtum. Über das „Hühnerwunder" (S. 643/4), das in den Kreis der Santiagolegenden gehört, vgl. oben.

L. L. Cortés y Vázquez, *La leyenda de San Julián el Hospitalario y los caminos de la Peregrinación Jacobea del Occidente de España* (VII, 56–83). Weist auf die Bedeutung der westlichen Pilgerstraßen neben dem camino francés hin, insbesondere auf die Pilgerstraße von Zamora nach Chaves.

A. Sánchez Carrillo, *El Cascamorras* (VII, 341–348). Kult einer Marienikone in Baza, die von einem Arbeiter aus Guadix 1490 in Baza entdeckt wurde. Jährlich am 6. Sept. zieht eine vom Cascamorras (einem Abkömmling jenes Arbeiters) angeführte Schar von Guadix nach Baza zur Teilnahme am Geburtstag der Jungfrau Maria (8. 9.). Beschreibung der Bräuche (mit Photos). Cervantes lernte den Cascamorros, den er im *Don Quijote* figurieren läßt, am 9. 9. 1594 auf dessen Rückweg zwischen Baza und Guadix kennen.

E. Navarrete, *La „botarga" de San Blas en Peñalver (Guadalajara)* (VII, 349–351) und

J. de la Fuente Caminals, *„Botarga" de la fiesta del Niño Perdido en Valdenuño Fernández (Guadalajara)* (VII, 352–353) behandeln Tänze in Verbindung mit religiösem Kult.

Feste:

J. Ramón y Fernández, *Costumbres cacereñas* (VI, 78–103). Behandelt unter Mitteilung der bei den Festen üblichen Lieder 1. aus Madroñera die *Fiesta de los Animeros* (Seelenkult), die *Fiesta de las Niñerías* (24. 12.) und die Johannisnacht; 2. Karnevalsbräuche aus Madroñera und aus Villanueva de la Vera; 3. die Wache am cuerpo del Señor am Gründonnerstag und Karfreitag in Villamesía, verschiedene Büßerbräuche (bemerkenswert die *empalaos* in Valverde de la Vera) und die Ostersonntags-Prozession in Romangordo.

M. Brugarola, *La Pinochada de Vinuesa (Soria)* (VI, 307–314). Mit 5 Photos.

B. Gil, *Fiesta de las „Alabardas" en Orgaz (Toledo)* (VI, 496–501).

Nieves de Hoyos Sancho, *Fiestas en honor de Santa Águeda, patrona de las mujeres* (VII, 446–456). Behandelt die geographische Verbreitung des Kults der Heiligen in Spanien und seine Spielarten.

R. González Ubierna, *Los hombres de musgo* (VII, 524–525). Die moosbekleideten Männer, die in Béjar (Prov. Salamanca) an der Fronleichnamsprozession teilnehmen, stellen eine historische Erinnerung an die Einnahme der Stadt dar. Mit Photo.

M. Brugarola, *Los soldados del Santísimo Sacramento en Peñalsordo (Badajoz)* (VII, 526–535). Fest in Erinnerung an die Reconquista, mit dem Fronleichnamsfest verknüpft.

J. Pérez Vidal, *Tradiciones marineras* (VII, 697–703). Bei dem Fest der *Bajada de la Virgen de las Nieves* auf der Kanarischen Insel La Palma spielt der Brauch des *Castillo de la Nave* eine wichtige Rolle, der in den Kreis der Feste der *Moros y Cristianos* hineingehört.

J. Taboada, *La noche de San Juan en Galicia* (VIII, 600–632). Behandelt die Rolle von Wasser, Tau, Feuer, Kräutern, Blumen und Zweigen, Schicksalsvoraussagen, das Durchziehen kranker Kinder durch einen gespaltenen Baum u. a. m.

M. Brugarola, *Las fiestas sexenales de Santa María de Vallivana* (VIII, 677–685). Die Ermita unserer Frauen von Vallivana liegt 24 km von Morella (Prov. Castellón) entfernt am Wege nach Vinaroz. Ihr Fest wird alle sechs Jahre in Morella gefeiert. Mit 3 Photos.

Tänze:

P. Echeverría Bravo, *La danza de los diablos en el pueblo de Huete (Cuenca)* (VII, 337–340). Mit Musiknoten und Photos.

Spiele:

L. Diego Cuscoy, *El juego de „Cho Juan de la Cajeta"* (VI, 41–64). Kinderspiel auf den Kanarischen Inseln, das aus Südspanien (Extremadura-Andalusien) und aus Portugal eingeführt worden ist.

M. Fernández Costas, *Juegos infantiles en la comarca de Tuy* (VIII, 633–676). Reichhaltige Sammlung, mit vergleichenden Anmerkungen.

Lieder, Romanzen, Verse:

Pilar García de Diego, *Siete canciones infantiles* (VI, 104–132). Studiert eine Reihe von ihr gesammelter Romanzen nebst ihren Varianten.

J. A. Pires de Lima, *As bebidas alcoólicas no folclore ibero-americano* (VI, 171–184). Über die *cachaça* (Zuckerrohrschnaps in Brasilien) siehe jetzt noch J. Calasans, *Cachaça, moça branca,* Baía 1951. Nicht benutzt wurde H. Minnemann, *Weinbau und Wein im Spiegel portugiesischer Sprichwörter,* VKR X, 83–128.

J. Pérez Vidal, *Romancero tradicional canario (Isla de la Palma).* Texte und Studien. VI, 554–573: fünf Varianten von *La infanticida;* VII, 266–291: je zwei Varianten der Romanzen *La esposa infiel* und *Blanca Flor y Filomena;* VII, 424–445: *La serrana; La dama y el pastor.*

B. Gil, *Las coplas del Ramo en Berzocana (Cáceres)* (VII, 152–157).

J. Ramón y Fernández Oxea, *Cancionero y refranero de Corme* (VII, 457–507). Corme liegt im NW der Provinz La Coruña. Reichhaltige Sammlung. Einige ethnographische Angaben.

R. Meré, *Cantares asturianos y colombianos* (VIII, 148–153). Vergleiche.

J. Linares Palma, *Villancicos para las misas del Aguinaldo y Nochebuena de Juviles (Las Alpujarras)* (VIII, 686–700).

Märchenkunde:

J. Amades, *Comentarios de novelística popular* (VI, 65–77). Zusammenstellung interessanter Einleitungsformeln, vornehmlich katalanischer Märchen. Amades kennt nicht meine Studie *Zur Morphologie der Märchen der Romanen,* in *Miscelánea Filológica dedicada a D. Antonio M.a Alcover,* Palma de Mallorca 1932, S. 19–59, die katalanische Einleitungs- und Schlußformeln im Zusammenhang mit denen aus anderen romanischen Sprachen behandelt.

Sprichwörter:

L. de Hoyos Sáinz, *Bases metódicas y técnicas para un refranero agrícola* (VII, 242–253). Über Wert und Reichtum der auf die Landwirtschaft (einschließlich Viehzucht) bezüglichen spanischen Sprichwörter, die Zweckmäßigkeit der Abtrennung der rein metereologischen und klimatologischen Sprichwörter sowie über die Methodik des Sammelns.

Veríssimo de Mélo, *O cavalo no adagiário brasileiro* (VII, 391–404).

L. da Cámara Cascudo, *Com Don Quijote no folclore do Brasil* (VIII, 387–406).

Rätsel:

F. de Castro Pires de Lima, *Galinhas e ovos na adivinha popular* (VII, 654–684). Mit Vorwort von J. A. Pires de Lima † (S. 652–654). Die wertvolle Studie betrifft Spanien, Portugal, Argentinien und Brasilien.

A. M. Espinosa, Hijo, *Algunas adivinanzas españolas* (VIII, 31–66). Größtenteils vom Herausgeber 1936 in Altkastilien gesammelt. Der kleinere Teil wurde 1920 von seinem Vater aufgenommen; zwanzig asturianische Rätsel stammen von E. Martínez Torner.

Volkstheater:

A. de Larrea, *Siglo y medio de marionetas. La tía Norica de Cádiz* (VI, 583–620). Marionettentheater in Cádiz. Historische Studie und Text der Farse *La tía Norica.* Schöne Photos. Verf. denkt mit Recht an italienischen Ursprung und Vermittlung durch die starke italienische Kolonie in Cádiz im 17. und 18. Jahrhundert. Dahin weisen auch Namen der Personen wie *Norica* (ital. *Nora*) und *Reticurcio* (ital. *Curzio*).

Volksmedizin:

T. Rosemberg, „*Ahicar*", „*Ahicado*", „*Ahicamiento*", „*Desahicar*", *(Medicina supersticiosa americana)* (VII, 405–423).

L. L. Cortés y Vázquez, *Medicina popular riberana y dos conjuros de San Martín de Castañeda* (VIII, 526–537). Die Ribera bildet den NW der Provinz Salamanca; San Martín de Castañeda liegt im NW Zamoras.

WILHELM GIESE

Publicaciones del Instituto Caro y Cuervo, Bogotá.

VI. Miguel Antonio Caro, *Poesías latinas*. Edición dirigido por José Manuel Rivas Sacconi. Bogotá 1951. LVI, 250 S.

Der kolumbianische Dichter und Staatspräsident M. A. Caro (1843 bis 1909) war bekanntlich nicht nur ein bedeutender Dichter in spanischer Sprache, sondern auch der hervorragendste Dichter des 19. Jahrh.s in lateinischer Sprache. Seine lateinischen Werke erschienen 1943 in einer Ausgabe der Kolumbianischen Akademie, die jedoch so überstürzt erfolgte, daß sie voll von Fehlern war, so daß sie eingezogen und vernichtet werden mußte. Wir können daher die vorliegende Ausgabe als Erstausgabe bezeichnen. Der Direktor des Instituto Caro y Cuervo, J. M. Rivas Sacconi hat auf Grund der Manuskripte Caros in diesem Bande die lateinischen Originalwerke herausgegeben und mit einer Einleitung versehen. Die Ausgabe erfolgte mit großer Sorgfalt und Pietät und bedeutet für Kolumbien ein nationales Verdienst. Wenn Caro auch in der Form Vergil und Horaz folgt, so sind seine Dichtungen doch sehr persönlich und inhaltlich durchaus neuzeitlich. Es ist daher auch sehr zu bedauern, daß uns nicht alle lateinischen Dichtungen Caros erhalten sind; viele hat Caro selbst dem Feuer überliefert. Von vielen Dichtungen gibt es auch spanische Fassungen (vgl. die Liste S. XIV–XVIII); es läßt sich aber nicht feststellen, ob die lateinische oder die spanische Fassung die erste war. Im Anhang I werden die lateinischen Dichtungen veröffentlicht, die Caro aus den drei Teilen der *Carmina* ausgeschlossen hatte, und im Anhang II spanische Prosaübertragungen, die sich in Caros Entwürfen gefunden haben. Eine lateinisch geschriebene Studie von Daniel Restrepo S. I. (S. XXXIII–LVI) bringt außer einer literarischen Würdigung auch Ausführungen über Caros Metrik. Die äußere Ausstattung verdient alles Lob; eine Aufnahme Caros und Faksimile sind beigegeben.

VII. Miguel Antonio Caro, *Versiones latinas*. Edición dirigida por José Manuel Rivas Sacconi. Bogotá 1951. 529 S.

Dieser Band schließt sich eng an Bd. VI an. Er umfaßt die lateinischen Übersetzungen Caros von Dichtungen anderer in spanischer, italienischer, französischer und englischer Sprache. Die meisten Vorlagen sind Gedichte von Spaniern und Hispanoamerikanern; daß darunter viele von seinem Vater José Eusebio Caro sind, ist begreiflich. Irgendwie wurde Caro von dem Gedanken beherrscht, daß poetische Ewigkeitswerte in einer würdigen klassischen Form im Gedächtnis der Menschheit bewahrt werden müßten, und diese Form wäre eben die lateinische. Da Rivas Sacconi in Bd. II der Serie bereits Caros lateinische Übersetzung von Rodrigo Caros *Canción a las ruinas de*

Itálica herausgegeben hat, liegen nunmehr in den Bänden II, VI und VII sämtliche lateinische Originaldichtungen und Übertragungen in einwandfreien Ausgaben vor. Dankenswerterweise wurden in Bd. VII mit den Übertragungen auch die Originale veröffentlicht und zwar nach den Ausgaben, die Caro vorgelegen haben und die sich heute in der Nationalbibliothek zu Bogotá befinden. Auf diese Weise hat Rivas Sacconi ein eingehendes Studium der Kunst der Übertragung Caros ermöglicht.

VIII. Luis Flórez, *La pronunciación del español en Bogotá*. Bogotá 1951. 1 Karte, 390 S.

Diese ausgezeichnete Studie bereichert unsere Kenntnis der amerikanisch-spanischen Mundarten in erfolgreicher Weise. Flórez gibt eine detaillierte Darstellung der heute in Bogotá geltenden Aussprache des Spanischen auf Grund einer jahrelangen direkten Beobachtung der gesprochenen Sprache. Aus drucktechnischen Gründen hat er zwar auf eine phonetische Umschrift verzichten müssen, doch sind seine Ausführungen überall so klar, daß dies kaum als Mangel in Erscheinung tritt. Die Arbeit ist von besonderem Interesse, da sie einerseits zeigt, welche Veränderungen in der Sprache Bogotás vor sich gegangen sind seit dem Erscheinen von Cuervos *Apuntaciones* (1867–1872; 7. Aufl. Bogotá 1939), andererseits dadurch, daß der vergleichenden Forschung durch die moderne methodische Behandlung ein Material für Kolumbien an die Hand gegeben wird, das auf der gleichen wissenschaftlichen Höhe steht wie die neuesten Studien über das Spanische von Argentinien, Chile, Mexiko und Puerto Rico. Die Bevölkerung Bogotás wird in neuester Zeit immer mehr vermehrt durch Volkselemente, die aus anderen Teilen des Landes in die Hauptstadt ziehen, so daß die Sprache Bogotás vielgestaltig erscheint. Aus diesem Anlaß hat F. sich nicht auf die Sprache Bogotás beschränkt, wenn auch auf ihr der Nachdruck liegt, sondern aus ganz Kolumbien Vergleichsmaterial beigebracht, das er zum Teil auf eigenen Reisen gesammelt hat, zum Teil den Mitteilungen anderer verdankt. Insofern bedeutet die Arbeit eine Vorstudie zu einem künftigen kolumbianischen Sprachatlas. Man vergleiche hierzu etwa die Ausführungen über die Verbreitung von *ll* und *y (calle, caye)*. Da darüber hinaus stets die Verbreitung der einzelnen Erscheinungen im gesamten spanischen Amerika und in Spanien (wo es passend erscheint auch in anderen Gebieten der Romania) angegeben wird, läßt sich das Buch auch als bequemes Nachschlagewerk benutzen, wenn es gilt die Verbreitung gewisser Erscheinungen im Spanischen, insbesondere im amerikanischen Spanisch, festzustellen. Noch wichtiger aber sind zwei weitere Vorzüge seiner Studie – vor allem, wenn man an die oft so summarischen Angaben der meisten regionalspanischen Wörterbücher Amerikas denkt – nämlich die *genaue Lokalisierung* und dann die sorgfältige Scheidung der *sozialen Sphären*. Wenn auch die Aussprache der verschiedenen sozialen Schichten nicht systematisch untersucht worden ist, so wird doch von Fall zu Fall genau angegeben, ob es sich um Umgangssprache, familiäre Sprache, volkstümliche Sprache, Sprache der städtischen Unterschicht, Bauernsprache, Jargon der Neger usw. handelt. Dankenswert sind die Zusammenstellungen der Tierstimmennachahmungen, der Zurufe an Tiere, der Kurzformen von Namen (Kosenamen), der Gallizismen und Anglizis-

men sowie interessante Bemerkungen über die kolumbianische Satzmelodie.

Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken: S. 81: Eine leichte Nasalierung zeigt auch die Sprache mancher Andalusier und Italiener. S. 83: Wenn in *chisme, chusma, Cosme, asma* der erste Vokal nasaliert wird, so liegt sicher ein Einfluß des *m* vor, um so mehr als das *s* zur Aspiration neigt. S. 87: *bujero* (kast. *agujero,* aber auch *abujero*) ist auch salmantinisch, murcianisch und andalusisch (Giese, *Nordost-Cádiz,* Halle 1937, S. 131). S. 97: F. erklärt das *r* in *contrimás,* aus *cuanto y más,* als einen Einfluß von *contra.* Aber *contra* paßt semantisch in keiner Weise. Offenbar hat *cuanto y más* zunächst *cuantimás* ergeben, das sich bei der hl. Teresa findet. Hieraus *contimás* mit Übergang von *ua* in *o* in unbetonter Silbe (vgl. den Wechsel *ue* und *o* je nach dem Ton). Das *r* erklärt sich dann einfach als Übergangslaut. S. 143: Beachtlich ist die beginnende Verbreitung eines labiodentalen *v* als hyperkorrekten Lautes (wohl durch Einfluß des Französischen als wohl bekannter Fremdsprache gewisser Kreise) durch den Rundfunk. S. 150: Zu dem Wandel *d* zu *r* im Negerspanisch der atlantischen Küste (besonders im Dept. Bolívar) vgl. die gleiche Erscheinung im Negerportugiesischen und meine Ausführungen hierzu in der *Revista Lusitana* XXX, 254 bis 255. S. 153: Über *dr* zu *ir* in Chile vgl. noch A. Mangels, *Sondererscheinungen des Spanischen in Amerika,* Hamburg 1926, S. 40, auch Giese, *Boletín de Filologia* (Santiago de Chile) V, 119. S. 172, Anm.: Ich halte die „modalidad suave" des amerikanischen *j* gegenüber der heutigen spanischen Aussprache für ursprünglich. S. 183 ff.: Die Artikulation der *s*-Laute ist (wie in Andalusien) vielgestaltig und differenziert. Die Untersuchungen F.s an vielen Einzelpersonen aus verschiedenen Gegenden des Landes ist daher sehr verdienstvoll. S. 194: Beim Schwund des auslautenden *-s* scheint keine Längung des Vokals stattzufinden wie in Andalusien (*Nordost-Cádiz* S. 223). Der behauptete Wandel von *-s* zu *i* (*loi santo* 'los santos') ist noch nicht erwiesen; F. selbst hat in den von ihm besuchten Orten der Dept.s Chocó und Bolívar kein Beispiel dafür gefunden. S. 196: Zu den angegebenen Verhältnissen im Indogermanischen wäre noch die Behandlung des *-s* im Sandhi im Sanskrit zu nennen und die Entsprechung sanskr. *s,* awestisch (iranisch) *h.* S. 209: „relativamente frecuente entre campesinos del Chocó es el trueque de *r* por *d* fricativa o un sonido mixto". Handelt es sich bei diesem „sonido mixto" etwa um ein frikatives *r*? S. 217: Die Aufgabe des auslautenden *-r* ist nach F. charakteristisch für die Farbigen der Küstengebiete, und andere Klassen folgen dem Beispiel. Nun ist aber die Schwächung und Aufgabe des *-r* eine allgemeine volkssprachliche Tendenz, die in Argentinien und Cuba besonders in Erscheinung tritt (Chile läßt das *-r* des Infinitivs vor dem Pronomen schwinden wie das Altspanische); andererseits vermeidet auch das Negerportugiesische *-r* (Giese, *Rev. Lusitana* XXX, 252). S. 220: *Crotilde* ist kein Beispiel für „adición de *r*", sondern für *l* zu *r* infolge Dissimilation (aus *Clotilde*). S. 226: Eine bemerkenswerte Erscheinung ist die Assimilation von *l* an einen folgenden Konsonanten (*culpa* zu *cuppa, alcalde* zu *accadde* usw.) in der Bauernsprache des Dept. Bolívar. Handelt es sich bei *cuppa* usw. um eine Längung des Konsonanten oder nur um den Ausfall des *l*? Aus der Schreibung allein ist das nicht recht ersichtlich, sie weist eher auf das erstere. Ausfall des *l* vor Kon-

sonant findet sich (nach Mangels S. 41) in Argentinien, New Mexico und auf Cuba. S. 231: Der Schwund des auslautenden *-l* in der Bauernsprache der Küstengebiete wäre eine Parallele zum Schwund des *-r;* er findet sich außer in den von F. angegebenen Gebieten in Cuba.

Series minor I: Federico Leo, *Literatura romana.* Traducción castellana directa del alemán, anotada etc. por P. U. González de la Calle. Bogotá 1950. 292 S.

Series minor II: Rafael Torres Quintero, *Bibliografía de Rufino José Cuervo.* Bogotá 1951. 104 S.

Sorgfältige Bibliographie der Werke des kolumbianischen Philologen, die die fehlerhafte Bibliographie von A. Toledo von 1945 wirkungsvoll ersetzt. Die Einleitung bringt bemerkenswerte Ausführungen über die Autorschaft Cuervos an der Einleitung der Ausgabe der *Novelas ejemplares* des Cervantes in der *Bibliotheca Romanica.* Die alphabetisch geordnete Folge der Werke Cuervos umfaßt 62 Nummern. Ein chronologischer Index gestattet einen Überblick über C.s wissenschaftlichen Entwicklungsgang. Es folgt eine umfangreiche Bibliographie der Schriften über Cuervo. T. Q. hat mit dieser Veröffentlichung der Hispanistik einen wertvollen Dienst geleistet.

Wilhelm Giese

Anales Cervantinos. Tomo I, Madrid 1951.

Die Intention dieser unter der Leitung Francesco Maldonado de Guevara stehenden Publikation ist: acoger en potencia todas las manifestaciones del pensamiento en torno a Cervantes. Das Unternehmen bedeutet also eine Parallele zu der englischen Shakespeare Society und zu den deutschen Dante- und Kantgesellschaften. Der erste Beitrag stammt von Gerardo Diego, der als Dichter und Gelehrter sich einen bedeutenden Namen gemacht hat. Sein 'Cervantes y la Musica' bietet einen Überblick über die musikalische Leistung Spaniens seit dem Mittelalter, trägt alle Stellen aus den Werken des Cervantes zusammen, die von Musik handeln und kommentiert sie. Auch das Fortwirken cervantischer Themata im Musikleben Europas wird verfolgt. Friedrich Schürr schreibt über 'Cervantes y el Romanticismo' und unterzieht den Humor und die Ironie des Don Quijote innerhalb des romantischen Lebensgefühles einer feinsinnigen Behandlung. 'La idea dominante de su vida y de su obra, la libertad espiritual y psíquica de la personalidad moral autónoma, la realiza nuestro autor por medio de su humorismo. La sola forma de libertad verdadera posible en la vida terrenal, la interior, el poeta la consigue aceptando espontánea y voluntariamente su destino personal y reconciliándose con él, es decir, levantándose sobre él con la sonrisa de su humor.' M. García Blanco verfolgt in seiner Abhandlung über 'El Tema de la Cueva de Salamanca y el Entremés Cervantino de este Título' die Legende von der Höhle von Salamanca seit ihren Anfängen bis zu ihren letzten Variationen. Sie lautet: Ein Sakristan oder ein Baccalaureus oder gar der Teufel selbst habe in dieser unterirdischen Höhle dem S. Cebrián Unterricht gegeben in Astrologie, Magie und Geheimwissenschaft. Interessant ist, daß das Motiv von dem Verlust des Schattens an den Teufel durch einen der wißbegierigen Studenten, das später von Chamisso

in seinem Peter Schlemihl verwendet wurde, in einer aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden Version dieser Legende erscheint. Francisco Maldonado de Guevara behandelt El dolo como potencia estética' (Sobre el Pasaje del Tirante el Blanco en el Quijote). Der Aufsatz wurde schon 1949 in No. 7 der Cuadernos Hispano – Americanos publiziert und beschäftigt sich mit einer widerspruchsvollen Stelle des Don Quijote, deren Deutung allen Kommentatoren hartnäckige Schwierigkeiten bereitet. Cervantes scheint den Verfasser des Ritterromans Tirante el Blanco in einem Atem zu loben und zu verdammen. Maldonado schlägt nun eine frappante Lösung vor, indem er den Ausdruck de Industria auf Grund anderer Stellen des Werks als 'mit künstlerischem Raffinement' interpretiert. In umsichtiger und weitschichtiger Begründung des Terminus 'dolo' als poetischen Faktors macht er diese Bedeutung plausibel. Von all den Vorschlägen, die gemacht worden sind, um die betreffende Stelle des Don Quijote zu erklären, erscheint uns die Maldonados als die bestechendste, wenn nicht die einzig richtige. Ein zweiter Beitrag Maldonado de Guevaras 'Apuntes para la Fijación de las Estructuras esenciales en El Quijote dringt noch tiefer in die Erklärung der Substanz des Don Quijote-Romans ein. Mit der formidablen Armatur einer zünftigen philosophischen Terminologie und einer Belesenheit, Evokationskraft und Zitierfreude, die von den Veden und Laotse über Aristoteles und die Scholastik bis zu den modernen Phänomenologen, zu Husserl, Heidegger, Peter Wust, Hayting und Brown reicht, hat sich M. hier an die Aufgabe gemacht, die wesentlichen Strukturen im Don Quijote bloßzulegen. Dem der existenzialistischen Ausdrucksweise Unkundigen wird der Zugang zu dem gewichtigen Gehalt der Ausführungen Ms. nicht leicht sein. Wer aber imstande ist, sich durch die stachlige Rinde der philosophischen Hieroglyphik durchzuarbeiten, dessen Augen bieten sich eine Fülle überraschender und interessanter Aspekte der Problematik nicht nur des Don Quijote und des Cervantes, sondern auch der historischen Situation Spaniens und unserer heutigen geistigen Lage. Ganz besonders gescheite Perspektiven ergeben sich bei der Behandlung der Reducción acordativa andantesca in der Confrontation Don Quijotes und Sanchos mit verschiedenen Typen von Clowns und Bajazzos und bei der Erörterung der Einstellung von Frauen und Kindern zur Gestalt Don Quijotes. Eindrucksvoll ist ferner die kühne Geste mit der M. Nietzsche und Kierkegaard neben Simeon Stylites und Goethe neben dem Erzpriester von Hita zitiert und mit ihnen exemplifiziert. Auch was M. am Schluß über die Celestina sagt, ist höchst suggestiv.

In diesem Zusammenhang ergibt sich von selbst die Gelegenheit auf zwei weitere Cervantesarbeiten des prominenten Gelehrten hinzuweisen, die erst jüngst erschienen sind. 1948 ist im Verlag des Consejo Superior de Investigaciones Científicas M.s Aufsatz La Maiestas Cesarea en ,,El Quijote", veröffentlicht worden; hier macht es sich M. in Befolgung streng philologischer Methoden zur Aufgabe, an Hand oft wiederkehrender, charakteristischer Ausdrücke Leitmotive des Autors des Don Quijote festzustellen und aus ihnen die geistige Situation des Cervantes und seiner Nation am Wendepunkt der Geschichte des spanischen Weltreichs darzustellen. Die Cesarea Maiestas des römischen Reichs ist zur Grandeza des spanischen Weltreichs geworden und hat sich unter dem Druck der Zeiten zum Sosiego abgewandelt. Als närri-

scher Mensch repräsentiert Don Quijote die absolute Maiestas Cesarea. Als gescheiter Mensch fügt er sich in christlicher Demut dem Walten der Vorsehung und erkennt schließlich seinen Irrtum. Cervantes behandelt seiner Zeitlage entsprechend diese Maiestas mit Ironie und Humor. Zwei Schlußkapitel bieten einen Ausblick auf Parallelen in Virgils Aeneis und Dostojewskis Raskolnikow. Der Aufsatz ist ein faszinierendes Stück vergleichender Geistesgeschichte. In dem zweiten Aufsatz: 'El Incidente Avellaneda', publiziert in der Revista de Ideas Estéticas, No. 31, Juli, August, September 1950, Madrid, ist eine Erläuterung der aristotelischen Unterscheidung zwischen synonymem und homonymem Gebrauch von Wörtern der Ausgangspunkt zur Interpretation gewisser Stellen des Don Quijote, wo Cervantes mit auffallender Schärfe von den diebischen Qualitäten des Reinaldos de Montalbán spricht. M. sieht dahinter einen verdeckten, aber für den zeitgenössischen Leser doch wohl erkennbaren Angriff auf den Verleger Alonso Pérez de Montalbán und dessen Sohn Juan. Quevedo beschuldigte denselben Alonso der piratischen Edition seines Buscón. Es ist anderseits wohl bekannt, daß sein Sohn Juan eng liiert war mit Lope de Vega, der auf Cervantes eifersüchtig war. Es läge daher nicht fern zu vermuten, daß Montalbán auch hinter der Veröffentlichung der piratischen Fortsetzung des Don Quijote stünde. Auf alle Fälle erklärte sich so der Grimm des Cervantes über diesen Raub an seinem geistigen Eigentum am besten. Dem Aufsatz sind aufschlußreiche Annexe beigegeben. Wir bekennen gerne, daß der Verfasser dieser Arbeiten durch seine stark ausgeprägte Eigenart unter den heutigen Cervantisten eine besondere Stellung einnimmt. Er übernimmt in den Hochofen seiner Genialität die entlegensten Stoffe und disparatesten Lesefrüchte, schmilzt sie um und überschüttet uns dann in seinen Aufsätzen mit der Lava unentrinnbarer Argumentationen, mit dem Aschengeflock Heideggerscher Termini und mit dem Funkenregen scharfsinniger Beobachtungen, geistreicher Einfälle und tiefer Gedanken.

Raphael M.a de Hornedo beschäftigt sich mit der Frage 'Retrató Jáuregui a Cervantes?' Fitzmaurice-Kelley, Foulché-Delbosc und nach ihnen Azorin und Schevill bestritten die alte, aus dem Prolog der Novelas Ejemplares abgeleitete Auffassung, daß Jáuregui den Cervantes porträtiert habe. Hornedo legt auf überzeugende Weise dar, daß die Zweifel an der Aussage des Cervantes nicht berechtigt sind. Jáuregui hat Cervantes wirklich gemalt.

Von Ernesto Veres D'Ocón stammt der Artikel 'Los retratos de Dulcinea y Maritornes'. Der Verfasser sucht die beiden polaren Frauengestalten des Don Quijote im Rahmen des existenzialen Denkens zu erfassen. Die Schönheit der Dulcinea ist nach einem seit dem Mittelalter üblichen enumerativen Schema geschildert, dazu treten einzelne Züge aus dem Hirtenroman und der petrarchesken, neuplatonischen Lyrik. Im Porträt der Maritornes sieht der Verfasser nicht, was uns am nächstliegenden scheinen würde, eine im Gegensatz zum idealistisch verklärten Frauenbild realistisch geschaute und gezeichnete Gestalt, sondern eine antithetische Idealisierung in der Richtung auf die Häßlichkeit. Die Porträts des Cervantes seien nicht transzendent, sondern immanent. Seine Kunst schwebe zwischen der immanent-statistischen Position der Renaissance und der transzendenten, der dynamo-spiritualen Periode des Gotho-Barock.

Alberto Navarro Gonzalez schreibt über 'La Locura Quijotesca'. Er überprüft die hauptsächlichen Merkmale und Ursachen des Wahnsinns des Don Quijote, seine Haltung und einzelne Züge seines Charakters und kontrastiert seine selbstlose Hingabe an ein Menschheitsideal mit dem Denken und Tun eines Robinson.

Juan Antonio Tamayo orientiert über eine 'Obra Cervantina de Bécquer', über die eben erst publizierte „Venta Encantada" des liebenswürdigen Romantikers. Der Band enthält außerdem einige kleinere Beiträge von Narciso Alonso Cortés, Francisco Lopez Estrada und Francisco Induráin, Bücherbesprechungen, Bibliographien, eine Auswahl von Cervantes berührenden Poesien und die Wiedergabe einiger Ausschnitte cervantischer Erzählungskunst.

August Rüegg

Revista portuguesa de filologia. Vol. IV, tomo I. Coimbra, Casa do Castelo, 1951. 267 S.

Der Band enthält abgesehen von Besprechungen die folgenden Arbeiten:

G. Serra, *„Civitas" nel sardo medioevale* (S. 1–19) versucht den Nachweis zu erbringen, daß campid. *cida,* oristan. *zida,* logud. *kida,* temp. *kita* ‚Woche' sich von lat. CIVITA(S) herleiten, indem gezeigt wird, daß das lateinische Wort auf Sardinien den Bedeutungswandel von ‚Bürgerschaft' zu ‚gesetzlicher Vertretung der Bürgerschaft' zu ‚Stadtgebiet' im rechtlichen Sinne und weiter zu ‚Bürgermiliz, bei der jedes Viertel in wöchentlicher Ablösung die Wache hat' und schließlich ‚Woche' durchgemacht hat.

M. P. da Silva Pereira, *Fafe* (S. 20–185) ist die Fortsetzung von III, 374–416. Hier folgen die Darstellung der gegenständlichen Kultur und der Mundart. Besonders eingehend und aufschlußreich sind die Ausführungen über die (im einzelnen recht unterschiedlichen) Pflüge, Schleifen und Wagen; reichhaltig ist auch das Material über den Fischfang. Ferner werden behandelt Küchengeräte, Mahlzeiten, Tracht – darunter die *cruços* und *croças,* offenbar Strohmäntel; eine Materialangabe fehlt jedoch (mit fünf instruktiven Zeichnungen) – Anrede und Gruß, Anbau von Mais, Roggen und Kartoffeln, Joch, Egge, Dreschflegel, das Flechten von Strohhüten, die Verarbeitung der Eichenrinde sowie von Wolle und Flachs. Beachtlich ist die Feuerstelle in der Mitte der Küche (S. 31). Viele schöne Zeichnungen der landwirtschaftlichen Geräte usw. erleichtern das Verständnis. Die Wiedergabe der Photos Abb. 11–13, 18, 30 und 92 ist leider zu undeutlich. Neben dem Getreide- oder Maisspeicher in Hausform *(espigueiro)* finden sich (in Aboim und Várzea Cova) korbförmige Speicher mit kreisförmigem Grundriß (Abb. 70, S. 98) wie sie auch in Asturien auftreten (s. VKR XVI, Taf. VIII, 15) und wie sie mir auch aus der Prov. Lugo und aus dem Westen der Großen Walachei bekannt sind. Die Kartoffeln werden *castáinhas-da-Índia* genannt. Verf. meint S. 56 die Bezeichnung *castáinhas* rühre von der Farbe der Kartoffeln her und der Zusatz *da Índia* hätte seinen Grund darin, daß die Indianer zuerst Kartoffeln gegessen hätten. *Da Índia* beruht natürlich darauf, daß die Kartoffel von Amerika eingeführt worden ist, und *castáinhas-da-Índia* zeigt an, daß die Kartoffel als Volksnahrungsmittel die Stelle eingenommen

hat, die früher der Kastanie zukam. Die Ausführungen über die Mitarbeit der Kinder auf dem Lande (S. 21) und über das Mißtrauen der einfachen Landleute gegenüber der Exploratorin (S. 25) hätten nicht mit epischer Breite behandelt werden brauchen. Das anfängliche Mißtrauen der Gebirgsbauern ist verständlich. Aus der Lautlehre sind bemerkenswert: *a* zu *ê* in *andêmos* ‚andámos' etc.; *a* zu *ai* oder *ei* vor *n*, z. B. *báinda* ‚banda', *mureingo* ‚morango'; *feilho* ‚filho' und *fareinha* ‚farinha' setzen einen Wandel *i* zu *e* zu *ei* voraus; *reixinol* ‚rouxinol' und *eiteiro* ‚outeiro' setzen *roixinol* und *oiteiro* voraus; beachtenswert ist die anlautende Affricata in *tchegar* ‚chegar', *tchideiro* ‚chedeiro'; *nh* statt *lh* zeigt *minháfro* ‚milhafre'; *l* statt *r* in *àlmário* ‚armário' ist Dissimilation, *cilôiras* ‚celouras' beruht auf Metathesis, es ist nicht angängig auf Grund dieser Beispiele einen Wandel von *r* zu *l* anzusetzen (S. 138). Auslautendes nasales *-ẽ* und *-ã* (geschrieben *-em, -am*) werden entnasalisiert. Eine auffällige Erscheinung ist der starke Schwund nicht nur von unbetonten Vokalen, sondern auch von Konsonanten in der Sprache von Luilhas infolge schnellen Sprechtempos (S. 139–140). Die charakteristischen Erscheinungen der Formenlehre, der Wortbildung und der Syntax sind übersichtlich zusammengestellt. Tiermetaphern bei Sachbezeichnungen sind *zorra* (S. 85), *lôbo, raposa* (S. 100). Die Arbeit zeichnet sich aus durch gute Beobachtung im Gelände und klare, wohlgeordnete Darstellung.

P. Aebischer, *Ruga ‚rue' dans les langues romanes* (S. 170–185) bestätigt auf Grund eines reichen Urkundenmaterials (besonders aus Italien) die Anschauung Meyer-Lübkes, daß die span., port. und ital. Bezeichnungen *rua* ‚Straße, Gasse' von Frankreich ausgegangen sind. Er macht ferner darauf aufmerksam, daß *ruga* auch ein Wort der Kreuzzüge ist, das seit dem Anfang des XII. Jahrhunderts in lateinischen Urkunden der Grafschaft Antiochia auftritt. Es ist daher wahrscheinlich, daß *ruga* in der Bedeutung „strada che si concedeva d'abitarla ai mercanti della nazione forestiera che vi avevano il Fondaco" vom Orient aus in italienischen Hafenstädten wie Bari, Venedig, Neapel und auch in Lucca Eingang gefunden hat.

P. Cunha Serra, *Estudos toponímicos* (S. 186–195) behandelt die portugiesischen Ortsnamen *Pepe, Pipe, Pepim, Oiã, Cilhão* und *Aguilhão,* die er mit lat. Personennamen in Verbindung bringt, sowie *Cõedo,* das er auf den lat. Pflanzennamen CUNELA, CUNILA zurückführt.

J. M. Piel, *Miscelânea de toponímia peninsular* (S. 196–227) vereinigt acht geistvolle Studien über portugiesische und spanische Ortsnamen, deren sprachliche und historische Probleme verschiedenartig gelagert sind. Von besonderem Interesse ist die erste Studie, die zeigt, daß es in Galicien einen Ort *Cumbráns* und sechs Orte *Cumbraos* gibt, die offenbar Kolonien von Auswanderern aus Coimbra, wahrscheinlich vom Anfang des VIII. Jahrhunderts darstellen. Einer der *Cumbraos*-Orte ist 817 dokumentarisch als *Colimbrianos* belegt, wodurch der sprachliche Zusammenhang mit *Coimbra* (CONIMBRIGA) gesichert ist. Der verdiente Namenforscher sieht wohl (S. 200), daß nicht alle *Cumbraos* in Galicien auf Kolonisten aus Coimbra zurückzugehen brauchen, sondern daß einige Orte auch auf einer Expansion von einem galicischen Ort dieses Namens beruhen können.

WILHELM GIESE

Revista portuguesa de filologia. Vol. IV, tomo II. Coimbra, Casa do Castelo, 1951. S. 269–497.

Abgesehen von einer Reihe wertvoller Besprechungen, unter denen wir die von J. G. C. Herculano de Carvalho über J. A. Capela e Silva, *Estudos alentejanos* (459–467) hervorheben möchten, da sie beachtenswerte Richtigstellungen mitteilt und auf die Lücken des alentejanischen Wörterbuchs hinweist, enthält der neue Band der Coimbraer Zeitschrift die folgenden Beiträge:

B. E. Vidos, *Mots créés, mots empruntés et curiosités lexicologiques* (S. 269–309) studiert eine Reihe von Warenbezeichnungen von Geweben, die in Deutschland, Holland und Flandern sowie auch Frankreich für den Export nach Spanien erzeugt wurden und deren Namen im Milieu zwei- oder mehrsprachiger Kaufleute entstanden ist oder, besser gesagt, geschaffen wurde. Vidos' wichtige Quelle ist der *Dictionnaire universal de commerce* von J. Savary des Bruslons (Kopenhagen 1759–1765). Savary war „inspecteur général des manufactures de draperie et de lainerie à la douane de Paris". Als Verschiffungshafen spielte Hamburg eine bedeutende Rolle. Vidos sieht in span. *platilla,* kat. *platille* (weißes Leinen) eine Schöpfung deutscher Fabrikanten und Exporteure. Span. *lamparilla,* ein vorzugsweise in Lille, Brügge und Holland hergestellter Wollstoff für den Export nach Spanien geht zurück auf frz. *nonpareille,* das in holländischen Texten aus Leiden schon 1653 bezeugt ist, also eher als in Frankreich, was damit in Einklang steht, daß der Stoff zunächst für den Export nach Frankreich bestimmt war. In dem span. *lamparilla* (seit 1680) sieht V. einen Einfluß von *lana* ‚Wolle', natürlicher wäre, einfach an den vorgesetzten Artikel *la* zu denken, indem ein in der Endung hispanisiertes *la nomparilla* zu *lamparilla* geworden wäre. Die Handwerkerbezeichnung frz. *speelier (spellier)* in Lüttich (seit 1357) erscheint als eine Wortschöpfung in einem flämisch-französischen Handwerkerkreis. Das fläm. *spellemakere* findet sich in einem frz. Text aus St. Omer aus der Zeit zwischen 1250 und 1325 in der Form *spelmakere.* In St. Omer aber befinden wir uns in einem zweisprachigen Gebiet. Von den über Hamburg nach San Sebastián und Bilbao ausgeführten deutschen Fabrikaten stammt frz. *bocadille* aus span. *bocadillo* (daß der span. Einfluß von Antwerpen ausgegangen sei, wie V. S. 281 meint, ist nicht überzeugend), *bombazi* aus kat. *bombasí.* Der Stoff wurde ursprünglich in Mailand hergestellt *(tela bombagina* oder *tela bambagina* ‚Baumwollgewebe', dann *bombagina* oder *bambagina,* heute *bombasina).* Das *enrolade* genannte Leinen verdankt seinen Namen portugiesischen Exporteuren oder Fabrikanten (vor 1532), später wurde es auch in Deutschland hergestellt. Diese Beispiele mögen genügen, um einen Begriff zu geben von der sachlich und methodisch sehr anregenden Arbeit.

J. M. Piel, *Os nomes das ‚QUERCUS' na toponímia peninsular* (S. 310–341, dazu S. 474–476) ist eine sorgfältige Studie über die zahlreichen unterschiedlichen Namen der verschiedenen Eichenarten auf der Pyrenäenhalbinsel, die in Orts- und Geländenamen ihren Niederschlag gefunden haben. Zu *alcornoque* (S. 335) noch *Cortijo del Alcornocal* in der Prov. Cádiz (Giese, Nordost-Cádiz S. 191). Was *chaparro* (S. 336) anbetrifft, über dessen mögliche prähistorische Etymologie Piel mit aller Zurückhaltung referiert, so ist jedenfalls sicher, daß bask. *tšapar* ‚kleine Eiche', das nur im Ronkalischen belegt ist,

infolge seines Anlauts nicht auf lat. SAPPINUS zurückgeht, da lat. s- bask. *š* bzw. *j-*, oder *s* oder *z* ergibt (SANTU > *šaindu*, INSERTARE > *šertatu*; *SAPIETATE > *jakilate* ,Wissen'; SOLARIU > *selaru*; SENSU > *zentsu*, SAETACIU > *zetatse*). Bask. *tšaparro* ,Steineiche', ,Eichwald', das nach Azkue nur in Salazar (Nieder-Navarra) auftritt, ist Lehnwort aus dem Spanischen (das Suffix *-arro* ist nicht baskisch, dürfte aber wohl iberisch sein). Die Bedeutungen, die *tšapar* in einigen Orten Vizcayas angenommen hat: ,mazorquita de maiz, de pocos granos', ,espigas desperdigadas', ,persona de pequeña estatura' lassen sich von ,Eiche' ableiten und können somit als Beweis für das ursprüngliche Vorhandensein von *tšapar* ,Eiche' oder ,kleine Eiche' auch in Viscaya gewertet werden. Das Bask. und die span.-port. Form weisen auf einen Stamm *tšap-*, lat. SAPPINUS auf *sapp-* oder *sap-*, berber. *tasäft* ,Eiche bestimmter Art' auf **sap*. Afrz. aprov. *sap* pflegt man als Rückbildung von *sapin* anzusehen, doch wäre das Fortleben eines gall. **sapos* nicht ausgeschlossen. Breton. *sapr* (Kollektiv), Sg. *saprenn* ,Tanne', Md. von Vannes *sap* ,du sapin' (Ernault) geht offensichtlich auf afrz. *sap* zurück. Kymr. *syb* in *sybwydd* (Kollektiv), Sg. *sybwydden* ,Fichte, Föhre', corn. *sib-uit* ,Tannen' sind in diesem Zusammenhang auszuscheiden, da kymr. *syb*, corn. *sib* eine Grundform **sob* oder **seb* verlangen. Weiter zurück (zu einer gemeinsamen Wurzel) kommen wir m. E. nicht. Jedenfalls ist aber zu beachten, daß im Lateinischen, Galloromanischen und Bretonischen die Bedeutung ,Tanne' vorliegt, während die span.-port. Formen, die baskische und die berberische ,Eiche' bedeuten.

K. Baldinger, *Autour du „Französisches etymologisches Wörterbuch" (FEW)* (S. 342–373) ist eine nützliche und lehrreiche Anleitung zur kritischen Benutzung der schriftsprachlichen Wörterbücher, wenn es sich darum handelt festzustellen, ob dieses oder jenes Wort oder eine bestimmte Bedeutung zu einer bestimmten Zeit in der Sprache lebendig war. Ausgehend von der immer stärkeren Beachtung, die die Entwicklungsgeschichte des schriftfranzösischen Wortschatzes in den jüngeren Lieferungen des FEW gefunden hat, bietet B. eine Liste der Wörterbücher des literarischen Französisch, die Serien von Neuausgaben bilden (seit dem Ende des 14. Jahrhunderts), und zeigt dann an Beispielen die Irrtümer, die sich bei der Benutzung ergeben. Seitens des Benutzers sind dies oberflächliche Interpretation des Gebotenen und oberflächliche Ausschöpfung. Die Mängel der Wb. selbst beruhen auf zu großer Kürze der Angaben, auf dem Mitschleppen von Wörtern, die nicht mehr in der Sprache leben, infolge mechanischen Kopierens der älteren Ausgaben, auf der Aufnahme von Regionalismen, die nicht als solche gekennzeichnet werden. Die Wörterbuchangaben benötigen daher eine Kontrolle, die sich außer durch Vergleich der Wb. selbst, durch Heranziehen der literarischen Texte, der Mundartenwörterbücher und der sachlichen Spezialwörterbücher ermöglichen läßt.

M. P. da Silva Pereira, *Fafe* (S. 374–416) bildet den III. Teil der in Bd. III, 196 beginnenden Regionalstudie. Er bringt zunächst Ausführungen über den Volksglauben, den Weihnachtsblock und beachtenswert reiche Angaben zur Volksmedizin. Zur Verbreitung des bei der Rose verwendeten Heilsegens S. 382 mit dem *Pedro-Paulo*-Motiv siehe H. Urtel, *Beiträge zur port. Volkskunde*, Hamburg 1928, S. 68, der auch S. 67 auf das Motiv der *Três filhas* hingewiesen hat, das

sich wiederum in der von Verf. S. 383 mitgeteilten Besprechungsformel findet. Es folgen Romanzen (Verf. nennt sie „contos“!), Wiegenlieder, Liebeslieder und Gebete in Versform, alle, wie auch die sonstigen Angaben genau lokalisiert. Die Volksdichtung wird in phonetischer Schrift wiedergegeben mit nebenstehender schriftsprachlicher Fassung. In fünf Fällen wird auch die Melodie der Lieder in Notenschrift mitgeteilt. Bei der Melodie S. 406 ist die Takteinteilung nicht der Melodie adäquat. Aus jedem Takt sind zwei zu machen und der Wert aller Noten ist auf die doppelte Länge zu bringen. Entsprechendes gilt auch für die Melodie S. 407, wo außerdem in der zweiten Reihe der Taktstrich, der nach dem zweiten a steht vor dieses gehört. Als Ganzes eine sehr dankenswerte und erfreuliche Arbeit.

V. Cocco, *Tradizione indoeuropea e lessico mediterraneo* (S. 417–425) überprüft eine Reihe von etymologischen Problemen, die von J. Hubschmid in ZRPh LXVI, 1–94 diskutiert worden sind, u. a. unter Heranziehung des Materials der semitischen Sprachen.

Wilhelm Giese

Revista portuguesa de filologia. Coimbra, Casa do Castelo, Editora. Director: M. de Paiva Boléo. Vol. V, tomos I e II. 1952. 552 S.

Vol. V enthält die folgenden Beiträge:

J. Hubschmid, *Etymologies romanes: le port. „troço“ ‚morceau‘ et sa famille* (S. 1–25). Stützt durch ein reiches Wortmaterial das von Brüch vorgeschlagene Etymon *TROCIU als Ableitung von einem gall. *TROCUS, das sowohl mit kymr. *trwch* ‚verstümmelt‘ als auch mit lat. TRUNCUS verwandt ist. Zu S. 20: kymr. *trwch* ‚broken, cut down‘ wird noch gestützt durch corn. *trōgh* ‚cut, broken‘ (Morton Nance) und breton. *trouc'h, troc'h* ‚coupure, incision, coupe‘ (Ernault).

H. Kröll, *Designações portuguesas para ‚embriguez‘* (S. 27–87). 1. Teil einer sehr interessanten Dissertation über die port. Bezeichnungen für Trunkenheit, betrunken und Betrunkener, nach Begriffsgruppen geordnet und mit Berücksichtigung des sozialen Elements ausgearbeitet. Das Material stammt im wesentlichen aus der *Revista Lusitana* und den Materialien des von M. de Paiva Boléo organisierten *Inquérito linguístico (por correspondência)*. Sorgfältige Arbeit. Zu S. 56, Anm. 25: Über die Verbreitung des Weintransports in Tierhäuten siehe F. Krüger, *Die Hochpyrenäen* C I (*Butlletí de dialectologia catalana* XXIII), S. 131–132. Beachtenswertes einschlägiges Material für Krölls Untersuchung aus Brasilien findet sich in J. Calasans, *Cachaça, moça branca,* Baía, Museu do Estado, 1951.

Maria Palmira da Silva Pereira, *Fafe. Contribuição para o estudo da linguagem, etnografia e folclore do concelho* (S. 89–187). Schluß der in vol. III und IV erschienenen Arbeit. Bringt den Wortschatz, einige Lieder und die Bibliographie. Das Wörterverzeichnis ist in schriftsprachlicher Form angeordnet, doch wird die mundartliche Aussprache stets angegeben. Das Glossar gibt reiche sachliche Auskünfte, auch über Gebräuche. Es war ein guter Gedanke unter Pflug und Wagen auch die Namen der einzelnen Teile zu verzeichnen, so daß diese Hauptstichwörter gleichzeitig als Sachregister dienen. Viele Photos und Zeichnungen (Fig. 102 etwas unbeholfen, Fig. 126 und 127 perspektivisch falsch, die übrigen recht instruktiv) erläutern die Sachangaben. Der

Artikel *dobadoura* umfaßt 12 Seiten und enthält 10 Photos und 3 Zeichnungen. Warum wird S. 92 als Stichwort *alevadouro* gewählt, wenn die Aussprache *alibadói̯ru* ist? S. 106 und 114 erscheinen als Stichwort sowohl Formen auf *-oira* als auch auf *-oura,* wobei nun wiederum bei den Formen auf *-oura* die Aussprache *-ói̯ra* angegeben wird.

Irene Alves da Silva, *A linguagem corticeira. (Subsídios para o seu estudo)* (S. 189–224). Erster Teil einer sachlich-dialektologischen Studie über die Korkindustrie in Portugal, der in doppelter Hinsicht besondere Bedeutung zukommt. Erstens spielt der Anbau der Korkeiche und die industrielle Verwendung des Korks im Wirtschaftsleben Portugals eine sehr wichtige Rolle. Kunstvoll gearbeitete Gegenstände aus Kork bilden auch einen sehr beachtenswerten Bestandteil der portugiesischen Volkskunst. Zweitens ist diese Arbeit die erste aus der Schule Boléos, die nicht nur eine einzelne Region Portugals zum Gegenstand hat, sondern ganz Portugal. Die sur-place-Aufnahmen stammen aus der Heimat der Verfasserin, der Gegend von Vila da Feira (früher Beira Litoral, Distrikt Aveiro, jetzt Douro Litoral), aus Estremadura (besonders aus Alcobaça und Lissaboner Fabriken), aus dem Ribatejo und Alentejo. Der vorliegende Teil (mit Karten und ausgezeichneten Photos) behandelt die Korkeiche in der port. Toponymie sowie den Anbau der Korkeiche bis zur Loslösung der Rinde. S. 217 interessante Metaphern für die Innenseite der Rinde. Das Vorwort ist ein wenig kindlich. Hier wie in der Einleitung wirkt die Darstellung durch den oft überladenen und überschwenglichen Stil wie ein Schulaufsatz (vgl. z. B. S. 197, Schluß des 3. Absatzes). Man weiß nicht recht, soll man sich über die Spontaneität freuen oder den Mangel an trockenem wissenschaftlichen Stil beklagen.

P. Merea, *Sobre a suposta filiação „iubilius > iubero“* (S. 225–231). Erklärt *yubero* als junge Form für *yuguero, iugarius,* das auf IUGUM zurückgeht. Die Etymologie von *iubilius* bleibt ungeklärt.

J. M. Piel, *„Vereda, vere(i)a, vreia, breia“, gal. „brea“* (S. 233–244). Lehnt die von Meyer-Lübke übernommene Etymologie Brüchs von port. *vereda* ‚Weg, Pfad‘ aus VĬRĒTUM ‚mit Grünem bewachsener Platz‘ ab und spricht sich für VERĒDUS ‚Postpferd‘ aus, was schon bei Diez zu finden ist. *vereda* ist nach Du Cange „via per quem veredi vadunt“, also der Weg, den der VERĒDĀRIUS, der Kurier, auf dem VERĒDUS, dem Postpferd, zurücklegt. Die Bewahrung des *-d-* macht keine Schwierigkeiten, da *vereda* die gelehrte, latinisierte Form ist, *d*-lose Formen finden sich häufig in Nordportugal und Galicien, und zwar nicht nur in der Toponymie. – Ein Blick auf die Karte S. 240 zeigt uns, daß die volkstümlichen Typen *brea, breia, verea, vereia* im galicisch-nordportugiesischen Gebiet massiert erscheinen, die latinisierten *vereda*-Formen dagegen nur im Gebiet von Murcia und um Madrid häufig sind. Ich möchte daraus den Schluß ziehen, daß in Galicien und Nordportugal, im alten Gebiet starker keltischer Siedlung überhaupt nicht lat. *VERĒDA als der von dem VERĒDĀRIUS auf dem VERĒDUS zurückgelegte Weg zugrunde liegt, sondern, daß die port.-galic. Formen unmittelbar keltisches *VERĒDA fortsetzen. Gallisches *verēdos* geht zurück auf gall. *rēda* ‚vierrädriger Wagen‘ (belegt Caesar I, 51; Quint. I, 5, 57) und dem Kompositionsglied *ve-*. Zu *rēda* gehört air. *-riad* in *dé-riad* ‚zweirädriger Wagen‘ (vgl. sonst air. *riad* ‚Fahrt‘). *ve-* ist offenbar die in der Komposition häufige Präposition air. *fo-* ‚unter‘, der kymr. *gwa-* bzw. *go-,* bre-

ton. *gou-* entspricht. Gall. *verēdos* wäre also „der zum Wagen (oder zum Fahren) Gehörige", nämlich das Pferd. Gall. **verēda* wäre „die zum Wagen Gehörige" (etwa **rīca*), also der „Weg des Wagens", der „Karrenweg". Später mag dann, in römischer Zeit, *vereda* als Weg des VERĒDĀRIUS oder des VERĒDUS aufgefaßt worden sein. Gall. *verēdos* ‚Pferd' lebt, soweit ich sehe, im Keltischen nur in heute veraltetem neukymr. *gorwydd* ‚horse, courser, steed, palfrey' weiter, während im übrigen in den mittelalterlichen und modernen keltischen Sprachen andere Bezeichnungen für das Pferd üblich sind.

Ruggero M. Ruggieri, *Alcuni aspetti dell' italiano moderno* (S. 245 bis 263). Untersucht an Hand von A. Menarini, *Profili di vita italiana nelle parole nuove,* Firenze 1951, die neuen Wörter und sprachlichen Neubildungen des Italienischen der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg. Es ist interessant zu sehen, daß das heutige Italienisch neben Bildungen wie *autocritica* auch Wörter vom Typ *autoparco, autoscuola* kennt. In der Tat weiß man nun (theoretisch) nicht, wenn ein Autofahrer den *autocontrollo* verliert, ob er die Selbstkontrolle oder die Kontrolle über das Auto verliert. Die Mehrdeutigkeit von *romanista* (S. 255) besteht auch in anderen Sprachen (im Deutschen: Fachvertreter des römischen Rechts oder der romanischen Philologie). Neben *la studente* steht *la studentessa.* Die kosmopolitischen Einflüsse der Gegenwart haben jedenfalls zur Übernahme von Wörtern und zu Neubildungen geführt, die der syntaktischen Struktur des Italienischen nicht adäquat sind und meistens germanischer (englischer) Syntax entsprechen.

José Gonçalo C. Herculano de Carvalho, *Porque se falam dialectos leoneses em terras de Miranda?* (S. 265–281). Studiert eingehend die von den Zisterzienserklöstern Moreruela und Castañeda seit dem 13. Jahrhundert in der Terra de Miranda durchgeführte Kolonisation, die wahrscheinlich bis ins 15. Jahrhundert andauerte (Karte der Besitzungen dieser leonesischen Klöster S. 278), und sicher für die Herausgestaltung des mirandesischen Sprachtyps von Bedeutung gewesen ist, wenn auch angenommen werden muß, daß das Gebiet schon vorher leonesisch sprach (es gehörte zum Bistum Astorga). Ähnliches gilt auch für den Ort Guadramil und die Hälfte des Ortes Rio de Onor im äußersten Nordosten von Trás-os-Montes, die leonesisch sprechen. Für die Bewahrung des Leonesischen in der Terra de Miranda bis auf den heutigen Tag führt H. de C. die bekannten Gründe an: die Gegend ist von Westen her schwer zugänglich und unterhält, zum Teil infolge dieser Abgeschlossenheit, intensive wirtschaftliche Beziehungen zu Spanien. Dazu kommen Heiraten hinüber und herüber.

P. Cunha Serra, *Estudos toponímicos* (S. 283–296). Fortsetzung der in Bd. IV begonnenen Serie. Führt den Ortsnamen *Três Minas* zurück auf das Patronym **Trasmirici* zu *Trasmirus;* behandelt ferner *Almodafa, Sabrosa* u. ä., *Carromeu.*

S. 297–342 *Recensões críticas.* S. 343–494 *Notas bibliográficas.* – Nachrufe auf A. Ferraz de Carvalho (von P. Cunha Serra) und Jakob Jud (von J. G. C. Herculano de Carvalho und von M. de Paiva Boléo). – Indices.

Wilhelm Giese

Archivos de folklore chileno. (Universidad de Chile. Facultad de Filosofía y educación. Instituto de Investigaciones Folklóricas „Ramón A. Laval") Fascículos 1. 2. 3. (Santiago de Chile 1951).

Wir begrüßen lebhaft das Erscheinen dieser neuen südamerikanischen volkskundlichen Zeitschrift von hohem Niveau. Die *Archivos* sind das Organ des erst kürzlich an der Universität Santiago in Chile als Abteilung des „Instituto de Investigaciones Histórico-culturales" gegründeten „Instituto de Investigaciones Ramón A. Laval", das seinen Namen trägt in Erinnerung an R. A. Laval, einem bedeutenden Märchenforscher, aus dessen Forschungen in Chile *(Tradiciones, leyendas y cuentos populares recogidos en Carahue (Chile),* Santiago 1921; *Cuentos populares en Chile recogidos de la tradición oral,* Santiago 1923) – außerdem *Contribución al folklore de Carahue* I (Madrid 1916) – die vergleichende Wissenschaft hat großen Nutzen ziehen können. Die *Archivos* werden herausgegeben von dem Direktor des Instituts, Yolando Pino Saavedra, und erscheinen in einzelnen Heften von mehr als hundert Seiten Umfang. Durch Übersetzung methodisch wichtiger Arbeiten des Auslandes macht das Institut die Chilenen, und die Völker spanischer Zunge überhaupt, auf den Stand der wissenschaftlichen Forschung des Auslands aufmerksam. So finden wir in f. 2 die span. Übersetzung des Abschnittes *Volkskunde als Wissenschaft* aus R. Weiss, *Volkskunde der Schweiz* und in f. 3 die Übersetzung einer Studie über das Volksmärchen aus C. W. v. Sydow, *Selected Papers on Folklore* (Kopenhagen 1948). Die Masse der Beiträge ist aber der chilenischen Volkskunde gewidmet. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß Märchen und Volkslieder zwar nicht in phonetischer Schreibung dargeboten werden, aber doch in einer Graphie, die es gestattet, den phonetischen Wert zu erkennen, so daß die Texte abgesehen von ihrem volkskundlichen Wert ein beachtenswertes Material für das Studium der Phonetik der chilenischen Volkssprache darstellen. An Beiträgen zur chilenischen Volkskunde erhalten die drei Faszikel die folgenden Arbeiten:

A. Andrade Coloma, *Folklore de Valdivia,* das ganze erste Faszikel ausfüllend, ist eine reichhaltige Sammlung von Volksliedern aus Valdivia, darunter für Chile besonders charakteristische *(zama)cuecas* und *contrapuntos,* aber auch von Rätseln, Kinderspielen und Märchen. Name und Alter der Personen, die die Texte mitgeteilt haben, ist stets angegeben.

R. S. Boggs, *La investigación de la adivinanza* (F. 2, S. 31–36): Ausführungen des bekannten nordamerikanischen Forschers über Arten und Struktur der volkstümlichen Rätsel mit besonderer Berücksichtigung Chiles.

E. Molina Herrera, *Mitología chilota* (F. 2, S. 37–68): Sehr wertvoller Beitrag zum Volksglauben des Chiloe-Archipels. M. H. hat als Beamter ein Jahr lang in dem Hafenort Achao, dem Hauptort der kleinen Insel Quinchao, gelebt und von da aus auch die anderen kleineren Inseln sowie die Hauptinsel besucht und tiefgehende Eindrücke vom Volksglauben gewonnen. S. 46: Die (gutgesinnte) Meeresfrau, die oft den Fischern hilfreich ist, heißt *Pincoya,* ihr Mann *Pincoy.* M. H. zerlegt *Pincoya* in *pin* und *coya* und stellt *coya* zu khechua, aymará *coya* ‚esposa del Emperador o princessa'. In der Tat wurde die rechtmäßige Frau des Inca *coya* genannt, im Gegensatz zu den *mamacuna,* den Kebsweibern; eine Prinzessin bezeichnete man je-

doch im Khechua mit *nusta*. *Pincoy* wäre dann eine span. Maskulinbildung zu *Pincoya*. Solange aber *pin* sprachlich nicht geklärt ist, ist es nicht sicher, ob die Zerlegung *pin-coya* berechtigt ist. Falls aber *Pincoy* das Primäre ist (und *Pincoya* ein span. Femminin), so sei daran erinnert, daß ja *coy* im Khechua ‚Meerschweinchen' bedeutet (dies war im Incastaat der Fleichlieferant der kleinen Leute und wird auch heute noch von den Indianern gegessen), so daß *Pincoy* die Bezeichnung eines Tieres (Meertieres) sein könnte. Die sprachliche Seite bedarf der weiteren Klärung. – Ausführlich wird der Hexenglaube behandelt, in dessen Ausgestaltung M. H. mit Recht sowohl einheimische wie auch spanische Elemente gelten läßt.

R. Silva Castro, *Notas bibliográficas para el estudio de la „poesía vulgar" de Chile* (F. 2, S. 69–86): Beschreibt die einschlägigen Veröffentlichungen aus den Jahren 1866 bis 1933. In der Einleitung ein bemerkenswerter Hinweis auf eine von R. Lenz angelegte umfangreiche Sammlung chilenischer Volkspoesie, die sich seit 1933 in der Biblioteca Nacional in Santiago befindet.

E. Figueroa, *Apuntes folklóricos de Malleco* (F. 2, S. 87–106): Einige Volkslieder, Rätsel, ein Märchen, allerlei Aberglaube, aber auch Küchengeräte und Speisen aus der Provinz Malleco. Die Namen der Küchengeräte, der Speisen, der Heilpflanzen, der Gewebe und der Farben sind weitgehend araukanisch, des öfteren stammen sie aus dem Khechua. Da die Verf. sich nicht weiter um dieses Wortmaterial gekümmert hat, ist es besonders dankenswert, daß Pino Saavedra in den von ihm beigesteuerten Anmerkungen (S. 107–110) auch den Ursprung dieser Wörter andeutet.

Y. Pino Saavedra, *La cueca en los campos de Llanquihue* (F. 3, S. 23 bis 71): Reiche Sammlung von *cueca*-Texten, die P. S. nach dem Vortrag von drei Volkssängern in Parga (im Süden der Prov. Llanquihue, also nördl. der Insel Chiloe) aufgezeichnet hat, mit einer Studie ihrer metrischen Form und zahlreichen Vergleichen mit Liedern anderer Gegenden Chiles und mit dem umfangreichen argentinischen Volksliedschatz.

T. Lago, *El caballo entre los indios chilenos* (F. 73–78). Über chilenisches Reitzeug habe ich in meiner Studie *Lateinamerikanisches Reitzeug* (Archiv für Anthropologie, N. F. XXI, 70–89) gehandelt; vgl. auch meine Zusammenstellung von spanischen Lehnwörtern im Araukanischen, die die Bezeichnungen der Pferde bzw. die „Arreos de las caballerías" betreffen im *Boletín de filología* (Santiago de Chile) V, 121–122.

M. Pizarro, *Medicina y curación populares en Monte Patria* (F. 3, S. 79–89). Monte Patria ist ein Dorf im Departamento Ovalle in der Prov. Coquimbo (im Norden von Valparaíso).

Abertano González, *Cuatro cuentos populares de Nirivilo* (F. 3, S. 91 103). Nirivilo ist ein Ort in der Prov. Maule (nördl. von Concepción).

Wilhelm Giese

Boletim do Instituto Histórico da Ilha Terceira. Angra do Heroísmo. Vol. III–VIII. 1945–1950.

Zu den bekannten führenden Zeitschriften der Azoren, der in Angra do Heroísmo erscheinenden, von der Sociedade Afonso Chaves heraus-

gegebenen *Açoreana* und der *Insulana,* die das Organ des Instituto Cultural in Ponta Delgada ist, gesellt sich seit 1943 das *Boletim* des im gleichen Jahre in Angra do Heroísmo gegründeten Instituto Histórico da Ilha Terceira. Ich möchte auf diese neue, gut ausgestattete Zeitschrift besonders aufmerksam machen, da sie, was der Titel an und für sich nicht vermuten läßt, außer Arbeiten zur Geschichte der Azoren, zahlreiche Beiträge zur portugiesischen Sprachwissenschaft und zur Volkskunde der Azoren enthält und infolge der starken Berücksichtigung der sprachlichen und volkskundlichen Beziehungen zwischen den Inseln und dem Festland einerseits und zu Brasilien andererseits auch wichtig ist für den Forscher, der sich Portugal oder Brasilien zuwendet. Die Zeitschrift, die in Jahresbänden von rund 300 Seiten erscheint, wird von dem Gründer des Instituts redigiert, dem rühmlichst bekannten Dialektologen und führenden Volkskundler der Azoren, Dr. Luís da Silva Ribeiro.

Sprachwissenschaft: F. Lopes Jr., *Subsídio para o estudo da linguagem do povo da Ilha Terceira* (III, 332–334) teilt volkstümliche Vergleiche und Ausrufe mit. H. Braz, *Ruas da cidade* (IV, 65–258) enthält die Straßennamen Angras aus alter und neuer Zeit. F. Lopes bringt IV, 296–300 Ausdrücke und Spitznamen von der Insel Graciosa. *Arcaismos portugueses na linguagem popular do Rio Grande do Sul* behandelt W. Spalding (V, 122–164) auf Grund der Schriften der südbrasilischen Gaucho-Regionalisten. In seinem Beitrag über die Briefe von nach USA ausgewanderten Bewohnern der Insel Terceira (V, 231–246) behandelt L. da Silva Ribeiro auf S. 241–246 deren sprachliche Eigentümlichkeiten. Über die *Pronúncia insular portuguesa* schreibt F. Millet Rogers (VIII, 194–222; es handelt sich um eine Übersetzung der in der *Hispanic Review* XVII, 1949, S. 47–70 erschienenen Arbeit). Die einzelnen Inseln der mittleren und westlichen Azoren werden dabei getrennt behandelt. S. 212 bemerkenswerte Angaben über die Sprachmelodie auf Faial.

Indirekt interessieren den Sprachwissenschaftler die Beiträge über die Besiedlung der Azoren: M. de Menezes, *O problema da descoberta e povoamento dos Açores e em especial da Ilha Terceira* (V, 1–121) und M. Menezes, *Revisão ao problema da descoberta e povoamento dos Açores* (VII, 1–226), über die Auswanderung von Açorianos nach Brasilien: A. R. Belo, *Relação dos emigrantes açorianos para os Estados do Brasil . . .* (V, 165–176; VI, 29–55; VII, 227–246; VIII, 35–57; mit Passagierlisten nach verschiedenen Quellen und Statistiken), und nach USA: L. da Silva Ribeiro, *Cartas de América* (V, 231–246).

Volkskunde: I. Enes, *Tradições populares da Freguesia dos Altares da Ilha Terceira* (III, 289–313, V, 177–205) ist ein reichhaltiger Beitrag zur Volkskunde von Altares an der Nordwestküste von Terceira, der Kindergebete, Anrufungen der hl. Katharina, des hl. Antonius, hl. Bartholomäus und der hl. Therese, Kinderreime, Volkslieder, Rätsel und Sprichwörter mitteilt, aber auch beachtenswerte Ausführungen über volkstümlichen Glauben, über das Johannisfest und die Hochzeitsbräuche (u. a. Fruchtbarkeitszauber durch Bewerfen des Brautpaares mit Getreide) enthält. Dazu kommen einige Märchen und Romanzen (VIII, 68–98). Eine Ergänzung bildet der Beitrag des gleichen Verfassers *As festas do Espírito Santo nos Altares* (VI, 107–123). Alte Verordnungen über das auf allen Azoreninseln beliebte *Espírito*

Santo-Fest veröffentlicht J. A. Pereira (VIII, 58–63). M. Machado de Avila widmet sich der Volkskunde der Insel Graciosa. Die von ihm mitgeteilten *Ensalmos e orações da Ilha Graciosa* (VI, 141–152; VIII, 99–106) gehen die Volksreligion und die Volksmedizin in gleicher Weise an (Besprechungen, Abwehrzauber). Wir verdanken seinem Sammeleifer auch genau lokalisierte Volkslieder der Insel (VI, 153–172). F. Lopes, *A pesca na Ilha Terceira* (VI, 61–106) interessiert durch die Angabe der Fanggeräte, der Namen der Fische und der Fischgründe: eine wertvolle Ergänzung zu der grundlegenden und ausgezeichnet illustrierten Studie von L. da Silva Ribeiro, *Notas sobre a pesca e os pescadores na Ilha Terceira,* Angra 1936 (aus *Açoreana* vol. I). L. da Silva Ribeiro verdanken wir die schöne vergleichende Studie über Brotsegen auf der Insel Terceira (VI, 233–257) mit Vergleichsmaterial aus allen Gegenden Portugals und aus Galizien. Über den Brotsegen in Portugal wäre noch nachzutragen H. Urtel, *Beiträge zur portugiesischen Volkskunde,* Hamburg 1928, S. 75–76. In *Adivinhas populares terceirenses* (VIII, 114–143) fügt L. da Silva Ribeiro den gesammelten Volksrätseln zahlreiche Parallelen aus Portugal, Brasilien, von den Kanarischen Inseln usw. bei. Sein *Discurso* vom 29. Dez. 1950 (VIII, 173–193) behandelt das portugiesische Erbe im Volkstum der Azoren. Auf das Gebiet der religiösen Volkskunde führt seine Studie *A lenda de Nossa Senhora da Ajuda* (VIII, 223–235).

Von besonderem Interesse sind die Arbeiten, die sich mit volkstümlichen Gebräuchen beschäftigen, die den Azoren und Brasilien gemeinsam sind: L. da Silva Ribeiro, *Superstições comuns ao Brasil e aos Açores* (VI, 124–140) und W. Spaldings Beitrag gleichen Titels (VII, 283–290).

Besonders hingewiesen sei auf die am Schluß der Bände stehenden kleinen Beiträge zur azoreanischen Volkskunde, meist aus der Feder von L. da Silva Ribeiro. Für den Ursprung der *touradas à corda* auf Terceira wichtig ist der Nachweis (VII, 317), daß sich diese Sonderart des Stierkampfes auch auf dem portugiesischen Festland findet und zwar im Minho (Ponte de Lima, Penafiel) und in Estremadura (Arruda dos Vinhos). Zu V, 285 *(O ramo nas tavernas)* bemerke ich, daß mir der Brauch einen Zweig anzubringen, wenn Wein ausgeschenkt wird, aus der Rheinpfalz durchaus geläufig ist. Dort wird der Zweig von Leuten angebracht, die nur den Wein ihrer eigenen Ernte ausschenken.

Wilhelm Giese

Besprechungen

Friedrich Stolz, *Geschichte der lateinischen Sprache;* 3. Aufl. von Albert Debrunner. Berlin 1953; Sammlung Göschen Band 492. 136 S.

Dieses seit längerer Zeit nicht mehr greifbare Büchlein ist durch A. Debrunner weitgehend umgearbeitet worden. Der dem Bearbeiter eigene umfassende Blick schenkt uns einen Überblick über die Entwicklung des Lateinischen, in dem kaum ein wichtiges Moment übergangen worden ist. Aus der indogermanischen Zeit her durch das Uritalische, das archaische und das klassische Latein bis zu seiner Ver-

fächerung in die verschiedenen romanischen Sprachen wird der Fluß der Sprache knapp charakterisierend dargestellt. Sehr dankenswert sind auch die vielen Sprachproben aus den verschiedensten Perioden, mit den beigegebenen kurzen und eindringlichen Kommentaren. Zwischen reiner Darstellung und Hinweis auf ungelöste Fragen hält das Büchlein eine gesunde Mitte. Anzumerken hat der Romanist nur belanglose Kleinigkeiten. S. 8 wäre die Studie über die Ausgliederung der romanischen Sprachräume besser nach der Buchausgabe von 1950 (Bern, Francke) zu zitieren gewesen. S. 60 wäre doch wohl der Passus über die rasche Romanisierung der Gallier zu differenzieren gewesen; er gilt wohl für Oberitalien und die oberen Klassen und die städtischen Siedlungen im Gallien, viel weniger für das flache Land der Gallia Transalpina und für die Hochtäler. W.

Rossana Baccetti-Poli, *Saggio di una bibliografia dei gerghi italiani.* Università di Padova, Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia; Padova 1953. XXIV – 213 S.

In diesem schön ausgestatteten Band wird uns eine überaus wertvolle Arbeit vorgelegt, die unter der erfahrenen Leitung von Carlo Tagliavini und Alberto Menarini entstanden ist. Die Verf. hat in jahrelangem Forschen eine Übersicht über die vorhandenen Studien zum Gergo der verschiedenen Regionen Italiens geschaffen, die vorbildlich genannt werden darf. Sie weist nicht weniger als 904 Publikationen nach, wobei allerdings jede Rezension, auch die bescheidenste, als besondere Nummer erscheint. Zum Glück für die Benutzer, deren Zahl sicher sehr groß sein wird, ist jeder Nummer eine kurze kritische Würdigung beigegeben, welche das Arbeiten in diesem schwierigen Gebiet sehr erleichtern wird. Nicht aufgenommen wurden die Arbeiten über die Soldatensprache, die technologischen Vokabulare, die Studien zu den judäo-italienischen Sondersprachen. Geographisch wurden erfaßt das politische Italien (also inklusive z. B. die nach Italien gehörigen frankoprovenzalischen Argots)[1], sowie der Kanton Tessin, während allerdings Korsika wegbleibt.

Gut gearbeitete Indices ermöglichen es, sich trotz der alphabetischen Aufreihung des gesamten Stoffes rasch darüber zu orientieren, was für die einzelnen Gegenden zur Verfügung steht. Dabei wird die regionale Übersicht dadurch ermöglicht, daß unter den Namen der großen Landschaften (Piemonte usw.) außer den Verweisen auf die für die ganze Landschaft gültigen Werke auch noch Verweise auf die Namen der Täler und Lokalitäten stehen, unter denen dann besondere Studien erwähnt werden. Im ganzen ein willkommenes und sehr gut durchdachtes Hilfsmittel für die weitere Erforschung der Gerghi. W.

C. A. Robson, *Maurice of Sully and the Medieval Vernacular Homily, with the text of Maurice's French Homilies from a Sens Cathedral Chapter MS.* Oxford 1952. XII – 219 S.

Eine Generation bevor durch Villehardouin die chronistische Prosa begründet wird, schreibt Maurice de Sully, Bischof von Paris, seine

[1] Mit Rücksicht auf diese wäre es vielleicht am Platz gewesen, auch das FEW zu zitieren, in dem ja für diese lexikalischen Elemente oft eine etymologische Erklärung vorgeschlagen wird.

Homelien. Zusammen bilden sie einen Zyklus, der berechnet ist auf das ganze Jahr. Es sind ihrer im ganzen 69. Sully, wohl aus einfachen Verhältnissen stammend, kam wahrscheinlich aus der Gegend von Orléans, gelangte ca. 1140 nach Paris, wo er an der theologischen Schule von St. Victor weiter studierte und allmählich selber zum Meister wurde. Seine Bedeutung und sein Einfluß sind erschöpfend geschildert worden von V. Mortet (Mémoires de la Société d'Histoire de Paris 16). Ein Ausfluß seiner Bemühungen als Führer der Geistlichkeit und Verbreiter christlicher Gedanken unter dem Volk sind eben diese Homelien, Anleitungen zum Verständnis und zur Lehre des Wortes Christi, eine Vorstufe zur späteren, voll entwickelten Predigt. Geschrieben wurden sie zwischen 1168 und 1175, und damit sind sie bei weitem der älteste französische Prosatext, wenn man von Übersetzungen absieht. 1196 zog sich Maurice von seinem Amt zurück und starb kurz darauf in der Abtei St. Victor.

Das Werk von Maurice de Sully war im 13. und 14. Jahrhundert außerordentlich beliebt: es sind uns davon über 30 Manuskripte erhalten, und wir finden es wiederholt Ende des 15. Jahrhunderts unter den ältesten Drucken. Um so größer ist das Verdienst von Robson, diesen ehrwürdigen Text endlich einmal durch eine befriedigende Ausgabe den Romanisten und den Freunden der französischen Sprache überhaupt zugänglich gemacht zu haben. Es handelt sich dabei nicht um eine kritische Ausgabe in dem Sinn, den man in einem ähnlichen Fall gewöhnlich erwartet. Robson vermag nämlich sehr wahrscheinlich zu machen, daß das Manuskript von Sens auf einer durch Maurice selber bereinigten und im Stil vervollkommneten Handschrift beruht, also sozusagen den Wert eines Originals hat. Fast alle andern Exemplare aber gehen auf Abschriften zurück, die hergestellt worden sind, bevor Maurice seine Überarbeitung vornahm. Ein Vergleich wird dem Leser dadurch ermöglicht, daß die Predigten 14–19 (16, 18 und 19 fehlen ganz oder zum Teil im Mskr. von Sens) im Text des Mskrs. Fonds Fr. 13 315 der Bibl. Nat. beigefügt werden.

Die Schreibung des Mskrs. von Sens ist dadurch bemerkenswert, daß sie sich im allgemeinen den Regeln der pikardisch-franzischen Graphie anschließt, wenn auch mit großen Schwankungen (s. S. 91 *la senefiance, li senefiance, le liepre; pecié, pechié* usf.). Es bezeugt wiederum die große Autorität, welche diese Schreibweise damals besaß. Ein Glossar beschließt das Buch. Die Bedeutungen konnten jeweils mit Hilfe der biblischen Texte und der lateinischen Version der Homelien kontrolliert werden, und stehen daher mit Sicherheit fest. Leider hat R. nur eine kleine Auswahl von Wörtern in das Glossar aufgenommen. Bei einem so alten und so bedeutsamen Text hätte dieses mindestens dreimal so umfangreich werden müssen, um alles, was für die Geschichte der franz. Sprache von Wert ist, herauszuheben, wie eine Durchsicht der Homelie 35 ergeben hat.

Alles in allem genommen eine sehr verdienstvolle Arbeit, die auch der Oxforder Romanistenschule, aus der sie hervorgegangen ist, Ehre macht.

W.

Paul Lévy, *La langue allemande en France;* pénétration et diffusion des origines à nos jours; vol. II, de 1830 à nos jours. Lyon-Paris (1952). 275 S.

In diesem Band setzt P. Lévy seine Studien über die deutsche Sprache in Frankreich fort, in drei Kapiteln, die ein sehr verschiedenes Bild ergeben, da sie drei sich scharf gegen einander absetzende Perioden betreffen: 1830–1870, 1870–1914, 1914–1944. Vor allem verfolgt Lévy sehr sorgfältig die Einwanderung oder vorübergehenden Aufenthalte von Deutschen in Frankreich und das Verhältnis, das sich gewisse französische Kreise zum Deutschen schufen, die Stellung des Deutschen im mittleren und oberen Unterricht, die wechselnde Einstellung zum Deutschen in den deutschsprechenden östlichen Departementen. Kurze Zusammenfassung geben auch Auskunft über die lexikalischen Elemente, die das Französische und auch seine östlichen Mundarten aus dem Deutschen bezogen haben, dies allerdings nur aus zweiter Hand. Im Ganzen ein für die Angaben zuverlässiges Buch. W.

Atlas Linguistique de la Wallonie. Tableau géographique des parlers de la Belgique romane d'après l'enquête de Jean Haust et des enquêtes complémentaires. Tome I. Introduction générale. Aspects phonétiques (cartes 1 à 100) par Louis Remacle. Liège, Vaillant-Carmanne, 1953.

Mit diesem Band beginnt die Publikation eines Werkes, an dem annähernd dreißig Jahre gearbeitet worden ist. Sein Ausgangspunkt liegt in der Persönlichkeit von Jean Haust (1868–1946), in seiner großen Liebe zu den heimischen Mundarten, in dem Tiefblick, der diesem Forscher eignete und in dem zähen, unbeugsamen Willen, die belgischen Mundarten in ihrer ganzen Fülle der Forschung zugänglich zu machen. In seinem dreibändigen Lütticher Wörterbuch war der gesamte Wortschatz der einen Mundart unter verschiedenen Aspekten dargestellt worden. Und während dieses Werk heranwuchs, begann auch schon Haust, seit 1920, Aufnahmen auf dem Gebiet der ganzen Wallonie vorzubereiten. Diese Aufnahmen wurden nach einer besonderen, von ihm ersonnenen Methode durchgeführt: mit Hilfe eines in die verschiedenen Gemeinden gesandten Fragebogens, dessen Ergebnisse in einer gemeinsamen Sitzung von Explorator und Sujet bereinigt wurden. Dadurch wurde ein rascheres Vorwärtsschreiten der Aufnahmen ermöglicht. Anderseits ging natürlich die Spontaneität der Antworten weitgehend verloren, die dem ALF und dem AIS eignen. Diese Bemerkung ist nicht in dem Sinne gemeint, daß der wallonische Atlas (ALW) deswegen weniger Vertrauen verdiene. Nur muß man sich darüber klar sein, daß das Individuelle und Okkasionelle, das den Aufnahmen des ALF und des AIS eignet, im ALW eine viel geringere Rolle spielt. Dafür wird hier die gemeinsprachliche Ausdrucksweise eines Ortes stärker hervortreten. Also weniger ‚parole' und mehr ‚langue'.

Bei seinem Tode hatte Haust die Aufnahmen in 210 Orten zu Ende geführt und einige weitere vorbereitet. Er hatte das Glück, das Hauptwerk seines Lebens in den Händen zweier jüngerer Romanisten zurückzulassen, die von ihm Vorbildung und Enthusiasmus für die Forschung erhalten hatten: Louis Remacle und Elisée Legros. Unterstützt vom Fonds National de la Recherche Scientifique führten sie die Aufnahmen fort. Vorgesehen sind 114 Aufnahmen, über die 210 von Haust bereinigten hinaus. Diese Aufnahmen, verschiedenen Mitarbeitern an-

vertraut, sind heute noch nicht zu Ende geführt. Aber der Wunsch, das Erscheinen des Werkes nicht mehr länger hinauszuzögern, hat seine beiden Fortsetzer und Herausgeber veranlaßt, mit den ersten beiden Bänden hervorzutreten, bevor die Aufnahmen gänzlich abgeschlossen sind. Da die Aufnahmen nach Sachgebieten gegliedert sind, ähnlich dem AIS, wird dieses Vorgehen einzig die Folge haben, daß die beiden ersten Bände ein etwas weniger dichtes Netz aufweisen, als die folgenden.

Der erste Band, der heute vorliegt, umfaßt 100 Karten. Dieser Band, von Remacle herausgegeben, ist der Darstellung der Lautverhältnisse gewidmet. 100 Wörter, die in ihrem Lautkörper die wichtigsten Erscheinungen enthalten, sind hier durch das ganze Gebiet hindurch dargestellt. Sie mußten unter den Begriffen ausgewählt werden, die im ganzen Gebiet mit dem gleichen Worttypus bezeichnet werden. Die Karten enthalten nicht die Formen selber, sondern Zeichen; diese Zeichen repräsentieren jeweils einen bestimmten lautlichen Typus, unter Vernachlässigung leichter Abweichungen. Der Nachteil, den man auf den ersten Blick empfinden könnte, daß man gar keinen Zutritt zu den Originalaufnahmen erhält, besteht nicht. Jeder Karte ist nämlich eine Liste beigegeben, in der die Originalformen stehen. Der ALW bietet also nicht weniger als die andern Atlanten, sondern sehr viel mehr: in Form von Listen das Rohmaterial und daneben in Form von Karten eine erste Interpretation, welche die beiden gründlichen Kenner dieser Mundarten von diesem Material geben. Besonders für diejenigen, welche die Wallonie im Rahmen eines größern Ganzen zu betrachten haben, wird diese Art der Publikation eine Erleichterung und Förderung von unschätzbarem Gewinn sein.

Der Titel Atlas Linguistique de la Wallonie ist natürlich nicht ganz zutreffend, weil ja ein Teil des romanischen Belgien nicht wallonischer Mundart ist. Und auch der Untertitel enthält eine kleine Ungenauigkeit, weil auch einige Punkte berücksichtigt werden, die in Frankreich liegen. Das ist die Folge der durch die komplizierte historische Entwicklung etwas verwickelt gestalteten Grenzziehung. Der Südosten, das Pays Gaumais (ungefähr das Arrondissement Virton), spricht eine lothringische Mundart; die Mundart des Westens (Hennegau) ist pikardischer Prägung. Der wallonisch sprechende Zipfel von Givet (Frankreich) ist durch einige Punkte vertreten. Und die Tatsache, daß ein kleiner Teil der Provinz Westflandern noch romanischer Mundart ist, hat die Schöpfer des ALW veranlaßt, im französischen Departement Nord einige Gemeinden mitzunehmen, welche diese innerhalb Belgiens abgesprengte Mundarten mit dem Hennegau (Hainaut) verbinden.

So wächst hier dank der Zähigkeit und des Weitblicks von Dialektologen zweier Generationen ein Werk heran, das bestimmt ist, die innerhalb des Französischen zweifellos am meisten lebenskräftigen Mundarten in ihrer ganzen Fülle und Vielfalt der Forschung zugänglich zu machen.

W.

Register zu Bd. LXVI

Sachregister

Wortregister

A. THIERBACH

Register zu Bd. LXVII

Sachregister

Wortregister

A. THIERBACH

BESPRECHUNGEN

Manuskripte für die Zeitschrift sind an den Herausgeber

Professor Dr. Walther v. Wartburg, Predigerhofstraße 25, Basel

zu senden. Besprechungsexemplare an den Max Niemeyer Verlag Tübingen, Wilhelmstraße 22. Die Verfasser erhalten vom Verlag zwanzig Separate ihre Beiträge gratis.

Nach Tradition und Raumberechnung bleiben Artikel und Rezensionen von Publikationen zur neufranzösischen Literaturgeschichte (von der Renaissance ab) anderen Zeitschriften vorbehalten. Doch gilt dies nicht für die anderen romanischen Sprachen, auch nicht für die neufranzösische Sprachgeschichte. Rücksendungen erfolgen nur nach Aufforderung.

Die Herren Mitarbeiter werden höflichst ersucht, Manuskripte druckfertig einzusenden und in den Korrekturbogen nach Möglichkeit solche Änderungen zu vermeiden, die mit Zeilen- oder Seitenumbrechung verknüpft sind. Die Verlagsbuchhandlung trägt nicht mehr die Kosten für die von der Druckerei nicht verschuldeten Korrekturen. Korrekturen bitte stets schleunigst zu erledigen.